

Inhaltsverzeichnis

Band 1:

Der Meister.....	2
Kapitel 1	
Die Schülerin.....	3
Kapitel 2	
Der Meister.....	9
Kapitel 3	
Gotlinde.....	17
Kapitel 4	
Die Magie.....	32
Kapitel 5	
Die Menschen.....	46
Kapitel 6	
Aufbruch.....	74
Kapitel 7	
Heimwärts.....	105
Kapitel 8	
Gotlinde.....	124
Charaktere.....	128
Orte.....	129
Wesen.....	130
Ereignisse.....	131
Gedichte.....	132
Gedicht 1.....	132
Gedicht 2.....	132
Gedicht 3.....	132
Gedicht 3 - Teil 2.....	132
Gedicht 4.....	132

Band 1: Der Meister

„Diese Welt ist alt geworden. Keiner wehrt sich noch gegen jenes Unrecht, welches ihm zuteil geworden ist.“ Das waren Fulchars Worte, kurz bevor er starb. Im Grunde genommen hatte er Recht, doch frage ich mich bis heute, ob es denn Sinn mache, sich darüber zu beklagen.

Ich bin Baradé und dies ist mein Buch. Es ist mein bisher einziges Buch über das Leben, das ich lebte, lebe und möglicherweise noch leben werde. Ich weiß noch nicht genau, warum ich es schreibe. Vielleicht verspüre ich einfach den Drang, alles aufzuschreiben, was mir und jenen, die ich kenne und kannte widerfuhr, vielleicht muss ich einfach festhalten, was geschah in jener Zeit, um keinen darüber im Dunkeln zu lassen, was Völker und Einzelne sich angetan haben.

Auch wenn ich bezweifle, dass ein Schriftstück das Herz auf Lebenszeit berühren kann, so muss ich doch gestehen, dass ich wieder ein Wenig Hoffnung auf Besserung verspüre, trotz all dem, was geschehen ist.

Kapitel 1

Die Schülerin

Es begab sich an einem gewöhnlichen, kalten, nebligen Morgen, da kam mir zu Ohren, dass sich eine mächtige Hexe in meines Bruders Königreich Tfhahn, dem Königreich der Hochelfen, herumtrieb. Sie wolle aber nicht verraten, wer ihr Herr und Meister sei und von wem sie die hohe Kunst der Magie erlernt hatte. Da sich bereits einige der Gelehrten in der Stadt Lichtdrang über sie beschwert und große Bedenken gegenüber dem dortigen Konsul geäußert hatten, wurde sie von der Stadtwache vorerst in Gewahrsam genommen. Eigentlich war für mich nichts Besonderes an diesen Geschehnissen zu erkennen, da es durchaus häufiger vorkam, dass mächtige Unbekannte das Land durchreisten.

Jedoch hatte es sich bei den anderen Unbekannten meist um Magier gehandelt, die kleinere besondere Kunststücke vollbrachten und sich auf ein den Hochelfen durchaus bekanntes Gebiet der Magie spezialisiert hatten. Die Hexe aber, so erzählte man mir, beherrschte angeblich mächtige dämonische Zauberei, die man nicht einmal annäherungsweise in ihrer Form irgendwo zuvor gesehen hatte. Zudem war sie ein Mensch. Das machte das Ganze für mich umso interessanter, da ich selbst als Sohn eines Hochelfen und einer Frau, die von Menschen abstammte, im Gegensatz zu meinem Bruder, sozusagen der einzige Mensch im Hofstaat Tfhahns war. Mein Bruder Dararos, der zu diesem Zeitpunkt einen wichtigen Vertrag mit König Willmar, dem König der Menschen, aushandelte, trug mir auf, mich um dieses vermeintliche Problem zu kümmern und die magischen Fähigkeiten der Hexe gründlich zu überprüfen.

So begab ich mich noch an jenem Tag nach Lichtdrang, zum Hauptmann der dortigen Stadtwache und bat diesen, mich zur Gefangenen zu bringen. Lichtdrang, eine zwar kleine aber dennoch von durchaus Wohlhabenden bewohnte und mit einer kleineren Bibliothek ausgestattete Stadt, war nicht allzu weit von der Hauptstadt Tfhahns entfernt, in der ich mich wie so häufig aufhielt und so brauchte ich nicht einmal einen halben Tag. Sicherlich trug meine große Neugier in meiner oftmals nur allzu langweiligen Tätigkeit als Botschafter der Hochelfen zu meinem raschen Eintreffen in Lichtdrang bei.

Das Gefängnis oder besser gesagt die selten genutzten Räumlichkeiten zum Einsperren von wem auch immer, bestanden aus genau drei Zellen, die mit alten, dicken Holztüren versehen waren. Auf meinem Weg dorthin traf ich auf nicht mehr als drei oder vier Wachen, einschließlich des Hauptmanns selbst, was mir durchaus zu denken gab, sollte es sich doch möglicherweise auch um eine gefährliche Hexe handeln.

Der Hauptmann öffnete mir die alte Zellentür und verschloss sie wortlos hinter mir, nachdem ich eingetreten war. Ich hörte, wie er den Gang entlang zurücklief, durch den wir gekommen war. Vor mir stand eine Gestalt mit einem tiefschwarzen Gewand, die mir den Rücken zugewandt hatte. Das Gewand hatte eine Kapuze, die den Kopf der Gestalt verdeckte. Zudem sah es aus als wäre es aus sehr kostbaren Stoffen angefertigt worden. Die Gestalt schien auf die alte, schimmelige Mauer ihrer Zelle zu starren. Langsam ging ich mit geballten Fäusten vorsichtig auf sie zu, jederzeit bereit mein Schwert zu ziehen. „Stopp!“, sagte sie plötzlich ruhig „Das ist weit genug.“. Sie drehte sich langsam um, doch ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, da dieses von der großen, schwarzen Kapuze ihres Gewands verdunkelt war.

Sie hatte eine klare, entschlossene Stimme und sprach dennoch nicht besonders laut oder aggressiv. „Ich bin Baradé, der Bruder Dararos', dem König der Hochelfen“, sprach ich, ebenfalls um eine klare Stimme bemüht und verneigte mich kurz, wie es bei den Hochelfen Brauch ist. Doch sie antwortete nicht. Es machte mich fast traurig, denn mir hatte ihre Stimme gefallen und ich wünschte

mir, sie wieder zu hören. Nach einer Weile des Schweigens, fuhr ich schließlich fort: „Mir ist zu Ohren gekommen, dass eine mächtige Hexe Tjahn, das Königreich meines Bruders durchreist und Angst unter seinen Untertanen verbreitet. Seid Ihr diese Hexe?“, fragte ich mit einem leicht gereizten Tonfall. Eigentlich war ich es als Botschafter, als Diplomat gewohnt, mir meine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen, aber ich konnte mein übereifriges Verhalten nicht verbergen.

„Hexe?“, fragte die Hexe, beinahe schon verwirrt. „Ich habe von Hexen gelesen, auch gehört von ihnen. Haben Hexen nicht Heilkünste und befassen sich hauptsächlich mit Kräutern und solchen Dingen?“, fragte sie, nun spottend. Ich nahm mir einen Schemel aus der Ecke der Gefängniszelle beiseite und setzte mich hin. Dann holte ich tief Luft, seufzte einmal kurz und fuhr erneut fort: „Nein. Aber Ihr wisst sicherlich, wie ich das meine. Es ist nun einmal so, dass wir keine Unruhen gebrauchen können und ob Ihr nun eine Hexe seid oder nicht, Tatsache ist nun mal, dass die Leute euch fürchten.“ Ich erklärte es, ja rechtfertigte es beinahe, wie einst die Älteren es taten, wenn sie versuchten uns Kindern etwas beizubringen.

Die Hexe ging einige Schritte auf mich zu. Sie lachte kurz. „Was nun?“, fragte sie und fand sichtlich Gefallen an unserer kleinen Unterhaltung. Vielleicht war es nur die einfache Tatsache, dass sie auch ein Mensch war, vielleicht auch ihre Stimme, ich weiß es nicht mehr, aber sie schuf eine Aura des Vertrauens, weshalb ich auf einmal viel offener sprach, sogar offener als mit manch einem, den ich schon seit langem kannte und vertraute.

„Nun, eigentlich bin ich gekommen, um Eure magischen Fähigkeiten zu überprüfen. Ich soll herausfinden, ob Ihr eine Gefahr für unser Königreich darstellt und falls das zutreffen sollte, so soll ich Euch ...“, ich hielt inne. „So sollt Ihr was mit mir tun?“, fragte sie gespannt und immer noch sichtlich amüsiert. Beinahe hatte ich den Teil des Auftrags meines Bruders verdrängt, der mir nicht gefiel.

Ich schämte mich fast es auszusprechen. „Ich soll Euch unschädlich machen.“, flüsterte ich, als würde ich es ihr ganz heimlich, im Vertrauen sagen. „Ihr sollt mich also töten?“, fragte sie und lachte erneut.

Langsam begann ich diese Art von Auftrag zu hassen. Ich hoffte, sie würde sich bald als harmlose Betrügerin entpuppen, da ich dem Hinrichten von wem auch immer ganz und gar abgeneigt war.

„Findet Ihr das wirklich so lustig?“, fragte ich und erhob mich von dem alten Schemel. „Oder besitzt Ihr die Macht, zu sehen, was Euch nach dem Tod wartet?“. Ich ging nun auf sie zu. Hätte ich Mitleid mit ihr, falls es wirklich zu einer Hinrichtung kommen sollte? Natürlich, so wie ich es mit allen hatte, so es jeder mit allen hatte. Der Unterschied bestand nur in der Überwindung des Mitleids. Doch ich wollte meines nicht überwinden, solange es ging.

Plötzlich war ich hellwach. Sie hatte meine Hand berührt. Ich versuchte weiterhin ruhig zu bleiben und blickte auf unsere Hände. Ich spürte ihre zarte Haut und wie sie sanft über meine innere Handfläche strich. Es kam mir vor als hätte ich dieses Gefühl seit einer Ewigkeit nicht mehr empfunden, vielleicht noch nie. Kurz darauf

hob ihre Hände und fasste an ihre Kapuze.

Niemals werde ich jenen Moment vergessen, in dem ich ihr Gesicht das erste Mal zu sehen bekam. Ihr ehrliches, unbeschwertes, sanftes Lächeln, welches einem das Gefühl von unendlicher Zufriedenheit gab und alle Sorgen davon trug. Die goldblonden Haare, zusammengebunden, glänzend im Licht, welches durch das winzige Zellenfenster, in die vermoderte Zelle hineinschien.

„Wollt Ihr es nicht selbst herausfinden? Vielleicht mit mir zusammen?“, fragte sie und lächelte noch ehrlicher und unbeschwerter als zuvor. Ich hatte nun völlig die Fassung verloren und stand einfach da. Reglos, wie angewurzelt und brachte keinen klaren Gedanken mehr hervor.

Ich starrte in ihr wunderschönes Gesicht und träumte vor mich hin. Sie hätte mich töten können und ich hätte es vermutlich nie bemerkt.

„Was? Mit Euch zusammen? Wovon sprecht Ihr?“, ich versuchte mich wieder zu fangen. „Ihr habt mich gefragt, ob ich die Macht besäße ...“ „Natürlich, stimmt. Wieso sollte ich das mit Euch zusammen herausfinden wollen? Überhaupt habe ich nun genug Zeit mit diesem Gespräch vergeudet. Erzählt mir lieber etwas über Eure Herkunft und besonders über Eure magischen Fähigkeiten“, sagte ich wieder mit ernstem Tonfall. Ich versuchte mich nun zwanghaft zu beherrschen und sachlich zu bleiben. Als würde ich nichts fühlen, nichts empfinden, auch wenn dem keineswegs so war. Ich hatte mich bereits verliebt.

„Magische Fähigkeiten?“, fragte sie und wich wieder zurück. Sie setzte ihre Kapuze auf und hob die rechte Hand. „Was ist schon Magie?“, rief sie unerschrocken und schnipste mit den Fingern. Da öffnete sich für einen kurzen Moment ein brennendes, rundes Tor an der alten, schimmlichen Mauer, auf die sie noch kurz zuvor gestarrt hatte und ich sah seltsame Kreaturen, die ich nie zuvor gesehen hatte, dadurch.

Als es sich wieder geschlossen hatte, lachte die Hexe erneut völlig unbeschwert.

Da erschrak ich. Ich setzte mich wieder auf den Schemel. „Was war das? Was zum Teufel habt Ihr getan? Waren das etwa Dämonen?“, rief ich entsetzt. Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich so etwas gesehen. Nicht einmal von meinem Bruder, der als der mächtigste aller Magier im Königreich galt, hatte ich jemals von solch einem Zauber gehört. Es wirkte völlig echt und furchteinflößend.

Doch die Hexe lachte nur. Da empfand ich einerseits Entsetzen und andererseits eine enorme Zuneigung ihr gegenüber.

„Ich würde mich viel lieber über andere Dinge mit dir unterhalten“, sagte sie auf eine fast schon verführerische Weise mit ihrer klaren Stimme und wirkte dennoch sehr freundlich und ehrlich. „Darf ich die Förmlichkeiten denn einfach so weglassen und du sagen?“, fügte sie noch unsicher hinzu.

Nun war ich verwirrt und wurde selbst immer unsicherer. Die Meisten anderen hätte ich schon längst zurechtgewiesen, aber nicht sie. Es schien mir beinahe so als wüsste sie selbst nicht so genau, was sie da tat und das erinnerte mich daran, dass es mir selbst oft genauso ging. Besonders als Mensch unter Hochelfen, der sich zwar hauptsächlich nur durch das Äußerliche von ihnen unterschied, jedoch egal wo, einfach überall auffiel. Zudem sah ich in meiner Stellung als Botschafter mehr oder weniger einen Zeitvertreib, eine Aufgabe, die man mir zugeteilt hatte, ganz einfach, damit ich eine Beschäftigung hatte, wenn es auch ab und zu einmal gefährlich wurde, jedoch eben nur sehr selten.

Mir schwirrten merkwürdig schöne Gedanken durch den Kopf. Ich dachte daran, wie wir beide, die vermeintliche Hexe und ich, nebeneinander durch die Wälder und über die Wiesen im Tffahns spazierten und keiner von uns beiden etwas sagte. Wie wir schweigend und gut gelaunt einen Weg entlang liefen, einfach so, ohne jeden Grund, ohne Hochelfen, ohne Königreich, ohne Wachen, ohne Mauern..

Langsam erwachte ich ungewollt aus meiner Träumerei. Obwohl ihr Zauber etwas sehr Beängstigendes gewesen war, empfand ich keine Furcht vor ihr. Dennoch konnte nicht begreifen, wie ich, bei einem sich als solch wichtig entpupptem Auftrag, nicht absolut loyal, wie sonst auch, zu meines Bruders Königreich stehen konnte. Wenn ich sie nur ansah, dann vergaß ich alles um mich herum und schwebte wieder in meinen Träumen, nach denen ich mich so sehr sehnte. Ich wünschte mir, sie würde noch einmal ihre Kapuze zurückwerfen, damit ich ihr Gesicht deutlich sehen konnte.

„Du siehst auf einmal so mitgenommen aus. Ist alles in Ordnung?“, fragte sie und setzte sich einfach auf den kalten, nassen Boden. Ich antwortete nicht. „Soll ich vielleicht Hilfe rufen?“, fragte

sie mit besorgter Stimme.

„Nein, nein. Es geht schon wieder. Es ist alles in Ordnung. Mir geht es gut“, antwortete ich schließlich, um von mir abzulenken. Es kam mir vor als wäre ihre Besorgnis um mich und meine Antwort darauf das Normalste der Welt, als würden wir uns schon seit einer Ewigkeit kennen. Vorsichtig fragte ich: „Wieso setzt du dich auf den nassen Boden?“. Ich versuchte dieselbe ehrliche Besorgnis zu zeigen, wie sie, aber es gelang mir nicht. Es klang mehr nach Verwundern als nach Sorge.

Ich starrte sie an ohne es zu wollen. „Wieso ist der Bruder des Königs der Hochelfen eigentlich selbst kein Hochelf?“, fragte sie und stocherte mit Stroh von ihrem Schlafplatz im Boden herum. „Was? Ach so ...“, ich musste schmunzeln „Ich bin doch ein Hochelf. Also zur Hälfte eben. Meine Mutter war ein Mensch und mein Vater ein Hochelf. Deshalb habe ich nun mal den Körper eines Menschen, aber ...“. „Den Verstand eines Hochelfen.“, unterbrach sie mich. Sie musste lachen und selbst meine Mundwinkel verschoben sich für einen kurzen Moment nach oben. Doch dann besann ich mich wieder und sah ihr beim Lachen zu.

Als sie das bemerkte, wie ich sie beobachtete, wurde wieder ruhig.

„Hochelfen und Menschen unterscheiden sich nicht so sehr, wie viele zu wissen glauben“, fügte ich freundlich hinzu. „Aber nun sagt mir bitte, woher Ihr kommt und was Ihr hier wollt?“, fragte ich sie schließlich, nun wieder mit ernster Stimme. Sie sah nun enttäuscht aus. Vermutlich hatte sie nach ihrer Auflockerung mehr erwartet und war sich nicht sicher, ob sie irgendetwas in mir verändert hatte oder ob ich nur an meinen Auftrag dachte und es mir lediglich um Informationen ging.

„Ist das denn von so großer Bedeutung, dass du schon wieder fragen musst?“, sagte sie und seufzte vor sich hin. „Wen interessiert es denn, was ich kann und ob ich eine Bedrohung bin? Ich werde schon niemandem etwas Schlimmes antun und falls doch, dann nicht ohne einen richtig guten Grund. Warum gehen wir nicht irgendwohin? Weg von hier. Mir gefällt dieser Ort jetzt nicht mehr.“. „Ich kann dich doch nicht einfach gehen lassen. Ist dir überhaupt klar, welche Bedeutung du für den König hast? Ich meine, du bist einzigartig. Jemanden wie dich haben, wir noch nie in unserem Königreich gesehen. Verzeiht mir, ich meine natürlich Euch.“, ich hatte für einen kurzen Moment auf meine aufgespielte Höflichkeit verzichtet. Es machte mich sogar ein wenig stolz, dem unehrlichen Getue zu entfliehen, wenn ich auch sogleich wieder dahin zurückkehrte. Jedoch schaffte ich es weder nicht mehr von meinem Auftrag zu sprechen, noch ihm getreu zu bleiben.

„Hast du Angst?“, fragte sie. Es hätte mir klar sein sollen, dass sie nicht auf den Inhalt meiner Worte einging. Irgendwie schien sie zu verstehen, wie ich mich fühlte und das machte mich traurig und glücklich zugleich.

Ich wusste nicht mehr weiter. Ich wollte nicht über diesen ganzen Schwachsinn und meinen Auftrag reden. Wieder überkamen mich verrückte Träume und Ideen, wie wir auf ihren Vorschlag hin gemeinsam irgendwohin verschwinden könnten. Endlich einmal ehrlich von Mensch zu Mensch zu sprechen, nicht von Botschafter zu Verurteiltem. Es lag nicht einmal daran, dass sie ein Mensch war, was es zwar einfacher machte, aber gewiss nicht selbstverständlich. Es war ihre unbeschwerte Ehrlichkeit, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

„Du hast Angst. Du brauchst keine Angst haben. Ich fürchte, mir geht es genauso wie dir“, sprach sie wieder sanft und erhob sich vom kalten, nassen Boden.

Sie ging erneut auf mich zu.

„Wie geht es mir denn?“, fragte ich. Meine Stimme zitterte schon leicht. Ich konnte meine Gefühle kaum noch leugnen, wehrte mich innerlich aber dagegen, was das Ganze nur noch schlimmer machte.

Fast zuckte ich zusammen als sie wieder meine rechte Hand nahm. Ich konnte mich nicht bewegen, ich konnte nicht atmen. Mein Herz raste.

„Du fühlst dich einsam. Genau wie ich“, sagte sie und lächelte mich wieder an. Da liefen mir die Tränen übers Gesicht. Doch ich konnte mich nicht rühren. Ich weinte einfach so. Das erste Mal, vor einer anderen Person, nach einer Ewigkeit.

Als sie das sah, umarmte sie mich und ich spürte nur noch Wärme im Herzen. Meine Beine schienen mir keinen Halt mehr zu geben, mein Atem versagte beinahe. Da stand ich also. Den Kopf gegen ihre Schulter gepresst, weinend und voll reiner Liebe. Ich wünschte, dieser Moment hätte ewig angedauert.

Nach einer Weile sagte sie schließlich: „Lass zusammen weggehen. Bitte.“. Ich drehte den Kopf wieder zu ihr und sah sie an. „Während ich mir die Tränen vom Gesicht wischte, fragte ich, wieder ruhig: „Wohin?“ „Ich möchte wieder nach Hause gehen, zu meinem Meister. Bitte komm mit. Ich bitte dich, lass mich nicht allein zurückkehren.“. Sie sah mich hoffnungsvoll an. Sie hatte nicht geweint und auch nicht gezittert, aber sie sah aus als hätte sie ebenso viel auf dem Herzen wie ich. „Ich komme mit dir“, sagte ich und lächelte sie an. Es gab keinen Ausweg. Ich wollte keinen anderen Weg mehr gehen. Das war mein Weg und wohin er mich auch geführt hätte, ich wäre ihn gegangen. Da lächelte sie zurück. Dann packte sie meinen Arm mit ihrer linken Hand, drehte sich zur Wand und malte mit ihrer rechten Hand irgendein Zeichen in die Luft. Nach wenigen Sekunden entstand dort, wo sie das Zeichen gemalt hatte, ein lila-farbenes, magisches Gebilde und formte sich zu einer Art undurchsichtigen Durchgang. Sie ging hinein und nahm mich mit.

Wir befanden uns auf einer großen Lichtung. Ich kannte diese Bäume, diese Sträucher, diese Gräser. Wir waren noch in Tjahn, dem Königreich meines Bruders. Sie holte etwas aus ihrer Manteltasche. „Hab keine Furcht!“, sagte sie zu mir. Sie warf das Etwas weit empor. Es war eine Art Kugel. Ich konnte es nicht genau erkennen.

Aus der Kugel drang Licht hervor und schließlich leuchtete sie so hell, dass ich mir die Hand vor die Augen halten musste. Als es aufhörte, nahm ich die Hand wieder herunter und traute meinen Augen nicht.

Vor mir stand das mächtigste, das furchteinflößenste, das schrecklichste und zugleich anmutigste Wesen, das ich bis zu diesem Zeitpunkt je gesehen hatte: Ein Drache.

Ein roter, großer Drache mit riesigen Flügeln und schimmernden Schuppen. Doch mir blieb keine Zeit. Weder um mich vor dem Drachen zu fürchten, noch um ihn zu bestaunen. Die Hexe packte wieder meinen Arm und lief mit mir zum Schwanz des Drachen. „Setz dich“, sagte sie und setzte sich selbst auf den großen, schuppigen und mit Hörnern bedeckten Schwanz. Ich setzte mich ebenfalls zwischen zwei Hörner. Da hob der Drache seinen Schwanz zu seinem Rücken hin, sodass wir von seinem Schwanz auf seinen Rücken klettern konnten. „Halte dich gut fest!“, rief sie und ich griff nach einem der Hörner auf dem Rücken des Drachen. Sie tat es ebenso und rief dem Drachen zu: „Bring uns zum Meister!“ Der Drache schnaubte. Er breitete seine riesigen Flügel aus, dann hob er ab und wir flogen. Wir flogen hinauf, gen Himmel. Wir ließen den Wald hinter uns, bis er kaum noch zu erkennen war. Obwohl wir uns nach kurzer Zeit bereits sehr, sehr weit über dem Erdboden befanden, war mir nicht kalt. Der Drache schien Aeigene Wärme zu erzeugen, welche uns ganz offensichtlich vor dem Erfrieren bewahrte. So flogen wir und die Zeit verrann. Ich begann über meine Handlungen nachzudenken, jetzt als ich mich bereits entschieden hatte. Ich fing erst jetzt an, die Dinge in Frage zu stellen, die ich getan hatte. Wieso hatte ich so voreilig gehandelt? Wieso hatte ich einfach alles hingeschmissen und war ihr gefolgt? Ich beobachtete sie, wie sie vor mir auf dem Rücken des Drachen saß und sich, genau wie ich, an dessen Hörnern festklammerte. In diesem Moment drehte sie sich kurz um, um nach mir zu sehen. Ernst versuchte ich tief in sie hinein zu sehen, um irgendeine Absicht hinter ihrem Handeln zu erkennen, doch als ich keine finden konnte,

verjagte ihr Blick all meine Fragen wieder aus meinem Kopf und es gab nur ein Ziel für mich. Nur eine Richtung. Nur einen Weg.

Kapitel 2

Der Meister

Nach einiger Zeit erreichten wir schließlich das Schwarze Gebirge. Ein unbewohntes Gebirge im Norden. Der Drache flog nun wieder etwas tiefer. Ich konnte die schneebedeckten Berge des Gebirgsrandes erkennen. Je weiter wir ins Innere des Gebirges vordrangen, desto mehr schwarze Felsen konnte ich entdecken, bis das Gebirge schließlich ganz in schwarz gefärbt war. Nur Wenige hatten jenes Gebirge bereits erkundet und wenn, dann meist nur einen kleinen Teil seines Randes. Keines der uns damals bekannten Völker hatte sich dort je dauerhaft niedergelassen.

Die Hexe drehte sich zu mir um: „Wir haben den Turm meines Meisters gleich erreicht.“, rief sie mir zu. Danach drehte sie sich wieder zum Kopf des Drachen hin und rief zu diesem etwas in einer mir damals noch unbekannten Sprache. Da stürzte der Drache plötzlich fast senkrecht nach unten, sodass ich auf einmal das Gefühl hatte, ich würde in Kürze vom seinem Rücken hinab in die Tiefe stürzen. Ich klammerte mich fest und zog den Kopf ein.

Nahe einer Bergspitze bäumte sich der Drache plötzlich ruckartig auf und schlug mit seinen Flügeln entgegen der Spitze, um nicht darauf zu prallen. Er wand sich von jener Bergspitze ab und flog zwischen den anderen Bergen des Schwarzen Gebirges hin und her. Trotz seiner enormen Größe schien er ein sehr wendiges Wesen zu sein. Mit einer beeindruckenden Leichtigkeit wich er einem Berg nach dem anderen aus und flog über die kleinen, hauptsächlich mit Geröll übersäten Täler hinweg.

Nur wenige Bäume und Sträucher waren dort sichtbar und auch kein Schnee bedeckte die Berge. Der Drache zog wieder leicht nach oben und da erblickte ich direkt hinter der nächsten Bergkette einen riesigen, runden, weißen Turm, der empor in den Himmel ragte und sich von all dem Schwarz wie ein magischer Lichtstrahl aus der Tiefe des Gebirges abhob.

Der Drache brauchte nicht lange, da hatte er den Turm auch schon erreicht. Er flog dicht um ihn herum und dabei langsam immer weiter nach oben, zu seinem flachen Ende. Ich konnte auf der aus großen, weißen Steinen errichteten Wand des Turms unzählige eingemeiselte Darstellungen merkwürdiger Wesen und Orte erkennen. Wie eine Spirale zog sich eine lange Reihe jener Abbildungen nach oben. Es schien mir, als würde sie eine sehr lange Geschichte erzählen. Als der Drache das völlig flache obere Ende des Turms erreicht hatte, hielt er erneut ruckartig inne, indem er sich wieder aufbäumte und heftig mit seinen riesigen Flügeln in Richtung des Turmendes schlug.

Schließlich sank er langsam hinab auf das flache Dach. Er beugte sich langsam nach unten, sodass wir von seinem Rücken steigen konnten.

Die Hexe sprang mit einem Satz auf den glatten, weißen, steinernen Boden. Ich brauchte eine Weile bis ich langsam heruntergestiegen war. Als ich ebenfalls auf dem flachen Turmdach stand, rief die Hexe dem Drachen noch einmal etwas zu, woraufhin dieser sich wieder erhob und vom Turmdach hinab in die Tiefe stürzte. Ich sah ihm nach, wie er über das Gebirge in jene Richtung hinweg flog, aus der wir auf seinem Rücken gekommen waren.

„Da sind wir“, sagte die Hexe zu mir. Während ich sie ansah, folgte sie nachdenklich meinem vorigen Blick über das Gebirge, um ebenfalls dem Drachen nachzusehen. „Er ist ein guter, alter Freund meines Meisters“, sagte sie kurz darauf, ebenso nachdenklich, wie sie ihm nachsah. „Eine wahrhaft edles Geschöpf!“, antwortete ich freundlich. Mehr fiel mir dazu nicht ein. Höfisches Gelaber, ich hatte es satt, aber ich wusste nicht, was ich sonst hätte sagen sollen. Ich war mit ihr gegangen, hin in das mir noch Unbekannte, weg von dem mir schon Vertrauten und nun stand ich hier, auf dem Turm eines Meisters. Aber ich war nicht mehr allein. Es fühlte sich an, als wäre es das

Einziges gewesen, was ich solange vermisst hatte. „Gehen wir! Ich kann es gar nicht erwarten, meinen Meister wiederzusehen!“, rief die Hexe vor Freude, nun gar nicht mehr nachdenklich. Sie drehte sich um, lief in die Mitte des flachen, weißen Turmdaches und kniete dort nieder. Mit gelassenem Gesichtsausdruck legte sie ihre Hand auf die Fläche des steinernen Turmdachs. Sie murmelte etwas vor sich hin. Da entstanden im weißen Gestein zunächst hell, rötlich leuchtende Risse, die schließlich zu brennen begannen. Verwundert sah ich mir den nächsten Zauber der Hexe an. Die Flammen wurden nicht besonders groß. Stattdessen entstand eine Art brennende Öffnung im Turmdach. „Komm schon!“, rief sie. Sie stieg völlig unversehrt durch jene Öffnung hinab und ich folgte ihr vorsichtig. Eine ebenfalls weiße, steinerne Wendeltreppe, die sich unter der Öffnung befand, führte nach unten. Zu meiner Verwunderung, die ich eigentlich nicht mehr für überragend hielt, hörten die Mauern um die Treppe mitten unter der Öffnung einfach auf, die gewundene Treppe jedoch ging noch ein Stück weiter. Frei von Mauern hing sie fast frei unter dem Dach des Turms als hätte man versucht sie von oben nach unten zu bauen und sämtliche Gerüste vor ihrer Fertigstellung vorzeitig entfernt. Unter ihr erstreckte sich ein riesiges Archiv von Büchern und anderen Schriften durch den ganzen Turm, bis hin zum Boden, tief unten. Es schien, als wölbten sich an der gesamten Wand des Turms gigantische, hölzerne Regale gefüllt mit Schriftstücken empor. Es waren so viele einzelne Stücke an einem Ort, wie ich sie noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Auch die Hochelfen hatten große Archive im Palast meines Bruders, des Königs und in einigen größeren Städten, doch keines jener Archive war mit dem, was sich mir gerade offenbarte zu vergleichen. Als wäre das gesamte Wissen der Welt niedergeschrieben und hier aufbewahrt worden, um eines Tages, einfach so, von einem Unwissenden wie mir entdeckt zu werden.

„Wie geht es jetzt weiter?“, fragte ich die Hexe während ich einerseits über die vielen Schriftstücke staunte und andererseits fürchtete zusammen mit der Hexe und der steinernen Treppe in die Tiefe zu stürzen. Zu allem Übel war ich nie ein Mensch gewesen, den es in die Höhe zog, ohne dass ihm nach kurzer Zeit schwindelig wurde. Der Flug mit dem Drachen erschien mir als eine überstürzte Überwindung aus gutem Grund, die sich als gar nicht so tragisch erwiesen hatte, da der Drache ganz offensichtlich Menschen auf seinem Rücken hinbringen konnte, wohin er wollte. „Spring“, sagte die Hexe ruhig. Sie sah mich leicht schmunzelnd an. „Was?“, fragte ich verwundert, beinahe erschrocken. Natürlich hielt ich es für einen schlechten Scherz, aber sie wiederholte es ein wenig fordernder: „Spring!“ Ehe ich mich versah sprang sie einfach nach unten. Ich bekam einen Schock, wollte sie mit meinem rechten Arm packen und stolperte dabei beinahe, konnte mich aber noch einmal mit beiden Armen in der Luft wieder fangen. Zitternd schaute ich ihr nach, wie sie in die Tiefe des Turms fiel. Ihr schwarzes, kostbares Gewand flatterte weit geöffnet nach oben während sie wie ein schwerer Stein dem Boden des Turms immer schneller näher kam. In wenigen Augenblicken sagte ich mir: „Gut, wieso nicht?“, zögerte kurz, holte noch einmal tief Luft, verschenkte mein Herz und mein ganzes Vertrauen an die Hexe und sprang.

Während ich nach unten fiel, schrie ich so laut als würde ich dem Tod voll Furcht direkt ins Auge blicken, was gewissermaßen den Tatsachen entsprach.

Doch als ich ein ganzes Stück weit gefallen war, wurde ich schließlich langsamer, bis ich ganz sanft nach unten schwebte. Es dauerte eine ganze Weile bis ich den Boden erreicht hatte. Die Hexe kam aus ihrem Lachen nicht mehr heraus. Sie amüsierte sich prächtig über mein immer noch entsetztes Gesicht. Als ich wieder auf festem Untergrund stand, warf ich einen kurzen Blick auf den Boden, der ebenfalls aus weißem Gestein bestand, doch in der Mitte befand sich ein großer, runder, roter Teppich und in dessen Mitte wiederum stand ein großer, schwarzer, hölzerner Thron. „Komm!“, sagte die Hexe noch immer lachend. Sie stand unweit von mir. Ihr schwarzes, kostbares Gewand sah nun völlig zerknittert und durcheinander aus. Sie ging auf den schwarzen Thron zu. Ich folgte ihr wortlos.

Als wir vor dem leeren hölzernen Thron standen, drehte sie sich zu mir. „Er wird sicher gleich kommen“, sagte sie. Ihre Stimme klang wieder sehr freundlich. Ich nickte nur, ohne zu wissen, was ich daraufhin sagen sollte. Die Hexe schaute mich weiter an. Sie sah nicht aus als würde sie eine Antwort erwarten, eher als würde sie mich mit ihrem unbeschwerten, ehrlichen Gesicht mustern. Ich wich ihrem Blick aus, indem ich an den gigantischen Regalen hinauf sah, bis ich meinen Kopf nicht mehr weiter nach hinten beugen konnte. Erneut stolperte ich beinahe, konnte aber mein Gleichgewicht gerade so wieder fangen. Sie lachte nicht. Stattdessen musterte sie mich weiter, bis ich schließlich ein wenig beschämt auf den Boden starrte. Die Stille kam mir nun unheimlich vor und obwohl ich mich auf alles gefasst machte und mich von allem mir bisher bekannten losgelöst fühlte, war ich nicht frei. Plötzlich hörte ich eine Art Krächzen und Flattern, ich schaute nach oben und erblickte einen tiefschwarzen Raben, der weit über uns im Turm kreiste. Er kam näher und näher und blieb schließlich auf dem hölzernen, ebenfalls schwarzen Thron sitzen. Ich sah ihn eine Weile an. Er verschmolz beinahe mit dem Thron, jedoch konnte man seine Augen deutlich erkennen, da sie rötlich schimmerten und sich vom Schwarz wie zwei kleine Funken abhoben. Obwohl ich mich gerade noch recht unbehaglich gefühlt hatte, vergaß ich nun tatsächlich alles andere um mich herum. Langsam ging ich auf den Raben zu. „Was hast du vor?“, fragte mich die Hexe, doch ich hörte sie nicht mehr. Die Augen des Raben hatten mich in ihren Bann gezogen und ich konnte nicht mehr widerstehen, nichts anderes tun als auf ihn zuzugehen. Ich schritt auf dem großen, roten Teppich entlang, vorbei an meinen Ängsten, vorbei an meinen Gedanken, nicht ins Freie, nicht ins Gefängnis, nirgendwohin, irgendwohin.

„Was ist los?“, rief die Hexe. Ich ignorierte sie. „Sind Raben so ungewöhnlich in deiner Heimat?“, rief sie erneut. Ich ignorierte sie. Nun stand ich vor dem tiefschwarzen Raben. Unsere Blicke trafen sich, doch hatte ich das Gefühl, dass nur ich ihn betrachtete und er zwar in meine Richtung, sogar in meine Augen sah, jedoch noch weiter, durch mich hindurch. Da standen wir also und nichts passierte, wie schon so oft zuvor. Die Hexe brach den Blickkontakt. Sie hatte sich vor mich gestellt und packte mich an den Armen. „Was ist los mit dir? Was soll denn das? Ich sagte doch, dass er gleich kommt. Verstehst du nicht? Das ist sein Thron, sein Turm, er ist der Meister! Erweise ihm gefälligst Respekt.“, rief sie und blickte mich verständnislos mit einem Hauch von Verzweiflung an. So hatte ich sie noch gar nicht gesehen, alles war anders. Ich konnte auf einmal völlig klar denken. Ich war wieder ich, doch bevor ich mir dessen noch richtig bewusst geworden war, sagte ich ihr mit ruhiger Stimme: „Hinter dir.“ und nickte mit dem Kopf in ihre Richtung. Hinter ihr hatten sich rote Nebelschwaden gebildet und waren hoch empor aufgestiegen und als sie sich umdrehte und einen Schritt beiseite ging, erblickte ich an jenem Ort auf dem Thron, an dem gerade noch der schwarze Rabe gestanden hatte, eine seltsam anzusehende Kreatur. Sie hatte etwas von einem Menschen oder Hochelfen, jedoch beängstigte mich, bei genauerem Hinsehen, das rote Gesicht und die beiden gewölbten Hörner am Kopf. Auch die langen Krallen an den Händen und das riesige lilafarbene Gewand, das sie trug. Sie hatte ihren Kopf auf ihre Handfläche gestützt und sah ziemlich gelangweilt aus. „Ist das jetzt dein neuer Freund?“, sprach sie mit tiefer und unendlich ruhiger Stimme. „Meister!“, rief die Hexe und war anscheinend sehr glücklich die Kreatur erblickt zu haben. Alles kam mir ganz natürlich vor. Ich meine, ich war in einem mir unbekannten weißen, riesigen Turm mit einer mir unbekannten blonden Hexe und vor mir saß eine dämonisch aussehende Kreatur, bei der es sich allem Anschein nach um den Meister der Hexe handelte, aber dennoch war alles ganz normal. Es kam mir vor als wäre ich mit zu einer neuen Freundin nach Hause gegangen und als würde sie mich gleich ihrem Vater vorstellen. Irgendwie erinnerte es mich ein bisschen an meine Kindheit, auch wenn es sich in dieser nicht um solch einzigartige Gestalten gehandelt hatte.

„Das ist Baradé, der Bruder des Königs der Hochelfen.“, ich blickte auf. Sie hatte sich wohl meinen Namen gemerkt. Als ob wir uns schon länger kennen würden und es selbstverständlich wäre, dass sie mich mit meinem Namen vorstellt.

„Interessant. Hallo Baradé.“, ich blickte die Kreatur an, sagte aber nichts. Ich bekam keinen Ton

heraus, nicht aus Angst oder Verwunderung. Es war wie in einem Traum, in welchem man seinen Handlungen sieht aber nicht beeinflussen kann. Die Kreatur erhob sich. Ihr Gewand lies sie mehr nach einem Herrscher aussehen als irgendeinen anderen, den ich je gesehen hatte. „Der Bruder des Hochelfenkönigs also. Sehr interessant. Mein Name ist Gardona und dein Bruder wird sicher schon von mir gehört oder besser gesagt gelesen haben. Bei dir bin ich mir aber nicht so sicher, denn ich kenne dich nicht, vom Hören oder Lesen her meine ich.“, sprach die Kreatur und lief langsam in Richtung der Turmmauer mit ihren riesigen Bücherregalen. „Tatsächlich? Euer Name sagt mir nichts, tut mir leid.“, sprach ich, mal wieder übertrieben förmlich. „Ja, davon ging ich aus. Ich bin eigentlich nur bei jenen bekannt, die Zugang zu gewissen, sehr alten Schriften haben und dein Bruder ist einer davon.“ Gardona lief nun am riesigen Bücherregal entlang und kratzte sich am Kopf. „Wo hatte ich es denn? Ach ja, da.“, er hob seinen rechten Arm, spreizte seine Finger und eines der Bücher, ziemlich weit von ihm entfernt, oben im Regal, fing an sich zu bewegen und schwebte langsam zu ihm herab. Es blieb vor ihm in der Luft stehen und öffnete sich. Ohne die Seiten mit seinen Fingern zu berühren blätterte er ganz gemächlich darin um, immer weiter. Schließlich sagte er: „Genau, deine Mutter war ein Mensch, richtig? Deshalb bist du ein Mensch und dein Bruder ist ein Hochelf.“. „So ist es.“, antworte ich. Die Hexe ging auf eine Tür zwischen den Regalen zu. Ich wusste nicht recht, ob ich ihr folgen sollte, aber da sie nichts gesagt hatte und Gardona sich mit mir unterhielt, blieb ich. Gardona blickte von seinem Buch auf, als die Hexe die Tür beim Durchschreiten schloss. „Hm, was macht sie denn jetzt schon wieder? Kaum ist sie zurück, ist sie schon wieder weg. Wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt?“, fragte er mich und las wieder in seinem Buch. „Als Bruder des Königs gehört es zu meinen Aufgaben mich um gewisse Fälle, die das Königreich betreffen zu kümmern. Ehrlich gesagt, ist sie ein solcher Fall.“, antwortet ich und wusste nicht wie ich es hätte anders formulieren sollen. „Sie ist ein Fall, der euer Königreich betrifft? So so.“, sagte Gardona, ohne den Blick von seinem Buch abzuwenden. „Gut, das war mehr als Test oder aus Höflichkeit, dass ich dich das gerade gefragt habe. Du kannst dir übrigens die Höflich- oder Förmlichkeit sparen. Ich weiß schon, was passiert ist und ich kann mir auch denken, was sich dein Bruder dabei gedacht hat, dich damit zu beauftragen, sie zu verhören. Allerdings gehe ich davon aus, dass du nicht im Bilde bist und frage mich gerade, was sie wieder gemacht hat, um dich dazu zu bringen, hierher mitzukommen oder auch warum sie das getan hat.“. Die Tür durch die die Hexe verschwunden war öffnete sich und die Hexe kam wieder herein. Sie hatte nun ebenfalls ein lilafarbenes Gewand an und sah darin fast schon wie eine Herrscherin aus. „Nun erkläre mir doch mal, wieso genau du ihn mitgebracht hast?“, fragte Gardona sie. „Was spricht dagegen?“, entgegnete sie und kam auf mich zu. „Antworte nicht ständig mit Fragen. Du hast deine Reise vorzeitig abgebrochen. Ich hatte dich nicht losgeschickt, damit du ein paar Wochen später mit Besuch hier ankommst.“, sprach Gardona mit einem kritischen Ton zu ihr. Sie stand nun wieder neben mir. „Ist schon gut. Ich hatte nicht vor, hier eine große Feier mit vielen Gästen zu veranstalten und um meine Reise machst du dir auch mal keine Sorgen. Ich kehre früh genug zurück.“, entgegnete sie wieder, wendete sich zu mir und wollte gerade etwas sagen, doch Gardona fuhr fort: „Wo bist du da überhaupt hineingeraten? Wieso haben sie dich verhaftet? Du hast doch nicht etwa deine Zauberkraft missbraucht? Das habe ich dir strengstens verboten!“. Er hatte sein Buch wieder an dessen ursprünglichen Platz im Regal bewegt und man sah ihm seine Verärgerung über das Geschehen deutlich an. Obwohl er aussah wie ein Dämon, erkannte man doch nur allzu bekannte menschliche Gesichtszüge in seinem Gesicht. „Ich habe gar nichts getan. Da waren ein paar Halunken, die mich ausrauben wollten und auch sonst waren da nicht nur freundliche Leute. Ich musste mich verteidigen oder sollte ich lieber zusehen, wie man mich übers Ohr haut? Glaub mir, ich habe an deine Worte gedacht als ich meine Zauberkräfte einsetzte, ich hatte keine Wahl.“, sprach die Hexe und wendete sich wieder mir zu. Sie sagte leise: „Wir gehen gleich rüber in meine Gemächer, dann zeige ich dir mal meine Sammlung.“. Ich wusste zwar nicht, um was für eine Art von Sammlung es sich handelte, aber es klang recht aufregend. Im Nachhinein muss ich dazu schreiben, dass mein Leben als Botschafter nicht gerade das spannendste war. All jene Dinge, die an

diesem und den folgenden Tagen passierten waren wohl mehr als ich je davon erwartet hätte. Zwar kam ich viel herum, doch noch einiger Zeit sah ich nur noch Vertrautes und nichts Neues mehr.

„Also gut. Aber versuch den Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, wenn du wieder zurückkehrst. Du sollst ja auch etwas ...“ „... lernen. Ich weiß, ich weiß.“, sie hatte natürlich gewusst, wie der Satz enden würde und ihn vermutlich auch nicht zum ersten Mal gehört. Ich konnte mir ein leichtes Schmunzeln nicht verkneifen. „Komm!“, sagte sie kurz und ging wieder in Richtung Tür. Gardona schüttelte nur den Kopf und ging an seinem schier endlos großen Regal entlang. Ich folgte ihr durch die Tür. Wir liefen eine steinerne Wendeltreppe hinauf. An der Wand waren Fackeln befestigt, die den fensterlosen Nebenturm erhellten. Plötzlich erschrak ich und da konnte sich die Hexe ein Lachen nicht verkneifen. Neben der hölzernen Tür, die ich vor mir sah, stand eine Kreatur, die zweifellos von jedem mir bekannten Volke gehetzt und getötet worden wäre und das nur aufgrund ihrer Erscheinung. Ein Wesen mit vier Augen und vier Armen. In jedem Arm ein Schwert und um ihren Bauch trug sie einen Gürtel mit Messern oder ähnlichen Metallgegenständen. Diese Kreatur schien die Türe zu bewachen und als sie uns erblickte, senkte sie die zuvor angehobenen Schwerter.

„Keine Angst, das ist meine Wache. Ich hatte keine Lust ihr einen Namen zu geben, also nenne ich sie eben immer Wache. Mein Meister hat sie mir beschworen. Sie sieht zwar etwas gruselig aus, aber sie ist loyal und laut meinem Meister auch recht stark.“, erklärte sie mir und öffnete die Tür. Ich ging langsam und vorsichtig, mit Misstrauen an der Wache vorbei und betrat ein gemütliches Zimmer mit blauen Wänden, einem großen Fenster auf der gegenüberliegenden Seite, Bücherregalen zu meiner linken und rechten Seite und einem großen Schreibtisch, der sich direkt vor dem großen Fenster befand. Auf ihm lagen eine Menge Bücher und Papiere mit Schreibzeug. Der Raum wurde ebenfalls noch durch Fackeln erhellt, da von draußen kein Licht hinein zu scheinen schien. Ich wusste nicht, ob es an der Uhrzeit lag, denn ich hatte mein Zeitgefühl, wenn ich denn je eines gehabt haben sollte, vollkommen verloren.

„Das ist mein Zimmer. Seit meiner Kindheit wohne ich hier. Ich habe mir das hier rausgesucht, weil es nicht so unglaublich groß ist, wie die ganzen anderen Räume des Turms. Schlafen tue ich übrigens dort“, sie zeigte auf einen mit Stroh bedeckten Fleck in der Ecke zu meiner Linken. „Die Macht der Gewohnheit“, sagte sie mit gelassener Stimme und zuckte kurz mit den Schultern. Damals wusste ich noch nicht genau, was sie damit sagen wollte. Das Zimmer gefiel mir. Sie gefiel mir. Sie hatte eine freundliche Art und komischerweise schien alles was sie oder ihr Meister sagten ehrlicher gemeint zu sein als das, was ich von meinen Freunden, Hauptmännern, Beamten oder sogar von meinem Bruder zu hören bekam. Aber ich wollte nichts sagen. Ich sagte meistens nicht, dass ich bestimmte Dinge mochte und tue es immer noch selten. Sobald ich durch meine Worte bekannt gebe, einen Bezug zu etwas zu haben, erwarten die Leute meist, dass dem dann auf eine bestimmte Art und Weise auch so ist und da ich nicht gerne Erwartungen erfülle, sagte ich einfach nichts. Ich sah sie nur an, mit einem vielleicht zu bekümmerten Blick, weshalb ich im nächsten Moment auf den Boden vor ihr starrte. Sie bemerkte das und sah ebenfalls auf den Boden. Ein Gefühl des Unbehagens überkam mich und so fragte ich sie: „Wie heißt du eigentlich? Ich meine, wir laufen jetzt schon eine Weile gemeinsam umher, aber ich kenne noch nicht mal deinen Namen. Nicht, dass ich die Bedeutung von Namen überbewerten würde, aber ich ...“ „Gotlinde“, ich war wohl irgendwie ins Stottern geraten, da ich gar nicht so recht gewusst hatte, wieso ich überhaupt danach fragen sollte, denn auf eine bestimmte Art empfand ich etwas sehr Schönes, während wir da standen und auf den Boden blickten.

„Zumindest hat mich mein Meister so genannt und eigentlich gefällt mir der Name auch ganz gut. Die sanfte Linde. Ich habe die Ehre, mich einen Baum nennen zu dürfen“, ergänzte sie. Ich lächelte und eine leichte Müdigkeit überkam mich. Ihr Name gefiel mir, aber diese Tatsache hielt ich für nebensächlich. Namen sagen glücklicherweise gar nichts über ihre Träger aus, solange diese sich ihre Namen nicht selbst geben. „Ich habe zwar nicht so viele Bücher wie mein Meister, aber auch genug. Das ist aber nicht meine Sammlung, also nicht alles. Hier, die mittlere Reihe, das sind meine Bücher, das ist meine Sammlung. Die habe ich geschrieben. Eine ganze Menge. Ich bin richtig stolz darauf. Mein Meister hat immer gesagt, ich solle ruhig alles aufschreiben, was mich so beschäftigt.“

Man könnte es als gefühlvolle Analyse der Zauberkunst bezeichnen. Im Grunde genommen auch des dazugehörigen Lebens als Zaubern den“, sie nahm eines der Bücher in die Hand und schlug es auf. „Mein Meister, Gardona, ist wirklich in Ordnung, musst du wissen. Ich weiß, dass du vermutlich aufgrund seiner Erscheinung zunächst Angst vor ihm bekommen hast und vielleicht versuchst ihn irgendwie einzuschätzen. Er hat mich vieles gelehrt und alles was ich heute bin verdanke ich ihm. Er behandelt jene gerecht, die auch ihn gerecht behandeln und wird nur sehr selten zornig. Eigentlich habe ich ihn noch nie zornig erlebt, obwohl im großes Unrecht widerfahren ist und man davon ausgehen könnte, dass er eine sehr wütende Persönlichkeit ist.“. Sie starrte nun vor sich hin auf das Buch, schien es aber nicht wirklich zu lesen. Sie dachte wohl über etwas nach. „Welches Unrecht ist ihm widerfahren?“, fragte ich und ging ein Stück weit auf sie zu. Sie blickte nicht auf, sondern starrte weiter auf das Buch in ihren Händen. „Sie haben ihn verjagt. Vertrieben nur weil er anders war als sie. Genau wie mich, haben sie ihn ausgestoßen.“, sagte sie mit ernster Stimme und ihr Gesicht wurde blass. Ich wollte zunächst darauf eingehen, doch schwieg ich lieber. Ein zu privater Moment als dass es mein Recht gewesen wäre, mich einzumischen. Das waren mein Gedanke und mein Gefühl dazu. Es wurde langsam dunkel und ich wollte nicht weg. Die Erinnerung an Momente meiner Kindheit, in denen ich bei Freunden zu Besuch war und alles stets mit der Dunkelheit endete erwachte in mir. Egal was passieren würde, Hauptsache war zu bleiben, denn ich mochte die Ruhe, die Zweisamkeit und die Gespräche mit ihr. Weg vom Altbekannten, welches den Alltag prägte, hin zur Abgeschiedenheit und zum Frieden.

„Er war ein Mensch, genau wie du und ich.“, sagte sie plötzlich. „Wer?“, fragte ich und erwachte aus meinen Gedanken. „Mein Meister, Gardona. Er war ein Mensch und fand einen mächtigen Zauberstab. Der hat ihn verändert, seine Macht hat ihn verändert. Zwar war er vorher schon ein mächtiger Zauberer, jedoch beherrschte er nicht die höchsten Künste der Dämonenmagie. Er wurde schließlich selbst zum Dämon, das war der Preis. Nun herrscht er über die Dämonen als Dämon. Er ist einer von ihnen, nimmt man als Fremder an, jedoch ist er im Herzen ein Mensch geblieben und war wohl sehr einsam, bevor er mich zu seiner Schülerin machte. Ich weiß nicht sehr viel, von dem was damals wirklich passiert ist und wie er zu seinem Zauberstab kam, jedoch weiß ich, wie er war als er mich bei sich aufnahm.“

Ich war Abfall, ich aß Abfall, ich lebte von und wie Abfall in einer Stadt im Königreich der Menschen. Ich war noch sehr jung als ein reicher Händler aus dem Süden in unsere Stadt kam. Der Hauptmann der Stadtwache war ein korrupter, gieriger, mieser Hund und hatte es auf den Händler und seine Kostbarkeiten abgesehen. Also ging er mit seinen Leuten zu ihm und forderte ihn auf, ihm ein paar Goldmünzen zu geben, damit die Wachen dafür Sorge tragen würden, dass ihm nichts passierte. Der Händler lachte sie jedoch aus und spottete darüber, dass sie es wagten, ihn, einen reichen Mann mit gesellschaftlichem Rang und Namen, erpressen zu wollen. Da wurde der Hauptmann zornig und lies den Händler an den Pranger stellen. Die Bewohner der Stadt warteten nur darauf, dass es einem noch schlechter ging als ihnen, besonders einem, dem es vorher wesentlich besser gegangen sein musste. Sie entluden ihren Zorn, ihre Wut über ihr eigenes Leben, jetzt da sie es ungestraft konnten. Der Händler wurde beleidigt und mit fauligem Obst und Gemüse beworfen, mit Abfall, bespuckt und teilweise sogar geschlagen. Ich sah das mit an und es tat mir im Herzen weh, da ich wohl wusste, wie es ist, wenn die Leute einen derart verachten und erniedrigen. Allerdings hatte ich nicht den Mut etwas zu unternehmen, nicht gegen all diese Leute. Also wartete ich bis es Nacht geworden war und schlich mich vorsichtig zu dem Händler. Er blickte auf als ich schließlich vor ihm stand. Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte, also fragte ich ihn, ob er nicht Durst hätte und ich ihm etwas Wasser holen sollte. Er bejahte die Frage und ich lief so schnell ich konnte zum Brunnen und kehrte mit einem Eimer Wasser zurück. Ich hielt ihn hoch und er trank daraus.

Als er fertig war, fragte er mich nach meinem Namen und ich antwortete ihm, dass ich keinen hätte. Alle würden mich nur „Waise“ nennen, da ich das einzige noch lebende Waisenkind der Stadt war.

Da blickte er auf meine dreckige, zerrissene Kleidung, dachte nach und fragte mich schließlich, ob ich nicht mit ihm kommen wollte. Er würde mich viele Dinge lehren, ich würde gebildet werden und auch an Gold solle es mir nicht fehlen. Natürlich glaubte ich ihm nicht, jedoch hatte er eine sehr ruhige, freundliche Art, weshalb ich antwortete, dass ich sehr gerne mit ihm kommen wollte. Noch im selben Moment als ich geantwortet hatte, stieß ein großer Lichtstrahl empor gen Himmel und für einen Moment lang sah ich abertausende von kleinen Lichtlein um mich herum schweben und schon im nächsten Moment befanden wir uns in Gardonas Turm.

Gardona hatte seine Gestalt mit Hilfe eines Zaubertranks zeitweise an die eines Menschen angepasst und sich als Händler des Südens ausgegeben, um einen Schüler zu suchen. Damals war er noch viel einsamer als jetzt, zumindest hatte ich den Eindruck. „Es klopfte an der Tür. „Ja?“, fragte Gotlinde. Die Tür öffnete sich und die Wache kam herein. „Verzeiht Herrin Gotlinde, Meister Gardona wünscht euch zu sehen, euch beide.“ „Gut, danke Wache“, antwortete Gotlinde und stellte das Buch zurück ins Regal. Sie wendete sich ab und ging zum großen Fenster, vor welchem ihr ebenfalls großer Schreibtisch stand. Sie blickte hinaus in die Abenddämmerung. „Hm, es wird wohl langsam dunkel. Vielleicht genießen wir ja nachher noch die Aussicht“, murmelte sie vor sich hin, drehte sich wieder um und ging in Richtung Tür. „Gehen wir“, sagte sie und ging durch die Tür. Ich folgte ihr. Wir gingen die steinerne Wendeltreppe wieder hinab und durch die Tür in den riesigen Hauptturm. Nun stand dort vor dem roten, hölzernen Thron ein großer, ebenfalls hölzerner Tisch, gedeckt mit verschiedenen Gerichten. Gardona saß auf dem Thron und schien auf uns zu warten. Wir gingen auf den Tisch zu. „Setzt euch und esst“, sagte Gardona und wies mit seinem Arm auf den Tisch. Ich setzte mich auf einen der beiden Stühle, die neben dem Tisch standen, Gotlinde setzte sich auf den anderen.

Sie nahm sich etwas Brot und aus einer Schüssel eine mir unbekannte, etwas merkwürdig aussehende Mischung aus einer Art grünem und rotem Gemüse. Ich tat es ihr gleich und nahm auch von den anderen Schüsseln ein wenig. Einiges kam mir bekannt vor, doch das Meiste war mir fremd.

„Verzeih mir Baradé, dass es bei uns kein Fleischgericht gibt, aber in der hiesigen Gegend wimmelt es nicht gerade von Wild, zudem wäre es mir zu umständlich ein Tier zu töten, um in den Genuss seines Körpers zu kommen“, sagte Gardona und schmunzelte. „Das macht nichts, ich esse sowieso kein Fleisch“, antwortete ich und probierte das merkwürdig aussehende Gemüse. „Ich kann mich nicht daran erinnern, dass dies die hochelfische Art ist, falls es denn solch eine geben sollte“, entgegnete Gardona. „Nein, es ist nur meine Art. Meine Mutter stammte von einem sehr naturverbundenen Geschlecht der Menschen ab und so lernte ich jedweder Form von Leben auf eine gewisse Weise wertzuschätzen.“, antwortete ich erneut. Das merkwürdig aussehende Gemüse schmeckte vortrefflich, auch wenn ich jenes Wort nur ungern verwende. „Interessant. Vermutlich eine Nachfahrin eines Krepar verehrenden Waldläuferstammes“, sagte Gardona und erhob sich von seinem Thron. „So ist es. Sie war die Nichte des letzten Waldläuferkönigs Drudan.“, antwortete ich und aß von den anderen Obst- und Gemüsesorten, welche ich mir auf meinem Teller zurechtgelegt hatte. Allesamt schmeckten vortrefflich. „Drudan. Ja, ein Mann mit Ehre. Ich bin ihm begegnet vor langer, langer Zeit, aber das ist eine andere Geschichte. Weshalb ich euch und vor allem dich liebe Gotlinde kommen lies. Ich möchte mit dir über den weiteren Verlauf deiner Reise sprechen. Du bist aufgebrochen, um zu lernen und zu sehen, was ich dir weder beibringen noch zeigen kann, aber nun hast du deine Reise vorzeitig abge- oder unterbrochen, zudem hast du dich zum Zeitpunkt dieses Geschehens bereits in Gefangenschaft befunden, weshalb sich nun für mich und hoffentlich auch für dich die Frage stellt, ob du und falls ja, wann du deine Reise fortzusetzen gedenkst“, sprach Gardona mit langsamer und sehr ruhiger Stimme und lief dabei am Tischrand entlang auf Gotlinde zu. „Meister, natürlich werde ich meine Reise fortsetzen. Ich wollte Baradé nur mal meine Heimat zeigen, ist das so schlimm? Mach dir mal keine Sorgen, um diese sogenannte Gefangenschaft, ich werde mir schon zu helfen wissen, wenn ich in Not bin“, sagte sie mit halbvollem Mund,

schmatzend zu Gardona. „Mann, das Essen hier habe ich wirklich vermisst! Nichts gegen euer Essen, Baradé, aber zuhause schmeckt's immer noch am besten“, fügte sie noch hinzu und sah schmunzelnd an, während sie sich eine weitere Portion eines mir ebenfalls unbekannten Gerichts, bestehend aus einer Art Nudeln mit roter Soße, nahm. „Ich sollte meinen Bruder vielleicht davon in Kenntnis setzen, dass sie keine Gefahr darstellt“, wandte ich ein und sah Gardona an. Er erwiderte meinen Blick und meinte: „Ja, dein Bruder, der werthe Herr Dararos sieht wohl in vielen Dingen eine Gefahr, vor allem, wenn er die alten Schriften der Hochelfen ausgiebig studiert hat. Ich weiß, was sie damals über mich aufgeschrieben haben, zumindest ungefähr und den Rest kann ich mir deutlich ausmalen. Nun gut, vielleicht solltet ihr in diesem Fall gemeinsam zu deinem Bruder gehen und mit ihm sprechen.“. „Nein! Welchen Sinn hätte dann meine Reise gehabt, wenn ich um Vergebung gebeten haben würde. Du meinstest doch, ich solle etwas lernen und zum Lernen gehört der Misserfolg nun mal dazu. Das war es doch, was du mich gelehrt hast. Schon von Beginn an“, sagte Gotlinde nun mit einem enttäuschten Gesichtsausdruck, Gardona anblickend. „Mag sein, aber ich gehe nur ungern ein Risiko ein. Wer weiß, was dieser Dararos in dir sieht, ohne dich zu kennen. Wie auch immer. Es reicht vorerst einmal, geklärt zu haben, ob du deine Reise wieder fortsetzt. Wie und wann, können wir auch morgen noch besprechen. Wenn ihr fertiggegessen habt, solltest du Baradé irgendwo unterbringen, er ist sicher müde. Ich verabschiede mich für heute mal von euch und werde mich etwas ausruhen. Es hat mich sehr gefreut, dich kennenzulernen Baradé. Ein Abkömmling der Kreparanhänger. Nimm das nicht persönlich. Ich finde so ziemlich alles interessant. Guten Abend und gute Nacht wünsche ich auch dir, Gotlinde“, sprach Gardona und wandte sich, noch bevor ich antworten konnte, ab in Richtung der Türe, durch welche wir den Turm betreten hatten. „Als ob er sich jemals ausruhen würde. Schlafen muss er sowieso nie. Willst du noch was essen?“, fragte Gotlinde mich. „Nein danke, ich bin satt“, antwortete ich und wischte mir den Mund mit der neben meinem Teller liegenden Stoffserviette ab. „Sehr gut, dann kann ich dir noch was zeigen, bevor du mir einschläfst oder vielleicht ich dir. Oh und lass nur den Teller stehen. Wozu hat man wohl einen Haufen nicht gerade viel beschäftigter Dämonen um sich herum?“, sagte sie und lächelte mich an. Ich erwiderte das Lächeln mit einem müden, freundlichen Blick. Sie schnipste mit den Fingern und die Türe, durch welche wir den Turm betreten und Gardona ihn verlassen hatte, öffnete sich augenblicklich. Ein Dämon schwebte herein. Er schien aus einer Art roten Dunstwolke zu bestehen, durch welche man sogar hindurch sehen konnte. Sie nahm meine Hand und sagte: „Komm!“. Sie rannte los und zog mich hinter ihr her. Ich blickte noch einmal kurz zurück und sah, wie der Dämon das Geschirr einsammelte.

Kapitel 3

Gotlinde

Sie zerrte mich die steinerne Wendeltreppe hinauf, vorbei an den Fackeln, vorbei an ihrer Wache und ihrem Zimmer, immer weiter hinauf. Zunächst rannten wir noch, dann liefen und schließlich schnauften wir und erreichten eine Türe. Hier endete die Treppe. Sie öffnete die Türe und uns kam ein kalter Luftzug entgegen. Es war schon fast dunkel und man konnte die Sterne am fast wolkenlosen Himmel deutlich erkennen. Wir befanden uns nun auf einer großen, steinernen Plattform und hinter uns war die Spitze des Nebenturms und dahinter der große Hauptturm, welcher nahezu unendlich weit in den Himmel empor zu ragen schien. Gotlinde ging weiter nach vorne, an den Rand der Plattform. Ich sah mich um und versuchte ein Gefühl des Schwindels zu vermeiden, während ich am Hauptturm entlang hoch blickte. Dann lief ich zu Gotlinde und stellte mich neben sie. In der späten Dämmerung erkannte ich kaum noch die Schatten der großen Berge, die uns umgaben. Gegenüber von uns, nur einige hundert Meter entfernt, stand eine große Burg mit hohen Mauern und Türmen. Allerdings sah sie im Verhältnis zum Haupt- und Nebenturm recht winzig aus, jedoch wesentlich breiter. Auf den Mauern konnte ich zahlreiche Fackeln und Feuer erkennen. „Das ist die Bergfestung der Dämonen. Wir nennen sie auch Flammburg und den großen Turm meines Meisters folglich den Flammturm.“, begann Gotlinde zu erzählen, „Bis auf einige nähere Vertraute und Diener, befinden sich so ziemlich alle Dämonen in der Flammburg. Auch wenn sie von hier aus schon recht groß wirkt, ist sie doch noch wesentlich größer, immerhin lebt dort praktisch ein ganzes Volk. Die Dämonen sind keine üblen Kreaturen, wie von den meisten Völkern behauptet oder angenommen wird. Sie sind mehr einsame Geister. Einsam, schweigsam und stark. Die ideale Kombination um bei der Tendenz der anderen Völker, Gefahren zu wittern, von diesen verfolgt und getötet zu werden, aber was rede ich da. Du wirst mein Volk früh genug kennen lernen, falls du vor hast, zu bleiben. Das hast du doch oder?“, fragte sie mich mit einem erwartungsvollen Blick. Sie wirkte wieder blass, obwohl ich ihre Hautfarbe kaum erkennen konnte. „Natürlich würde ich gerne bleiben, aber du wolltest doch deine Reise fortsetzen und ich sollte dann meinen Bruder benachrichtigen ...“ „Natürlich. Ich meinte nur solange bis ich wieder abreisen werde.“, unterbrach sie mich kurz „Ja, dann natürlich ja, aber ich sollte zunächst vielleicht mal etwas ansprechen, jetzt da wieder etwas Ruhe in meinen Kopf eingekehrt ist. Ich kann nicht nachvollziehen, wen oder was du in mir siehst, ich meine das alles ging unheimlich schnell von staten und all die wundersamen Dinge, die ich heute sah, nehme ich erst mal so hin, aber nicht die Tatsache, dass du mich einfach mit hierher mitgenommen hast, die Art wie du mich ansiehst und mit mir sprichst. Ich bin keiner, der der sich bedingungslos an der Art anderer Leute erfreut. Ich hinterfrage das Verhalten dieser und so hinterfrage ich auch deines“, sagte ich zu ihr und schaffte es die wenigen klaren Gedanken, die sich inzwischen in meinem Kopf gebildet hatten endlich in Worten zu formulieren. „Vielleicht ist das einer der Gründe, weshalb ich dich und nicht irgendwen mit hier her nahm. Ich weiß es ehrlich gesagt nicht wirklich. Was ich weiß ist, dass ich mich einsam fühle und nicht erst seit heute oder gestern und dass ich das Gefühl habe, dich zu mögen. Ich weiß nicht, was du von dir selbst weißt oder hältst und womöglich irre ich mich vollkommen in dir, doch bis jetzt kann ich das nicht behaupten und deshalb fände ich es schön, wenn du noch bleiben würdest.“, antwortete Gotlinde.

Bereits als Kind hatte ich die auf Lügen basierenden Beziehungen zwischen zwei Menschen, die als wahrhaftige Liebe bezeichnet wurden, gehasst. Meine Eltern, der König der Hochelfen und eine der Menschen, eines alten naturverbundenen Stammes, wurden verheiratet, wie das unter Königen der Brauch war und vermutlich auch noch ist. An Bildung, Geborgenheit und Liebe hatte es mir nie gefehlt, jedoch an Ehrlichkeit und Freiheit.

Meine Eltern waren nicht frei zu lieben, wen sie liebten. Meine Eltern waren nicht frei

auszudrücken, was sie fühlten. Das war der Grund, weshalb ich die Wahrheit gerne wenigstens näherungsweise so sehen wollte, wie sie war.

Ich glaubte ihr und sie schien zumindest nicht zum Lügen erzogen worden zu sein und das freute mich, denn andernfalls hätte ich es schwer gehabt zu sehen, was an ihren Worten wahrhaftig war.

Ich dachte über meinen Idealismus nach und mir wurde bewusst, dass es keine Zukunft geben würde. Es konnte keine Zukunft für uns geben, wir waren nicht frei. Meine Herkunft, meine Vergangenheit fraß mich auf und ich konnte dem nicht entgehen. Es würde in schweigsamer Einsamkeit enden, wie schon zuvor bei meinen Eltern und vermutlich auch bei all meinen anderen Vorfahren.

War es letztendlich doch nur allein der Paarungstrieb, der mich verweilen ließ und die Lüge hinauszögerte? Mein Paarungstrieb. Stets hatte ich daran geglaubt, zumindest für einen Moment lang das Richtige, etwas Aufrichtiges, etwas Ehrentvolles, etwas Heldenhaftes, etwas für andere tun zu können. War es nun wieder so weit, dass ich meine eigenen sogenannten Bedürfnisse in den Hintergrund stellen sollte, um dem Wohl der Gesellschaft, der Gemeinschaft und meinem Spiegelbild zu dienen. Ein Spiegelbild in einem eigens gebauten Spiegel, welcher stets mehr als kritisch war. „Ich bemühe mich mein Herz zu öffnen, doch glaube ich nicht wirklich daran, entweder den Fragen, die ich mir selbst gerade stelle oder dem was passieren könnte, wenn ich mir die Fragen nicht stelle, standhalten zu können“, sagte ich zu ihr und starrte dabei auf die Flammburg. Wohl wusste ich den Klang meiner Worte einzuschätzen, jedoch nie wirklich die Anderen. Plötzlich nahm sie meine Hand und sprach: „Ich bin Gotlinde, Gardonas Schülerin und auch ich glaube an Ehre und Würde. Was zählt ist, was dein Herz dir jetzt sagt und wie weit du bereit bist es öffnen“. Selten oder nie hatte ich solch klare Worte gehört und ohne lange nachzudenken sagte ich leise: „Mein Herz sagt mir, dass du jederzeit eintreten, aber vielleicht nicht einfach wieder verschwinden werden kannst.“. „Dann möge es so sein“, sprach sie mit liebevoller Stimme und lächelte und dann war alles offen und nicht nur für einen Moment, das spürte ich.

Ich würde sie nie wieder vergessen können und meine Liebe zu ihr war unzerstörbar. Das akzeptierte ich und war glücklich. Glücklicher denn je genoss ich unsere Zweisamkeit unter dem wunderschönen Sternenhimmel, hoch oben, dort wo es keine Fragen gibt.

Schließlich wendete sich Gotlinde ab und lief in Richtung der Türe. Ich sah hinab in die Dunkelheit und folgte ihr kurz darauf. Während wir gemächlich den Nebenturm hinabstiegen, sagte sie: "Ich bin sehr müde und werde mich wahrscheinlich bald hinlegen. Wenn du an der Türe zum Hauptturm nicht die Treppe des Nebenturms hinauf steigst, sondern dem halbkreisförmigen Gang folgst, kommst du zu einer weiteren Türe, welche in ein großes Gebäude führt. Dort befinden sich Wasch-, Lager-, Schlafräume und noch ein paar andere. Du kannst eigentlich überall hin und hinein und erschrecke bitte nicht vor den Dämonen, die hier leben, sie werden dir nichts tun. Wenn du willst, kannst du auch in meinem Gemach, wie man es so schön ausdrückt, schlafen. Ich könnte dir schnell ein Lager herrichten.“. „Vielen Dank, aber ich werde mir wohl einen freien Schlafraum oder sonst irgendetwas suchen“, antwortete ich. „Wie du willst. Ich werde dann mal einen der Waschräume aufsuchen. Wie gesagt, kannst du dich überall umsehen“, sagte sie und gähnte einmal laut. Wir gingen zur Türe des Hauptturms, folgten dem halbkreisförmigen Gang und betraten das besagte große Gebäude. Es war eine steinerne Halle, erhellt durch Fackeln. Auf der linken und rechten Seite gingen Treppen hinauf zu erhöhten, nach innen hin geöffneten Gängen, direkt an den Gebäudemauern verlaufend und vielen verschiedenen in diese eingelassenen Türen. Über den Türen waren hohe Fenster in die Mauer eingelassen worden, welche die Halle tagsüber vermutlich sehr hell erscheinen ließen. Am Ende des Gebäudes, auf der mir gegenüber liegenden Seite, befand sich ein großes, dunkles Tor, welches wohl der Ausgang dieser "Turmfestung" war.

„Also bis dann“, sagte sie, stieg die linke Treppe zum nach innen hin geöffneten Gang hinauf und verschwand kurz darauf in einer der Türen. Ich ging vorwärts in Richtung des großen, dunklen Tors.

Als ich in der Mitte der großen Halle angekommen war, bemerkte ich auf einmal den roten, kreisförmigen Teppich unter meinen Füßen. Ich blickte mich um und als ich auf eine Türe links von mir starrte, öffnete diese sich plötzlich und eine recht große Gestalt mit einer silbernen Rüstung, einem roten, langen Samtmantel, einem langen Speer mit einer ebenfalls silbernen Spitze und einem silbernen Helm, der dem eines Ritters glich und dessen Visier verschlossen war, trat hervor. Sie schien mich kurz anzusehen und wendete sich dann nach rechts ab. Hinter mir, gegenüber der gerade aufgegangenen Türe, ging ebenfalls eine Türe auf und eine ähnliche Gestalt kam heraus und wendete sich ebenfalls nach rechts ab. Nach und nach kamen immer mehr solche Gestalten aus den beiden Türen und wendeten sich abwechselnd nach rechts und nach links ab, marschierten die Halle bis zu einem bestimmten Punkt entlang und stellten sich dort in einer bewachenden Haltung auf.

Schließlich waren die Wände unten und oben zu beiden Seiten der Halle fast durchgehend mit solchen Wachen besetzt. Keine davon sagte etwas oder gab auch nur ein einziges leises Geräusch von sich.

Ich betrat voll Neugier den Raum, zu welchem die erste sich geöffnete Türe führte. Der Raum war mehr ein Gang, der recht lang zu sein schien und in dem Gang befinden sich wiederum viele Türen. Vermutlich die einzelnen Zimmer der Wachen. Ich verließ den Gang wieder und machte mich daran, weiter auf das große, dunkle Tor zuzugehen. Je näher ich kam, desto größer erschien es mir. Es sah riesig aus und es schien nicht einfach nur aus einer glatten, dunklen Fläche zu bestehen. Ich erkannte Figuren auf dem Tor. Figuren, die plastisch aus den Torflügeln hervorstießen. Als ich schließlich direkt davor stand, bestaunte ich die Vielzahl verschiedenster, ins Tor hineingearbeiteter Kreaturen. Alle schienen wie dämonische Krieger zu wirken. Sie sahen enorm stark und schwer bewaffnet aus. Einige von ihnen hatten dicke Rüstungen an, andere saßen auf merkwürdig aussehenden Reittieren und manche hatten große Bogen, doch in der Mitte des Tors erblickte ich die furchteinflößendste Gestalt. Es war nur ein Gesicht, dessen beiden Hälften gleichmäßig auf beide Torflügel verteilt waren. Das Gesicht eines Dämons mit Hörnern und einem geöffneten Mund, mit enorm großen, spitzen Zähnen und einer langen heraushängenden Zunge.

Ich kam ins Grübeln als ich dieses Gesicht sah und dachte über die Dämonen in dieser Festung nach, die unter Gardona dienten. Weder Gotlinde, noch Gardona schienen in irgendeiner Form böswillig zu sein, auch die Dämonen waren bis jetzt mehr als friedlich gewesen. Alles woran ich mich bezüglich der Lehre über Dämonen aus meiner Vergangenheit erinnern konnte war, dass Dämonen angeblich böse Kreaturen wären, doch nie hatte ich einen getroffen, der einem Dämon von Angesicht zu Angesicht begegnet war. Mein Bruder wusste sicherlich wesentlich mehr über diese Kreaturen, da sie den hohen Magiern stets besser bekannt waren, als den einfachen Kriegern oder Gelehrten.

Dieser Gedanke an meinen Bruder und an meine Heimatstadt im Königreich der Hochelfen, dort wo alles auf den ersten Blick nach mehr aussieht, als es eigentlich ist, lies ein wenig Heimweh in mir aufkommen und das Gesicht dieses Dämons dort, auf dem Tor, machte mich ein wenig stutzig.

Ich hatte das Gefühl, nicht annähernd genug über diesen fremden Ort zu wissen, um mich vor einer möglichen Gefahr zu schützen. Nicht, dass ich daran geglaubt hätte, mich vor solch mächtigen Wesen tatsächlich ernsthaft schützen zu können, es war nur diese Missgunst gegenüber unüberlegter, geradezu dummer Handlungen, die einen selbst ins Verderben stürzen.

Dafür war es wohl zu spät und ich hatte mich auf mein Herz verlassen, anders als es vermutlich all meine Lehrmeister von mir verlangt hätten.

„Ein furchteinflößendes Wesen oder?“, hörte ich hinter mir eine mir inzwischen nur allzu vertraute Stimme sagen. Ich zuckte kurz zusammen, so in Gedanken versunken und drehte mich um. Damit waren meine bisherigen Handlungen wieder einfach nachvollziehbar, als ich ihr sanftes Lächeln erblickte, während sie das Gesicht des Dämons blickte. „Du hast sicher die Wachen bemerkt. Die

stellen sich hier immer ungefähr um diese Zeit auf. Ich weiß nicht warum, aber irgendwie scheint mein Meister wohl sehr auf Sicherheit bedacht zu sein. Daher wohl auch dieses große Tor und meine Wache. Ich habe ihn diesbezüglich nie so recht verstanden. Ich meine, wir wurden noch nie angegriffen und wäre dem so, würde mein Meister vermutlich alleine mehr anrichten können, als seine gesamte Dämonenschar. Fürchte dich also nicht vor Gesichtern wie diesem dort. Sie sollen nur darauf hinweisen, dass es an Orten wie diesen hier keinen Sinn machen würde, gegen die Bewohner dieses zu kämpfen.“, sagte sie. Sie hatte nun ein weißes Nachtgewand an und ihre Haare waren noch etwas nass. „Ich gehe nun schlafen, wenn's dir nichts ausmacht. Du könntest wirklich in meinem Gemach schlafen und bräuchtest dich nicht hier irgendwo hinlegen. Ich meine, hier gibt es genug Schlafmöglichkeiten, die nicht einem Stall oder Ähnlichem gleichen, aber du brauchst nicht aus reiner Höflichkeit ablehnen.“, fügte sie noch hinzu, doch ich wollte um keinen Preis noch etwas für mich fordern, selbst wenn es ein so ehrlich zu scheinendes Angebot war. „Danke, aber das geht wirklich in Ordnung. Ich finde diese Halle hier sehr interessant und schaue mich vermutlich noch eine Weile um“, antwortete ich und sah dabei zur Decke der Halle, welche zu den Seiten hin abgerundet zu sein schien und unter welcher sich einige große Holzbalken befanden.

„Wie du meinst. Gute Nacht“, sagte sie, bevor sie sich umdrehte und zurück zur anderen Seite der Halle ging. "Gute Nacht", antwortete ich.

Ich sah ihr hinterher, bis sie in der Türe, von der wir gekommen waren, verschwand, dann stieg ich die Treppe zu meiner Rechten hinauf und lief an der Wand, den Türen und den Wachen entlang. An einer der Türen blieb ich stehen, öffnete sie und betrat einen dunklen Raum. Also nahm ich mir schnell einer der Fackeln, die mit eisernen Haltern an der Wand befestigt waren und ging wieder in den Raum hinein. Es sah nach einem Vorratslager aus. Zu meiner Linken waren Fässer übereinander gestapelt und zu meiner Rechten standen große Regale mit allerlei Gefäßen. Als ich weiter in den Raum hineinging, schien dieser größer zu werden und sich nach rechts und links in die Breite zu ziehen.

Dort standen Mehlsäcke, Vasen mit Gewürzen und zwischen den Wänden waren Leinen gespannt, an denen getrocknete Kräuter hingen. Der Raum schien kein Fenster zu haben. Womöglich befanden sich hinter ihm eine dicke Mauer oder weitere Räume. Ich ging zu einer der Kräuterleinen und roch an den einzelnen Kräuterbündeln. Bärwurz, Lavendel, Salbei und Rosmarin. Bei Kräutern oder anderen Pflanzenarten konnte mir keiner etwas vormachen. Unsere Mutter hatte meinem Bruder und mir stets viel über die Natur beigebracht, da sie selbst einem sehr naturverbundenen Volk entstammte. Ich wusste einfach alles über die Natur und ihre besonderen Eigenheiten. Mit den richtigen Kräutern, konnte ich schwere Wunden versorgen und oft das Schlimmste verhindern. Wie gern war ich doch in meiner Kindheit in die großen Wälder außerhalb des Palastes und der Stadt gegangen und hatte meine Zeit dort viel lieber verbracht als gefangen zwischen den tristen Mauern des, einem Verlies gleichenden, Palastes.

Nun spürte aber auch ich ein starkes Gefühl der Müdigkeit und beschloss meine Besichtigung bis auf Weiteres zu verschieben und mir einen Schlafplatz zu suchen. Ich verließ den Raum wieder und steckte die Fackel zurück in ihre Halterung.

Müde wie ich mich nun fühlte ging ich einfach zu einer der Wachen hin und fragte: „Wo sind hier die Schlafgemächer?“. Die Wache wies mit ihrem Speer auf eine Tür auf der gegenüberliegenden Seite der Halle. „Danke“, antwortete ich mit einer übertrieben müde klingenden Stimme und machte mich auf die andere Seite, öffnete und schloss eine Türe nach der anderen, solange, bis ich die richtige gefunden hatte. Ein Raum, voll gestellt mit einfachen Strohbetten. Ich ging zum nächsten Strohbett zu meiner Rechten und legte mich hinein.

Als ich allmählich tatsächlich wieder erwachte, nachdem ich schon einige Male kurzzeitig aufgewacht und wieder eingeschlafen war, versuchte ich mich daran zu erinnern, was oder ob ich überhaupt etwas geträumt hatte. Manchmal erinnere ich mich urplötzlich daran und hätte es beinahe

vergessen, obwohl es ausnahmsweise kein verwirrender oder wirklich schlechter Traum war. Keine alte Angewohnheit meiner, nur hatte ich Ähnliches erst einige Tage zuvor erlebt. Ich konnte mich wie immer nur an wage Bilder erinnern, aber immerhin hatte ich etwas geträumt, wenn man das als positiv bewerten kann und will. Gotlinde und Gardona waren in diesem Traum vorgekommen. Ich erinnerte mich an zerstreute, zusammenhanglose Bilder des Flammturms und jenes Gebäudes, in dem ich mich befand. Auch mein Bruder und mein Vater kamen in jenem Traum vor. Sie versuchten mir irgendetwas zu erklären, mich etwas zu lehren. Ein sehr typisches Bild, nichts Ungewöhnliches und dennoch verwirrend und fast wieder ermüdend.

Ich hatte mich erhoben und stand nun neben meinem einfachen, aber dennoch gemütlichem Strohbett. Am liebsten hätte ich mich wieder hingelegt, so ganz ohne Sorgen, Ziele, Gedanken, an diesem fremden, entfernten Ort, doch fing ich wieder an, mich an meine Heimat zu erinnern. Die Felder und Wiesen. Der Gedanke verschwand, noch ehe er sich richtig in meinem Kopf entfalten konnte. Es klopfte. Eine Ankündigung. Jetzt musste unweigerlich etwas passieren. Es war unvermeidlich. Die Tür öffnete sich. Diesen Moment kannte ich bereits, in welchem ich fühle, dass ich mich an diesen fremden Ort eigentlich schon gewöhnen kann und die Zeit alle Lösungen bringt. Das dachte ich, obwohl ich gerade noch versucht hatte, an meine Heimat zu denken.

Gotlinde stand vor mir in der Tür. „Guten Morgen oder besser gesagt guten Mittag. Ich nehm's ja nicht so genau, aber es ist schon recht spät. Du hast lange geschlafen, hast dich gestern wohl noch eine ganze Weile lang hier umgesehen.“, sagte sie und blieb dabei in der Tür stehen. Ihre Stimme klang zu höflich. Nur einen Tag kannten wir uns, aber ich hatte etwas anderes erwartet. „Nein, eigentlich nicht. Ich habe mich recht bald hingelegt. Wie man sieht“, antwortete ich und sah kurz auf meine Kleidung, die ich vor dem Hinlegen nicht ausgezogen hatte.

Gotlinde musste schmunzeln und fuhr fort: „Falls du dich waschen und umziehen willst, zeig ich dir noch mal, wo die Waschräume sind und besorge dir frische Kleider. Wir haben hier mehr als genug Ausstattung für Gäste, obwohl wir nie welche haben, außer eben dich. Vielleicht ist das so eine zwanghafte Angewohnheit meines Meisters, wer weiß?“. Ich nickte nur müde und versuchte freundlich zu gucken. „Also, dann komm mit“, sagte sie und nickte mit dem Kopf in Richtung Halle. Ich ging langsam auf sie zu. Sie wendete sich ab und lief nach links, den Gang entlang, die Treppe hinunter, die Treppe des anderen nach innen geöffneten Gangs hinauf und schließlich bis zur Türe der Waschräume. „Also, ich habe schon eine Wanne mit warmem Wasser bringen lassen, du kannst also ruhig ein heißes und ausgiebiges Bad nehmen. Nicht dass du es nötig hättest.“, sagte sie zu mir und runzelte kurz die Stirn, sichtlich verwundert über das was sie gesagt hatte. „Ich hole dann mal ein paar frische Kleider für dich.“, fügte sie noch hinzu, lief den Gang weiter entlang und verschwand in einer der Türen. Eigentlich hasste ich es, wenn mich Leute so bedienten, auch wenn es gut gemeint war, aber ich war wohl zu müde als dass ich dem irgendetwas hätte entgegensetzen oder mich gar auf eine Diskussion hätte einlassen können. Ich war todmüde. Ich öffnete die Tür zu den Waschräumen und sah eine große, gefüllte Wanne vor mir stehen. Ich zog meine Kleider aus. Zunächst meinen magentafarbenen Kapuzenumhang, dann legte ich meinen blauen ach so kostbaren königlichen Gürtel samt Schwertscheide und Messerscheide ab. Es folgten die braune Lederjacke, das ebenfalls so wertvolle Seidenhemd, die schwarzen Lederstiefel, die eine Ewigkeit halten sollten, zumindest laut königlichem Schuster, die braune Lederhose, die Socken und die Unterhose. Als ich mit dem Ausziehen fertig war, betrachtete ich die ganze Garnitur mit einem starken Schmunzeln. Allein für den Wert der Bekleidung des königlichen Hofstaats würde sich ein Aufstand schon lohnen, dachte ich. Dann setzte ich mich in die Wanne. Alles war wieder völlig in Ordnung, alle Gedanken lösten sich langsam von selbst auf, so fühlte es sich an. Versunken im angenehm warmen Wasser.

Für einen Moment lang schloss ich sogar meine Augen und konnte ein leichtes Seufzen nicht vermeiden. Die Tür öffnete sich und Gotlinde trat mit ein paar Kleidern in der Hand herein. Ich bemerkte einmal mehr, dass sie an diesem Tag wieder etwas anderes trug. Dies mal war es ein

dunkelgrünes Gewand. „Hier hast du ein paar frische Kleider und einen Sack für deine alten“, sagte sie und legte die Kleider auf eine Kommode in der linken Ecke neben der Tür. „Das ist wirklich nicht nötig. Ich kann meine alten Sachen auch noch anziehen. Wird mich schon nicht umbringen und ...“, sagte ich zu ihr und hätte es eigentlich schon vorher sagen wollen. „Bedien dich nur. Wir leben hier im Überfluss. Es bringt auch keinen um, wenn du die Kleider anziehst, aber es bleibt letztendlich natürlich dir überlassen.“, unterbrach sie mich und schritt näher auf die Wanne zu. „Wie du siehst kann ich fast täglich meinem Geschmack freien Lauf lassen und wählen“, ergänzte sie während sie auf ihr Gewand wies. Sie sah mein Schwert auf dem Boden liegen, bückte sich und hob es auf. Sie betrachtete kurz den mit Leder umbundenen Griff, der einen silbernen Schaft und Knauf besaß, dann zog sie es aus seiner Scheide. „Sieh an, ein Mann von Welt, ein starker Krieger, stets bewaffnet!“, sprach sie vor sich hin und fuchtelte ein wenig damit herum. Ich runzelte die Stirn als wollte ich fragen, was sie nun schon wieder vor hätte, obwohl ich ihr eigentlich lieber einen guten Morgen wünschen wollte. Da ich jedoch bereits damals nicht dazu neigte, tatsächlich immer auszusprechen, was ich dachte, wenn es zu einfach klang, ließ ich es bleiben.

Auf einmal fing sie an das Schwert ernsthafter zu schwingen und in ihre Bewegung kam eine unfassbar schnelle Dynamik hinein. Sie begann damit herumzuwirbeln und war binnen weniger Sekunden durch sämtliche Waschräume gesprungen, während sie das Schwert dabei in alle Richtungen hob und stieß. Schließlich hielt sie vor mir inne, das Schwert auf mein Gesicht gerichtet. Die Haare hingen ihr ins Gesicht, doch ihr stolzer Blick drang zwischen ihnen hindurch auf mich gerichtet.

Ich saß in der Wanne, dachte kurz nach und erhob mich. „Lass den Quatsch und gib das her!“, sagte ich genervter als gewollt und streckte meinen rechten Arm aus. Ihre Mundwinkel verzogen sich leicht nach unten und sie sah plötzlich sehr traurig aus. Diese, fast unbedeutende Kleinigkeit brach mein Herz in Stücke. Ich spürte einen Stich in der Brust und ein merkwürdiges Gefühl im Magen. Alles in mir wurde schwach und weich. Mein genervtes Gesicht wurde entspannt und ich suchte mit meinen Augen nach irgendeinem Punkt im Raum, bis ich schließlich auf den Boden starrte und mein Haupt leicht senkte.

Mein Mund war nun ebenfalls leicht geöffnet und so stand ich einfach da. Nackt, mit ausgestrecktem Arm, auf den Boden starrend, mit dem Gedanken, sie nicht gerecht behandelt zu haben.

Doch sie reichte mir mein Schwert, zurück in seiner Scheide. Ich ergriff es nach kurzem Zögern und setzte mich wieder in die Wanne. „Das gehörte einem treuen Freund meiner. Er ist tot. Tut mir leid, dass ich dich so angefahren habe.“, sagte ich auf kompakte aber dennoch beruhigende Weise und sah sie an, während ich betete, in einmunteres Gesicht zu blicken, nicht in ein trauriges. Sie sah nachdenklich aus und sagte nichts. „Hast du das auch von deinem Meister gelernt, das Kämpfen meine ich?“, fragte ich.

„Ja. Mit viel Disziplin und Übung“, antwortete sie. „Und hat es dir etwas gebracht, im Leben meine ich?“, fragte ich weiter. „Nein. Nicht wirklich“, antwortete sie und starrte, weiterhin nachdenklich, auf die Wand hinter mir. „Wieso hast du es dann gelernt oder gingst du einmal davon aus, es würde dir später von Nutzen sein?“, fragte ich. Es interessierte mich wirklich. Sie konnte so viele Dinge oder schien, viele Dinge zu beherrschen, aber weshalb sie das überhaupt tat, schien mir ein Rätsel zu sein. Nicht wie sie es gelernt hatte, denn ihr Meister, Gardona, schien noch viel mächtiger zu sein, sondern tatsächlich nur, aus welchem Grund.

„Mein Meister ging und geht noch davon aus, dass es mir etwas bringt. Ich kann dir nicht beantworten, ob er Recht hat oder nicht, oder ob ich stolz darauf oder zufrieden damit bin. Hast du nichts Ähnliches gelernt, als Bruder des Königs?“, fragte sie nun mich und sah mich dabei erwartungsvoll an.

„Doch. Also nicht im gleichen Maße, aber das Kämpfen gehört angeblich zu den Pflichten eines Mitglieds der Königsfamilie. Zumal ich inzwischen auch Botschafter der Hochelfen bin.“, antwortete ich und sah sie ebenfalls an. Ganz frei von Zwängen.

„Also überbringst du Botschaften in der Regel mit dem Schwert?“, fragte sie weiter und musste dabei kurz lachen.

Ich lächelte, blickte kurz auf ihr grünes Gewand, sah sie wieder an und antwortete: „Nein, nein. Man behauptet von mir, ich sei ein guter Diplomat. Deshalb bin ich Botschafter und das Kämpfen gehört leider manchmal zur Diplomatie dazu, auch wenn es dem Begriff als solchem eigentlich widerspricht. Wenn es nach mir ginge, würde ich das Schwert ablegen und friedlich mit allen Völkern, Gruppierungen und Individuen dieser Welt umgehen, aber letztlich würde das vielleicht zu meinem und was noch erheblich schlimmer ist, zum Tode vieler meiner Freunde führen. Ich habe in meinem Leben nicht oft getötet, aber ich habe es bereits getan.

Im Grunde genommen kannst du froh sein, dass du noch keinen Nutzen aus den besagten Fähigkeiten ziehen konntest“, antwortete ich.

„Wenn du so ruhig und bedacht daher redest, kommst du einem auf einmal richtig weise vor. Das sieht man dir gar nicht an. Aber die Tatsache, dass du schon getötet hast, widerspricht diesem Charakterzug. Das macht mich traurig“, antwortete sie und ging auf die Wanne zu. Sie kniete sich hin, um auf gleicher Höhe mit mir zu sein.

„Ich habe oben auf dem Turm versucht, es anzusprechen, zumindest teilweise“, sagte ich leise und weniger deutlich aufgrund der fehlenden Überzeugung.

Sie legte ihre linke Hand auf den Rand der Wanne. „Was denn?“, fragte sie und sah mir nun direkt in die Augen. Ihr fragender Blick öffnete alle Tore meines Geistes. Keine Frage würde offen bleiben. Es gab keinen Grund für mich, sich davor zu schützen.

„Wie ich mich selbst sehe. Ich bin kein guter Mensch, kein gutes Lebewesen. Bei allem Netten, was ich entbehren kann, bei allem Klugen, was ich sage, bin ich nicht das, was man auch nur annähernd als gut bezeichnen könnte. Ich fühle das mit großer Bestimmtheit in meinem Innersten und ich würde lügen, wenn ich dir dies verschwiege.“, antwortete ich, erneut sehr leise, denn ich war mir meiner Ausdrucksweise nicht sicher.

„Was ist mit mir? Wer sagt, dass ich gut bin oder du es sein musst, um überhaupt mit mir sprechen zu dürfen? Ich bin wohl kaum mehr wert als du, noch stehe ich in irgendeiner anderen Form über dir. Was macht dein Herz so schwer, dass du nichts einfach hinnimmst und genießt, wie es andere an deiner Stelle täten?“, fragte sie und nun sah ihr Gesicht fast so aus, als hätte sie Mitleid mit mir. Ich konnte nicht mehr anders, als wieder meinen Blick zu senken und legte Daumen und Zeigefinger an meine gerunzelte Stirn. „Die Vergangenheit, was sonst? Und was dich betrifft, so fällt es mir schwer zu glauben, dass wir beide gleich viel wert sind. Ich spreche dabei natürlich von dem Wert für mich selbst“, antwortete ich.

„Was Vergangenheit ist mag dich auf Ewig verfolgen, doch glaube ich werden Gegenwart und Zukunft gemeinsam stärker sein und das Alte stets verdrängen. Daher stehen die Werte sowieso niemals fest, also freuen wir uns der günstigen Zeitpunkte, in denen sie groß sind“, sagte sie, einfach so. Sie erschien hoffnungsvoll.. Ich sah sie wieder an, brachte aber keinen Ton mehr heraus. Ich wusste nicht, was ich noch sagen sollte. Es gab nichts hinzuzufügen.

Also legte ich meine rechte Hand auf ihre linke, welche sie noch immer auf dem Rand der Wanne liegen hatte und je länger ich sie ansah, desto feuchter wurden meine Augen, desto tiefer wurde mein Atem und desto schneller raste mein Herz, bis mir schließlich die Tränen, ganz langsam und sachte über das Gesicht herunterliefen.

Der Schmerz vieler Jahre, in denen ich eine Grausamkeit oder Ungerechtigkeit nach der anderen erlebt hatte, kroch durch mein Herz an die Oberfläche. Meine Hoffnung, die fast erloschen schien, wurde zumindest wieder greifbar, wenn auch mit großer Mühe.

Als sie das sah blickte sie kurz weg und sagte dann, während sie mich wieder direkt ansah: „Fürchte dich bitte nicht. Ich werde dir Zeit lassen und versuchen, niemals zu fordern, dass du aussprichst, was du nicht aussprechen willst.“ Sie hob meine Hand mit ihren beiden Händen langsam an ihr Gesicht heran und drückte sie an ihre linke Wange. Sie schloss die Augen als träume sie von einer anderen Welt, eine Welt mit uns beiden, so dachte ich. Ein Mensch, der mich besser verstehen zu schien als ich mich selbst und zu alldem geduldig war., Sie sprach nicht naiv daher als hätte sie nie etwas Schlimmes gesehen. Sie sprach als hätte sie es überwunden. Es zerriss mir fast das Herz und ich konnte nicht mehr aufhören zu weinen.

Als ich es schließlich doch tat, öffnete sie wieder ihre Augen, die schönsten, die ich je gesehen hatte, und lächelte mich so sanft an, dass ich hätte beinahe wieder anfangen können, zu weinen. Sie erhob sich und sagte: „Wir speisen heute in der Flammburg, die ich dir noch zeigen möchte. Wenn du fertig bist, komm einfach zum großen Tor in der Halle.“. Sie lächelte erneut und verließ die Waschräume.

Ich war hellwach und ruhig. Ich wusch mich, trocknete mich ab und nahm die frischen Kleider von der Komode, zog sie an und stopfte meine alten in den Sack, den sie mir gebracht hatte. Es war ein rotes Gewand, mit weiten Ärmeln und einem hohen Kragen und schien mir ganz gut zu passen. Ich schnallte mir meinen Gürtel um und befestigte mein Schwert, mein Messer und meinen Beutel daran. Danach legte ich den Sack in das Regal, welches sich an der Wand des Raumes befand. Dann verließ ich ebenfalls die Waschräume und ging nach links in Richtung des Tores.

Sie stand bereits dort, ganz alleine. Keine einzige Wache war mehr weit und breit zu sehen. Während ich auf sie zuing, fragte ich: „Und wer öffnet das jetzt für uns?“. Eigentlich eine berechnete Frage, denn das mächtige, dunkle Tor schien sich nicht gerade mal eben so öffnen oder schließen zu lassen.

„Die Magie“, antwortete sie und drehte sich in Richtung des Tors. Sie ging darauf zu und legte ihre rechte Hand auf beide Torflügel, dann murmelte sie ein paar Worte und siehe da, es öffnete sich tatsächlich.

Langsam, sehr langsam öffneten sich Torflügel nach außen und der kalte Wind von draußen wehte mir entgegen. Ihr langes Haar wurde empor gewirbelt und so schritt sie hinaus. Ich folgte ihr und erblickte eine märchenhafte Landschaft vor mir. Nicht die eines romantischen oder unwirklich glücklichen Märchens, sondern mehr die eines fabelhaften. Eine unwirkliche, fremd aussehende Welt. Vor mir erstreckte sich eine lange, steinerne Brücke über eine riesige Schlucht. In regelmäßigen Abständen waren große, ebenfalls steinerne Pfeiler zum Stützen der Brücke errichtet worden, welche links und rechts an ihren Seiten empor ragten und, an deren Spitzen rote, nach innen zur Brücke hin gerichtete, Fahnen befestigt waren. Weit weg in der Ferne erblickte ich die, wie schon am Abend zuvor groß wirkende Flammburg. Das schwarze Gebirge wirkte auf einmal gar nicht mehr so schwarz. Ich konnte sogar einen Wald und einige Wiesen unweit der Flammburg erkennen, welche tagsüber mit ihrer grauen Schlichtheit kaum aufzufallen schien. Wir gingen über die unendlich lang wirkende Brücke, bis auf die andere Seite der Schlucht. Ich sah nicht hinunter, ich folgte nur Gotlinde. Nun standen wir vor einer Wiese, deren Gras nicht besonders hoch wuchs und auf welcher sich kaum Blumen oder größere Pflanzen befanden. Die Flammburg war immer noch sehr weit entfernt, erhöht auf einem Felsenplateau. In Mitten der Wiese erstreckte sich ein einfacher, aber doch breiter Weg aus Kieselsteinen, der bis hin zur Flammburg zu führen schien. „Auf diesem Weg kommen wir direkt zur Flammburg, aber es wird eine Weile dauern. Wir haben hier keine Pferde, die sind in der Flammburg, aber ich schätze, du wirst es überleben.“, sagte Gotlinde. Der Wind wehte ihr immer noch durchs Haar. Es war ein frischer, angenehmer Wind und

ich war froh, Altbekanntes zu spüren. „Ruf doch deinen Drachenfreund herbei“, sagte ich spaßeshalber, während ich mich an unsere Begegnung in der Gefängniszelle erinnerte. „Sicher. Du hattest wohl ganz schön Angst vor ihm“, antwortete sie und lief los, den Weg entlang. „Na ja, ich habe noch nie zuvor einen Drachen so nah vor mir gesehen. Ist er dein Diener, hast du ihn gezähmt oder was?“, fragte ich sie und lief nun neben und nicht mehr hinter ihr. „Er ist sozusagen mein Geburtstagsgeschenk. Zu meinem zwanzigsten Lebensjahr habe ich ihn sozusagen erhalten“, sie musste kurz lachen, „Nein, also er schuldet meinem Meister wohl noch den ein oder anderen Gefallen. Da hat ihm mein Meister aufgetragen als Wiedergutmachung, auf mich aufzupassen und für mich da zu sein. Drachen sind da sehr penibel, wenn es um die Wiedergutmachung von etwas geht und fühlen sich nicht gut, solange bis man wieder quitt ist. Er wird solange für mich da sein, bis mein Meister ihn von seiner Aufgabe befreit oder ich sterbe.“ „Interessant. Auf dich scheinen ja viele aufzupassen. Deine Wache, die Krieger in der Halle und jetzt auch noch ein Drache, mal abgesehen von deinem Meister“, stellte ich fest. Sie kam mir wie eine Königin vor, von der Krieg und Frieden abhingen. „Ja, ich weiß nicht, vielleicht bin ich meinem Meister wichtig, vielleicht hat er einfach große Angst, dass mir was passieren könnte, warum auch immer?“, antwortete sie. „Wie kommt es, dass du so gar nicht verwöhnt oder arrogant wirkst? Ich meine, du bist hier doch von großer Bedeutung für alle, nehme ich mal an. Ich habe schon einige Leute des Adels getroffen, die das Gefühl hatten, wesentlich weniger bedeutend in ihrem Umfeld zu sein und dennoch hielten sie sich für etwas Besseres als jene, die in der Gesellschaft unter ihnen standen, was Macht und Wohlstand anging.“, ich wollte nun allmählich mehr Klarheit für mich schaffen. Sie kam mir immer noch sehr rätselhaft vor und jetzt, da ich mich wieder an den Anfang unserer Begegnung erinnerte, viel mir auch ein, dass sie sofort erkannt hatte, was ich fühlte. Ich hatte bestimmt seit vielen Jahren nicht mehr vor irgendwem offen geweint. Wozu auch? Nur ab und zu für mich allein, wenn ich in meinem Bett lag oder in meinem Zimmer, auf dem alten Sessel meines Vaters und auch dessen Vaters saß und beinahe schon zu viel über mein Leben nachdachte. Sie aber hatte sofort erkannt, was ich tatsächlich empfand, ohne mich je vorher gesehen zu haben. Ich bekam ein Gefühl der Schuld. Vielleicht war ich nun der Drache. „Ich habe dir doch von meiner Herkunft erzählt und das habe ich nicht vergessen. Ich glaube, wenn man so etwas nicht vergisst, kann man niemals den eigenen Wert überschätzen, höchstens das Gegenteil. Vielleicht habe ich auch aufgehört, über meinen Wert nachzudenken, ich glaube nämlich nicht gerade an eine feste Einheit, die diesen beschreiben könnte.“, antwortete sie wieder. Es war weise, zumindest in meinem Augen. Ich machte mir stets Gedanken über den Wert eines Lebewesens, einer Sache und vieler anderer Dinge, aber kam oft nicht zum gleichen Schluss. So viele Faktoren, die zu berücksichtigen waren und da sollte ein einzelner Mensch, einen allgemeingültigen Wert haben. Nein, aber für mich hatte sie einen Wert, so wie wir uns alle in Abhängigkeit wertschätzen und aufgrund meines Eindrucks, hätte sie sich zu diesem Zeitpunkt wie eine Herrscherin der Welt benehmen können, es hätte mich nicht gewundert oder gestört. „Und woher wusstest du, wie ich mich fühle, dort in deiner Gefängniszelle?“, fragte ich. Es war wohl die entscheidende Frage meiner.

Sie blieb stehen und ich ebenfalls. Sie drehte sich zu mir und sah mich eine Weile an. Ich blickte erwartungsvoll zurück. Schließlich sah sie an mir vorbei, presste ihre Lippen kurz zusammen und sagte: „Es war deine Art. Du kamst nicht mit deiner festen Vorstellung zu mir und wolltest mir diese aufdrängen. Sicher, du hattest deinen Auftrag und scheinst auch ein loyaler Diener deines Bruders Reiches zu sein, jedoch hast du mich an dich herangelassen und dies ließ nur eine Schlussfolgerung für mich zu. Nämlich, dass du dich einsam fühlst und vermutlich ist das auch der Grund, weshalb ich dich mitnahm und weshalb ich dich mag. Nicht nur, dass du dich einsam fühlst, sondern, dass ich in deiner Reaktion auf das Gefühl, meine eigene Reaktion wieder erkenne und es mir so leichter fällt, dein Handeln nachzuvollziehen. Manche mögen ihre Antworten im Unbekannten und Gegensätzlichen suchen, doch ich würde dies erst tun, wenn das Bekannte nicht weiterhilft, besser gesagt völlig versagt.“ Ich starrte sie an und war von ihrer Antwort fast schon fasziniert. Sie erschien mir mehr als verständlich und das wunderte mich. Ich hatte vielleicht etwas anderes

erwartet. Wir liefen weiter und die Zeit verstrich, bis wir schließlich und endlich das Tor der Flammburg erreichten. Wir hatten kein Wort mehr miteinander gewechselt, uns nicht berührt und schienen uns dennoch wesentlich näher gekommen zu sein. Ich hatte den ganzen Weg lang nichts anderes getan als über ihre Worte nachzudenken. Das Tor der Flammburg war kleiner als jenes dunkle der Halle beim Flammturm und schien aus Holz gefertigt worden zu sein.

Die breiten Bretter waren mit großen Eisenverschlüssen miteinander befestigt. Es gab jedoch keinen Graben und somit auch keine Brücke oder Zugbrücke, die einen Einfall wesentlich erschwert hätten. Dennoch war das Tor gut zu verteidigen, da es gegenüber der Burgmauer recht weit nach hinten versetzt war und man so bei einem Sturmversuch von drei Seiten beschossen werden konnte. An den beiden Mauerspitzen standen zwei runde, große, überdachte Türme. Auch Zinnen waren nicht zu sehen, stattdessen ein ebenfalls bedachter, hölzerner Wehrgang mit zahlreichen Schießscharten in regelmäßigen Abständen.

Vor mir jedoch, oberhalb des Tors sah man die blanken Mauerzinnen und zwei große, hölzerne Fahnenmasten mit roten, dünnen Bannern daran, die im inzwischen stark wehenden Wind, ständig wie dieser ihre Richtung wechselten. Dämonen sah ich keine und auch sonst keine Wache, wobei ich auch kein Lebewesen in dieser Einöde, welche zwar Pflanzen jedoch keine Tiere enthalten zu schien.

Mir fiel gerade auf, dass die Mauern der Flammburg, wie gewöhnlicher Stein grau und nicht wie der Flammturm weiß waren, als Gotlinde zu den Zinnen oberhalb des Tores hinauf rief: „He da, Drôgrhúr!“. Es dauerte nicht lange und eine Gestalt mit einer silbernen, glänzenden Rüstung und einer Hellebarde in der rechten Hand erschien an einer der Zinnen. Sie nickte nach einem kurzen Blick hinab zu uns und verschwand dann wieder. Kurz darauf öffnete sich das Tor und Gotlinde lief los. Ich folgte ihr. Das Erste, was ich vom Innenleben sah, war ein staubiger Platz mit einem Brunnen und eine Vielzahl von Dämonen ohne Rüstungen oder Bewaffnung, die hin- und herliefen und Gegenstände herumtrugen oder sich mit anderen Dämonen zu unterhalten schienen.

Hinter dem Brunnen konnte ich schon die zweite und das zweite Tor in dessen Mitte erkennen. Wir liefen mitten in die Dämonen-Menge hinein und ich ließ kurz meinen Blick über die Gebäude und Mauern rings um schweifen. Im Grunde war nichts, abgesehen von den Dämonen, wirklich fremd. Ich hatte in meinem Leben zu diesem Zeitpunkt schon viele Burgen gesehen. Diese hier glich mehr einer Burg der Menschen als einer der Hochelfen, da die Hochelfen oft mehr Wert auf Symmetrie und Oberflächlichkeit als auf praktischen Nutzen legten. Eine Eigenschaft, die ich zu vielen Zeiten sehr bedauerte.

Gotlinde ging nach links als ich auch schon sah, wohin sie wollte. Eine Truppe stark gepanzerter Gestalten stand links vor einem, in die Mauer gelassenen Gebäude. Sie glich der Wachtruppe, die ich noch am Abend zuvor in der Halle des Flammturms angetroffen hatte. Allen voran stand die Gestalt, welche uns vermutlich von den Zinnen aus zugnickt hatte, mit der Hellebarde in ihrer Rechten. Immer mehr Dämonen schienen umher zu laufen. Die meisten hatten eine rote oder zumindest rötliche Hautfarbe, müde lange Gesichter, teilweise Hörner an den unterschiedlichsten Stellen am Kopf, muskulöse Arme und einfache Stoff- oder Lederkleidung an.

Zudem waren die meisten Dämonen ein bis zwei Köpfe größer als ich selbst. Eigentlich hätte man sich nur die Gestalten von Menschen in die Kleidung der Dämonen denken müssen und es hätte wie eine Burg der Menschen gewirkt, deren Bewohner sich auf eine Belagerung vorbereiteten. Als ich das dachte, wurde ich mir erst der vielen Waffen bewusst, welche die einzelnen Dämonen teilweise mit sich trugen.

Wir standen nun vor der Hellebardengestalt. Es handelte sich augenscheinlich um einen Dämon, da sie das Visier ihres gepanzerten Helms geöffnet hatte.

„Was ist hier los und was macht ihr hier?“, fragte Gotlinde den Hellebardendämon. „Herrin, der

Herr befahl uns, hier auf Euch und Euren Besucher zu warten. Die Leute bereiten sich auf einen Kampf vor. Der Herr hat dies ebenfalls befohlen. Er sah wohl eine schlechte Zukunft.“, antwortete der Hellebarden-Dämon mit einer außerordentlich ruhigen, fast leise hallenden Stimme. „Verdammt noch mal! Wo ist er und wieso genau sollt ihr hier warten?“, fragte Gotlinde ihn. „Er befindet sich meines Wissens nach im Flammturm. Er sagte, wir sollen euch beide zur Grenze des Hochelfen-Königreichs begleiten. Einen Moment, Herrin.“, antwortete der Hellebarden-Dämon und wandte sich nach rechts ab. Er rief einem anderen Dämon, welcher recht weit von uns entfernt, mit einigen, nicht zu identifizierenden Sachen in beiden Händen, stand etwas in einer mir fremden Sprache zu.

Dieser rannte sofort los und war kurz darauf bei uns. Er hielt in seiner rechten Hand einen gefüllten Pfeilköcher und einen Bogen und in seiner linken einen Mantel und einen hölzernen, weißen Rundschild. Der Hellebarden-Dämon wandte sich zu mir und sagte: „Der Herr hat befohlen, Euch für die Reise auszurüsten.“. Er nickte dem anderen Dämon zu und dieser überreichte mit den Mantel, den Bogen, den gefüllten Pfeilköcher und den Rundschild. Ich zog den Mantel an, band mir den Schild an dessen Gurt auf meinen Rücken, danach den Pfeilköcher und schließlich den Bogen. „Proviant werden wir mit Karren transportieren. Bis zur Grenze unseres Königreichs wird uns noch ein weiterer Teil der sechsten Truppe begleiten.“, sagte der Hellebarden-Dämon wieder zu Gotlinde. Der andere Dämon verschwand unterdessen wieder in die Richtung, aus der er gekommen war.

„Das darf doch nicht wahr sein! So ein ...“, rief Gotlinde und war außer sich vor Wut. Sie rannte los, ebenfalls in die Richtung des Dämons, der mir die Ausrüstung gebracht hatte. Zunächst dachte ich, sie wollte diesem etwas mitteilen, jedoch rannte sie an ihm vorbei und zu einem Gebäude vor der zweiten Burgmauer.

Die Truppe, der Hellebarden-Dämon und ich blickten ihr hinterher. Als ich wieder in das Gesicht des Hellebarden-Dämons blickte, konnte ich keinen Ausdruck der Verwunderung erkennen, also nahm ich die Situation als gegeben hin und wartete. Ich beobachtete einige Dämonen-Krieger auf den Wehrgängen, die Behälter mit Pfeilen füllten. Andere befestigten Fackeln auf der Mauer und wieder andere trugen Pechkessel eine Treppe an der Mauer hinauf. Im Alter von sechzehn hatte ich meine erste Belagerung miterlebt. Damals wurde die Burg eines Ritters, bei welchem ich zu Gast war, von einem benachbarten anderen Ritter belagert. Man sah das Heer gerade mal eine Stunde, bevor es die Burg erreicht hatte und musste alles in Windeseile vorbereiten, um die Burg verteidigungsfähiger zu machen, die Bauern und Vorräte der umliegenden Höfe in die Burg zu schaffen und deren Felder anzuzünden, damit sie dem Feind nicht in die Hände fielen. Letztlich kam es kaum zu Mann-gegen-Mann-Gefechten und die Belagerung wurde vorzeitig nach zwei Tagen aufgrund meiner Verhandlungen beendet. Dies geschah zweifellos nur aufgrund der Tatsache, dass ich der Bruder des Hochelfenkönigs war und nicht aufgrund meiner diplomatischen Fähigkeiten, wie auch viele Male danach. Im Grunde genommen war es mein erste wirkliche diplomatische Handlung.

Ich wurde wieder aus meinen Träumen gerissen. Diesmal durch das Wiehern von Pferden. Ich drehte meinen Kopf wieder in die Richtung, in die Gotlinde verschwunden war. Sie kam an geritten und hielt noch ein weiteres Pferd am Zügel. Ich konnte mir schon denken, was nun folgen würde. Zurück zum Flammturm, nur eben nicht zu Fuß.

Ich stieg auf das Pferd. „Öffnet das Tor!“, rief Gotlinde dem Hellebarden-Dämon zu. Dieser nickte kurz und rief einigen Dämonen unweit des Tores etwas zu. Diese verschwanden daraufhin in einer Tür neben dem Tor und kurz darauf öffnete sich das Tor wieder, dessen Schließung ich nicht einmal bemerkt hatte. Sie ritt los und ich folgte ihr. Durch das Tor und auf den Weg, auf dem wir gekommen waren zurück zum Turm. Obwohl ein wenig ungewohnt, war es doch wesentlich angenehmer, auf diesem braunen Gaul sich, mit einer mir vergleichsweise enorm hoch vorkommenden Geschwindigkeit, fortzubewegen. Man konnte einmal mehr den Wind, der einem ins Gesicht wehte, genießen, wenn gleich ich auch den Schild auf meinem Rücken nicht gut genug

befestigt hatte, sodass er bei jenem Hoch und Runter ständig gegen meinen Rücken schlug. Der Mantel breitete sich aus und ich fragte mich, weshalb sie es eigentlich so eilige und sich über ihren Meister aufgeregt hatte. Sie ritt einige Meter vor mir und der Abstand vergrößerte sich, da ihr Pferd wohl etwas schneller war als meines. Auch ihr grünes Gewand wehte im Wind und man hätte fast meinen können, wir hätten einen Auftrag zu erfüllen, eine wichtige, dringende Aufgabe. Ein Ziel.

Ich lächelte und war froh, dass dem einmal nicht so war. Fast hatte ich meine Augen geschlossen, um einmal mehr das Leben an mir vorbeiziehen zu lassen, als ich sie wieder aufriss. Irgendein Geräusch zwischen den Bäumen des Waldstücks, durch das wir nun ritten?

Ich hatte etwas gehört, vermutlich ein Tier. Welche Art von Tier würde wohl hier leben, wenn sonst keine andere zu sehen war, fragte ich mich, während ich mit meinem Blick über die vorbeiziehenden Bäume schweifte.

Ein lautes Knistern und Rascheln, mein Blick wurde unweigerlich auf Gotlinde gelenkt oder vielmehr gerissen. Dort, wo sie gerade noch im Sattel gesessen war, war nichts mehr. Mein Blick fuhr sofort nach links, doch ritt ich so schnell an ihr vorbei, dass ich nur die grobe Form der Kreatur erkennen konnte, die sich über sie gebeugt hatte, während ihr Pferd weiter ritt. Sie sah aus wie ein Bär oder dergleichen. Ich sprang noch im selben Moment von meinem Gaul und fiel zu Boden.

Meine Knie waren aufgeschürft, bluteten vielleicht. Mein Schwert war in meiner Rechten, der Köcher und Bogen lagen vor mir und den Schildgurt hatte ich ebenfalls gelöst. Das bärenartige Wesen mit einem schwarzen Fell, vermutlich aber so groß wie drei ausgewachsene Bären, hatte sich zähnefletschend über Gotlinde gebeugt, die auf dem Boden lag und versuchte sich von den übergroßen Krallen der Bestie, die sich bereits in ihr Fleisch gebohrt hatten, loszureißen.

Während ich schon mit Gebrüll auf die Bestie zu rannte, um sie von ihr abzulenken, bemerkte ich die kleine Blutlache, die sich unter Gotlindes Schultern bildete. Endlich war ich nah genug, auch wenn es nur Sekunden gedauert hatte. Ich ramnte mein Schwert unter meinem lauten Gebrüll in das Fleisch der Bestie. Sie lies im Moment ihres eigenen Schmerzes augenblicklich von Gotlinde ab, riss ihre riesigen Krallen aus Gotlindes Fleisch und richtete sich kurz auf, wie es auch Bären tun. Noch ehe ich meinen Schild richtig hochheben konnte, da mein Schwert noch in der Bestie steckte, schlug sie direkt von rechts mit ihrer Pranke auf mich ein und zerschmetterte dabei meinen Schild und vermutlich auch meinen Arm. Zudem wurde ich einige Meter weit weg geschleudert und landete, glücklicherweise, auf meinem linken Arm. Mit unbeschreiblich großen Schmerzen, richtete ich meinen Kopf leicht auf, um nach meinem Bogen und Köcher zu suchen. Ohne mich umzudrehen, kroch ich in ihre Richtung und sah noch wie die beiden Pferde weit entfernt stehen geblieben waren und zu uns her blickten. Ich griff erst nach meinem Bogen, kroch dann zum Köcher, der unweit von mir entfernt lag, und nahm einen Pfeil heraus. Ich drehte mich auf den Rücken, richtete mich mit meinem Oberkörper auf, legte den Pfeil an die Sehne und schoss im Sitzen auf die Kreatur, die immer noch versuchte Gotlinde zu zerfleischen. Ich kann heute nicht mehr beschreiben, wie es mir überhaupt möglich war, einen einzigen Pfeil mit meinem schmerzenden Arm abzufeuern, aber es funktionierte, blieb nur leider wirkungslos. Die Bestie fletschte weiterhin mit ihren Zähnen, schaffte es aber nicht, in Gotlindes Gesicht zu beißen, da sie ihren Kopf blitzschnell hin- und her riss. Ich griff nach einem weiteren Pfeil, schaffte es aber nicht mehr, den Bogen mit meiner rechten Hand anzuheben, da mein Arm so sehr schmerzte, dass ich kurz aufschrie. Also richtete ich mich wieder auf, griff mit meiner linken Hand nach dem Pfeilköcher, nahm alle Pfeile heraus und rannte oder humpelte mehr oder weniger, wieder mit Gebrüll, auf die Bestie zu. Ich wollte gerade sämtliche Pfeile in meiner n den Körper der Bestie rammen, da zuckte ich zusammen und hielt mir den Arm vor die Augen. Die Bestie war in Stücke zerfetzt und teilweise verbrannt worden. Die Körperteile hingen an meiner Kleidung und ein riesiger Eingeweidehaufen lag vor mir am Boden. Ich konnte kaum noch erkennen, dass es sich einst um ein Wesen mit Kopf und Beinen gehandelt hatte.

Nun ließ ich die Pfeile fallen und humpelte auf Gotlinde zu, die ihre Hände nach außen hin zu einer Art Schale geformt hatte. Als ich sah, dass ihre Hände nicht nur mit Blut beschmiert waren, sondern sogar glühten und Qualm aus ihnen herauszukommen schien, wurde mir klar, dass sie die Bestie getötet haben musste.

„Alles in Ordnung?“, fragte ich mit einem leichten Grinsen im Gesicht, angesichts dessen was geschehen war. Mein Gesichtsausdruck verzog sich jedoch sofort wieder, als ich die noch in ihrem Fleisch steckenden Krallen der Bestie erblickte. Ich versuchte schneller zu ihr zu gelangen und fiel dabei zu Boden. Wieder schrie ich auf vor Schmerz. Als ich wieder vom Boden aufsaß und versuchte, erneut aufzustehen, stand sie auf einmal vor mir. Das Blut strömte an ihr herunter und an ihrem Kleid hingen kleine Fleischstücke.

Da riss sie sich plötzlich eine Kralle nach der anderen heraus ohne einen Ton von sich zu geben. Eine kleine Blutfontäne trat heraus und spritzte mir ins Gesicht. Das war zu viel des Guten und ich kippte um. Sie hatte ihre Hände auf die tiefen Wunden gelegt und die Augen geschlossen. Ich erkannte ein leichtes blaues Schimmern. Sie versuchte wohl, die Heilung zu beschleunigen. Mehr erschrocken als beeindruckt war ich von der Härte, mit welcher sie dem physischen Schmerz trotzte. Ich richtete mich langsam wieder auf, zum dritten Mal.

Ich humpelte weiter auf sie zu. „Was bei Krepar war das?“, rief ich aus und sah nun sehr deutlich, wie die Wunden unter ihren Händen blau leuchteten. „Vermutlich ein Tier. Wohl das letzte große und gefährliche. Mein Meister vertrieb oder tötete all solche Wesen als er hier her kam. Aber ehrlich gesagt, habe ich keine Ahnung, was das war.“, antwortete sie und ging los, in die Richtung der Pferde.

Ich hob mein Schwert zwischen den verbrannten Fleischfetzen auf und steckte es zurück in die Scheide. Die Pfeile waren größtenteils zerbrochen und somit unbrauchbar, so ließ ich sie liegen, legte mir den Bogen über die Schulter und folgte ihr. „Wir werden am besten meinen Meister fragen“, meinte sie noch, während sie zu rennen begann. Sie hatte es wohl immer noch eilig. „Was hast du mit der Bestie gemacht?“, rief ich ihr hinterher und rannte ebenfalls los. „Sie getötet, was sonst?“, rief sie zurück. Bei den Pferden angekommen, setzten wir uns auf deren Rücken und ritten weiter, hin zum Flammturm. Fast hatte ich den Schmerz in meinen Beinen vergessen. Mein rechter Arm tat bei weitem mehr weh und so fiel mir erst jetzt auf, dass ich vielleicht besser nicht hätte rennen sollen. Immer wenn ich auf meinem Ross auf und ab ging, schmerzte mein Arm so sehr, dass ich am liebsten laut aufgeschrien hätte, doch wie mir mein Vater einst beigebracht hatte, lässt einen das Zeigen von Schwäche als noch schwächer erscheinen und das soll nicht sein. Vor allem nicht als Sohn des Königs selbst. Das große Theater der Politik.

An diesem Tag verfluchte ich, wie schon viele Male zuvor, meine Herkunft, all das Gerede über Stärke und große Taten. Sie hätte sterben können. Wir beide hätten sterben können, für nichts und wieder nichts.

Wir ritten durch die steinerne Halle des Flammturms und stiegen an der hinteren Tür von den Pferden ab. Wir liefen durch den halbkreisförmigen Gang und betraten erneut den riesigen Turm.

Gardona saß auf seinem hölzernen Thron, vor einem gedeckten Tisch. Als wir vor ihn traten, erhob er sich. „Gotlinde, was ist passiert? Was ist mit euch?“, fragte er und ich glaubte, in seinem dämonischen Gesicht für einen Moment lang etwas zu erkennen, dass dem menschlichen Gesichtsausdruck des Entsetzens zumindest sehr nahe kam. „Ein bärenartiges Wesen hat uns angegriffen, auf dem Weg hier her, Meister“, antwortete Gotlinde ruhig und setzte sich an den Tisch. Ich blieb zunächst stehen. „Deine Wunden, du solltest sie behandeln lassen. Verdammt, es ist doch unmöglich, dass sich hier immer noch diese miesen Kreaturen herumtreiben, nach all den Jahren! Was ist mit dir, junger Baradé, bist du verletzt?“, fragte er und schnipste laut mit Daumen und Mittelfinger. „Ich glaube, mein Arm ist gebrochen, mein rechter.“, antwortete ich und setzte

mich neben Gotlinde, die mich nun fragend ansah. Ein Dämon kam herein. Derselbe, welcher gestern noch den Tisch abgeräumt hatte: „Ihr wünscht, mein Herr?“. „Bringt mir einige Salben und Verbandszeug.“, befahl Gardona dem Dämon. „Sofort, Herr!“, der Dämon verschwand wieder.

„Wie habt ihr diese Bestie erledigt oder habt ihr sie nur verscheucht?“, fragte Gardona und sah dabei Gotlinde an. „Ich habe sie mit einem Flammenstoß vernichtet. Baradé hat zunächst versucht, sie mit seinem Schwert und dann mit seinem Bogen zu erledigen, während sie sich über mich gebeugt hatte. Glaub mir, von ihr ist nicht mehr viel übrig.“, antwortete Gotlinde und nahm sich etwas Brot vom Tisch. „Ein Flammenstoß? Du musst es immer übertreiben, was? Nun gut, um so besser, dann muss ich mich nicht darum kümmern. Ich danke dir Baradé, du scheinst kein Feigling zu sein. Eine solche Kreatur kann es mal eben mit zwanzig starken Männern aufnehmen. Beherrscht du selbst keine Kampfeszaubersprüche?“, fragte er nun mich. „Nein, nur der Heilung, Fesselung und Fernsicht bin ich einigermaßen mächtig. Ich glaube aber nicht, dass einer meiner Fesselzauber die Bestie hätte aufhalten können.“, antwortete ich und nahm mir etwas Gemüse auf meinen Teller.

„Wieso schickst du eine ganze Truppe mit uns mit und wieso lässt du mich nicht selbst entscheiden, wann ich zu den Hochelfen zurückkehre, Meister?“, rief Gotlinde und stand plötzlich auf. „Du weißt genau wie sehr ich das hasse! Du schickst mich los, damit ich etwas lerne, aber wie soll ich lernen zu handeln, wenn eine ganze Armee mitmarschiert und außerdem wollte ich noch etwas Zeit hier verbringen!“. Sie war nun außer sich vor Zorn. „Ich meine, was hast du denn gesehen? Wieso müssen die Dämonen kämpfen?“, rief sie und schien sich langsam wieder zu beruhigen. Ich konnte ihren Zorn nicht nachvollziehen, aber vielleicht gab es etwas, das ich noch nicht wusste, zumindest dachte ich mir das zu jenem Zeitpunkt.

„Angst, Angst habe ich gesehen. Die Hochelfen haben Angst. Die Menschen haben Angst. Die Herrscher fürchten sich. Ich bin mir sicher, dass sie aus Furcht etwas Dummes tun werden, jedoch kann ich nur schwer abschätzen, wann dies sein wird. Vielleicht erst in ein paar Jahren, vielleicht schon morgen. Ich bin lieber zu vorsichtig.“

Aber du willst ja etwas lernen, etwas erfahren, deshalb lasse ich dich trotz meiner Bedenken und der bevorstehenden Gefahr wieder zurück ins Hochelfenkö nigreich Tffjahn. Wieso willst du erst mal hier verweilen? Damals wolltest du doch auch so rasch wie möglich aufbrechen. Hat dich nicht die ewige Einsamkeit hier gelangweilt?“, antwortete Gardona und setzte sich wieder auf seinen Thron.

„Doch, schon. Aber ... ich weiß auch nicht. Mir geht das einfach zu schnell und vor allem stört mich wieder dieses politische Gehabe. Es gibt keinen verdammt en Krieg zwischen dir und den Hochelfen oder Menschen oder sonst wem! Du lebst doch hier in der Abgeschiedenheit! Hier kommt sowieso niemand hin und du hast seit ich dich kenne mit keiner Menschenseele außer mir und nun auch Baradé mehr gesprochen! Wieso sollte das alles uns betreffen?“, fragte sie ihn. In diesem Moment betrat der Dämonendiener wieder den Turm.

Ich sah nach oben, sodass mir schwindelig wurde. Mich wunderte plötzlich, dass es kaum hallte, obwohl ich dies von einem solchen Turm eigentlich erwartet hätte.

Der Dämonendiener gab mir die Bandagen und ein Stück Holz zur Begradigung meines Arms. Gotlinde gab er einige Gefäße mit Salben. Der Dämonendiener verschwand daraufhin wieder.

„Du weißt, dass die Hochelfen von meiner Existenz wissen. Ich habe dir mal von meiner Vorladung erzählt und auch ein paar andere Geschichten. Sie fürchten jede Art der Macht, die ihre übersteigt. Es wird zu Konflikten kommen. Das kann ich dir unglücklicherweise versprechen. Ich bitte dich also darum, deine Reise wenn schon lieber jetzt sofort abzuschließen. Zumindest in Tffjahn. Danach kannst du dich von mir aus länger bei den Menschen aufhalten. Von denen habe ich weniger zu befürchten. Außerdem bitte ich dich darum, alleine zurückzukehren, ohne Baradé.“, sprach er ausgesprochen ruhig, sodass ich beinahe die Augen geschlossen hätte, während ich das Holzstück

an meinem Arm befestigte und die Bandagen um meinen Hals Band, sodass der Arm einigermaßen gerade in einer Schlinge hängen konnte.

Ich blickte auf. Wieso wollte er sie alleine zurückkehren lassen? Was sollte denn mit mir geschehen?

„Was? Wieso soll er nicht mit? Was soll das wieder?“, fragte sie Gardona als würde sie aus allen Wolken fallen.

„Tut mir leid, aber ich bitte dich, Baradé, darum, eine Weile hier zu bleiben, als mein Gast. Wie du sagtest, Gotlinde, ist es lange her, dass wir Besuch hatten und ich habe vieles verpasst von dem, was außerhalb meines Reiches geschah. Ich bitte dich, Baradé, mir alles zu erzählen, was du über die Geschichte deiner beiden Völker weißt und im Gegenzug würde ich dich dafür vieles lehren, was ich über die Welt, die Geschichte und auch die Magie weiß.“

Bis jetzt hast du nicht den Anschein eines uns negativ zugewandten Menschen gemacht und daher glaube ich, dir vertrauen zu können.“, wieder hatte er lange, ruhig und ausführlich sein Vorhaben erklärt.

„Was soll denn das? Es gibt hundert andere Wege, wie du dir die Informationen beschaffen könntest. Verschwende doch nicht seine Zeit mit so ...“ „Lass ihn entscheiden!“, unterbrach Gardona die inzwischen empörte und verwirrte Gotlinde.

Ich sah Gotlinde kurz an und dachte nach. „Wie lange gedenkst du mich als deinen Gast aufzunehmen?“, fragte ich.

„Zwischen zwei und drei Tage. In dieser Zeit werden wir eine Menge voneinander lernen. Länger jedoch hielte ich für zu lange. Immerhin gehe ich davon aus, dass du deinem Bruder irgendwann einmal Bericht erstatten solltest“, antwortete Gardona.

„Gut und ich folge nach diesen zwei oder drei Tagen Gotlinde?“, fragte ich wieder, um alles klarzustellen. „Das hoffe ich doch“, antwortete Gardona wieder und erhob sich. Gotlinde ließ den Kopf sinken. Sah aber freundlich zurück, als ich mich zu ihr wand. Gardona hatte nun ein Buch in der Hand und blätterte darin. Der Schmerz in meinem Arm war kurzzeitig vergessen. Es geschah zu viel auf einmal. „Wollen wir also keine Zeit verlieren. Es gibt einige Unklarheiten in meinen Aufzeichnungen. Vor allem bei der Thronfolge der Menschen und der Beziehungen der Hochelfen zu den Königen und deren Einfluss auf die Herrschaft der Menschen.“, sagte Gardona und blätterte immer weiter. Gotlinde runzelte die Stirn und nahm einen Laib Brot vom Tisch, steckte ihn in eine Tasche ihres Kleids und erhob sich. „Du hast recht. Ich reite zurück zur Flammburg und ziehe mit den Soldaten so schnell wie möglich los“, sagte sie und sah dabei auf den Tisch. Dann drehte sie sich zu mir: „Leb wohl! Wir sehen uns in zwei Tagen, will ich hoffen.“ Sie rannte zur Tür und verließ den Turm. Gardona sah ihr hinterher und runzelte ebenfalls die Stirn: „Sie ist zu hart mit sich selbst. Härter als jeder Krieger, der mir begegnet ist.“ Ich sah auf den Tisch. Sie hatte die Salben nicht verwendet. Das war es, was mich in diesem Moment am meisten beschäftigte, mehr als die Frage, wann wir uns wieder sehen würden, da ich komischerweise unsere vorläufige Trennung einfach akzeptiert hatte und nicht einmal wusste, warum.

Kapitel 4

Die Magie

Gardona hatte sich auf seinen Thron gesetzt und blätterte weiter in seinem Buch. Ich aß etwas Gemüse und Brot, danach noch eine warme Suppe aus einer hölzernen Schale. Ich hatte großen Hunger. Der Kampf mit der Bestie und die Rennerrei hatten mich hungriger denn je gemacht und ich griff immer weiter zu und aß dieses und jenes vom Tisch weg.

Gardona sah auf und sprach: „Dein Bruder ist doch der vierte Hochelfenkönig seit der endgültigen Vertreibung der Niederelfen oder?“ „Ja“, antworte ich noch halb kauend. „Über die Niederelfen ist wenig bekannt. Ich begegnete einst einem von ihnen, obwohl man sie eigentlich bereits vernichtet hatte“, sprach Gardona und blätterte weiter. „Tatsächlich?“, ich schluckte herunter, „Du bist einem Niederelf begegnet, nach ihrer Vertreibung?“, fragte ich erstaunt. Niederelfen, sie wurden als der Erzfeinde der Hochelfen betrachtet. Ich selbst hatte nichts gegen sie und sah den Zwist zwischen Hoch- und Niederelfen mehr als ein Propagandaspiel der Hochelfen, um ihre Wut auf ein Volk zu konzentrieren. Zumindest schien es das vor vielen, vielen Jahren gewesen zu sein, als die Hochelfen jene Niederelfen aus ihren Gebieten in das heutige Mittillant vertrieben. Natürlich war das noch vor der Gründung des Königreiches. Nie war ich einem Niederelf begegnet, nie wieder hatte man von einem gehört, nachdem auch die Menschen ihren letzten fliehenden Rest töteten.

„Wo bist du ihm begegnet?“, fragte ich weiter, nachdem ich bemerkt hatte, dass Gardona in sein Buch vertieft war.

„In der Nähe des großen Marksees im heutigen Mittillant. Traurigerweise endete unsere Begegnung mit seinem Tod“, sprach Gardona leise vor sich hin und las weiter in seinem Buch. „Du hast ihn getötet? War er feindselig? Was ist passiert?“, fragte ich nun voll Neugier. Gardona wurde von Augenblick zu Augenblick interessanter für mich. Wenn er tatsächlich einem Niederelf begegnet war, konnte er noch eine Menge anderer Dinge erlebt haben, von denen die Weisesten des Königreiches meines Bruders nicht einmal zu träumen gewagt hatten, dachte ich.

Doch da kam mir Gotlinde in den Sinn. Wieso hatte ich dem Angebot Gardonas zugestimmt? Erwartete ich mir irgendetwas von diesem Besuch? Etwa, meinem Leben eine neue, eine höhere Bedeutung geben zu lassen? So ein Unsinn! Ich wollte nur höflich und freundlich sein und mich bei ihm für die Gastfreundschaft und auch für die Tatsache bedanken, dass er Gotlinde großgezogen hatte. Sie verdankte ihm sicher vieles. Ich legte meine linke Hand auf den Mund. Mein Bart war wieder gewachsen. Als Bärtiger fällt man unter Hochelfen auf. Hochelfen haben keine Bärte.

Dies war aber nicht der einzige Grund, weshalb ich es pflegte, mich zu rasieren.

„Du denkst an sie oder?“, fragte Gardona mich plötzlich. „Ja“, antworte ich und senkte den Kopf. Ich nahm noch etwas vom Brot. „Ich möchte kurz etwas klarstellen. Etwas bezüglich Gotlindes Person. Wie ich vorhin bereits sagte, ist sie sehr hart zu sich selbst. Zu anderen dagegen nicht. Sie wird nicht von dir verlangen, mit dir selbst genauso hart zu sein, wie sie es mit sich selbst ist. Sie ist sehr freundlich zu anderen. Ich möchte dich nur darum bitten, falls du die Möglichkeit hast, ihr Dummheiten auszureden. Ich kann mir denken, dass du vor allem mit anderen Leuten schon sehr viel Erfahrung gesammelt hast. Sogar mehr als ich, möglicherweise, eben durch deine Stellung als Bruder des Königs.

Versuche nur um Ihretwillen, sie vor Dummheiten zu bewahren. Sie ist manchmal aufbrausend und wirkt dann unberechenbar, ist es aber nicht unbedingt. Ob es an dem liegt, was ihr als Kind geschah, spielt eigentlich keine Rolle.

Sie hat ein gutes Herz, das beste, das ich je bei einem Lebewesen sah, aber vielleicht wird das eines

Tages ihr Untergang sein und das brähe mir das, was von meinem eigenen Herzen noch übrig ist.

Also falls ihr beiden noch viel miteinander zu tun haben werden, gedenke meiner Worte, falls es zu solch einer Situation kommen sollte“, sprach er langsam und die Worte klangen weise und traurig. Mehr und mehr wurde er für mich zu einem gewöhnlichen, alten Mann.

Ich antwortete nichts. Höflichkeit erschien mir, vor allem bei ihm, als mehr als unangebracht.

Stattdessen starrte ich auf die Karotten, die ich mir auf meinen hölzernen Teller gelegt hatte. Wieso aß ich nicht erst eine und nahm mir danach die nächste? Während ich noch darüber nachdachte, weshalb ich überhaupt über solche belanglosen Dinge nachdachte, biss ich von der Karotte in meiner Hand ab und fragte mich im nächsten Moment, wer hier wo für den Anbau von solchem Gemüse zuständig war.

Vermutlich die scheinbar finsternen Dämonen, die ihre Bestimmung im Dienen gefunden zu haben schienen. „Sobald du fertig gegessen hast, könnten wir die Besichtigung der Flammburg fortsetzen, die du tragischerweise mit Gotlinde abbrechen musstest“, er stand plötzlich hinter mir. Seine Stimme hatte einen Hauch von Ironie in sich, als er das Wort „tragischerweise“ betonte.

Nun wirkte er nicht mehr alt. Eher jung, aufgeweckt und anstiftend zu neuen Taten. Nun wirkte ich, wie der Alte, der es vorzieht fertig zu essen anstatt sich einem neuen Abenteuer hinzugeben.

Ich nickte und knabberte weiter. „Ich bin ja gespannt, was man vom Bruder eines Königs der Hochelfen so erfährt. Hat dir dein Bruder je von meiner Vorladung berichtet? Er als König müsste davon wissen, vielleicht weißt sogar du davon auch wenn ich vermute, dass sie sie eher geheim gehalten haben“, er stand nun am hinteren Tische und sah mir beim Essen zu. „Nein, ich weiß nichts von einer Vorladung“, antwortete ich. „Das hatte ich fast erwartet. Gut, während du isst, kannst du ja zuhören, daher werde ich dir die Geschichte erzählen, aus meiner Sicht. Du kannst deinen Bruder gerne dazu befragen, deinen Vater unglücklicherweise nicht mehr“, er war nun ernst geworden.

Er machte sich nicht über den Tod meines Vaters lustig. Es klang sogar bedauernd. „Was hat mein Vater damit zu tun?“, fragte ich mit halbvollem Mund. „Nun, er war es, der mich vorlud. Er und seine Berater. Na gut, nicht direkt seine Berater. Der Kreis der Elemente, der ja heute noch existiert. Vermutlich auch noch mit denselben Mitgliedern.

Dieser Bund der Elementarmagier forscht und archiviert nur aus einem einzigen Grund: Er möchte sich selbst schützen.“ „Und eventuell das gesamte Volk der Hochelfen?“, unterbrach ich ihn. Ich wollte nicht, dass dies auf eine Lästerung über Unbekannte hinauslief, auch wenn ich dies nicht von Gardona erwartete. „Nein, dein Vater, der wollte sicherlich sein Volk beschützen. Ein guter König, zumindest für sein eigenes Volk. Der restliche Kreis dagegen besteht aus egoistischen, selbstgerechten, arroganten Elementarmagiern, die glauben, ihr Wissen impliziere das Privileg zu herrschen und zu überleben. Ich kenne viele von ihnen besser als sie es glauben, sie erinnern sich nur nicht mehr an jene weit zurückliegende Begegnungen.

Aber nun fahre ich mit der eigentlichen Geschichte fort, da ich nicht davon ausgehe, dass du vor hast all meine Vorratslager leer zu essen.

Es begab sich also als ich noch eine Menschengestalt hatte und noch kein Dämonenvolk unter mir, noch keinen Flammturm und keine Flammburg und vor allem noch keine Schülerin, mich jedoch bereits im Besitz des Stabs des Feuers befand.

Damals war den Hochelfen zumindest bekannt, dass dieser Stab existierte und dass einst die Orks ihn besessen hatten, er jedoch verloren ging. Ich lebte als Einsiedler, Heiler und einfacher Magier in den Bergen des Menschenkönigreichs. Ich versuchte unauffällig zu leben, um meine Ruhe zu haben, denn ich wusste wohl, wie halbwegs intelligente, ängstliche Lebewesen mit zu großer Macht

umgingen.

Leider flog meine „Tarnung“ auf. Es ging dabei, um den Kampf gegen einen äußerst mächtigen Gegner, welcher es auf mich abgesehen hatte und ich war gezwungen, meinen Stab und dessen Kräfte exzessiv einzusetzen.“, ich hörte auf zu knabbern und sah ihn an: „Wie war das mit dem ängstlichen Lebewesen?“. Natürlich war mein Einwand nicht wirklich berechtigt, andererseits hasste ich grundlose Bemängelung.

„Glaub mir, ich tat es nicht um Meinetwillen und wäre ich mir sicher gewesen, dass alle Welt daraufhin in Frieden gelebt hätte und ich fehl am Platz gewesen wäre, so hätte ich mich gerne töten lassen, auch wenn es einem anderen Menschen schwer fällt, dies zu glauben.

Ich war damals schon alt und wäre noch viel älter, hätte ich mich nicht Gotlindes Ausbildung und Wachstum erfreut.

Ich tat es nicht um Meinetwillen, nein. Die Kreatur hätte und würde möglicherweise mit der restlichen Welt hundertmal schlimmere Dinge anstellen, gäbe es nicht Leute wie mich oder die anderen Besitzer der mächtigen Stäbe.

Jedenfalls sprach es sich rasch herum, dass ich mich im Besitz des Feuerstabs befand und natürlich kam dies auch den Hochelfen und deinem Vater zu Ohren. Ich weiß nicht, ob seine Berater ihn dazu überredeten oder ob er selbst mich für eine Gefahr hielt, jedenfalls lud man mich vor.

Ein Bote kam ...“, wieder unterbrach ich ihn: „Was geschah mit jener „Kreatur“?“. „Ich vertrieb sie dahin, wo sie hergekommen war. Das soll nicht beruhigend klingen, denn sie ist nicht tot. Sie treibt irgendwo ihr Unwesen und eines Tages, so fürchte ich, werde ich sie einmal mehr eines Besseren belehren müssen. Also, ein Bote kam und überbrachte mir die Nachricht, dass der Hochelfenkönig, dein Vater, mich sprechen wolle und mich dazu in seinen Palast einlud.

So packte ich ein paar Sachen zusammen und machte mich direkt mit dem Boten auf den Weg ins Hochelfenkö nigreich. Es war vermutlich die Neugier, die mich dazu trieb, die Einladung anzunehmen, zumal ich jenem König noch nie begegnet war und die Hochelfen als Hüter der Magie galten.

Man empfing mich wie einen Ehrengast und ich war verwundert über die Gastfreundschaft bis ich ein gewisses Maß an Lüge darin erkannte.

Meine Erkenntnis wurde bei der Vorladung des Kreises bestätigt. Sie saßen vor mir und stellten mir Fragen. In der Mitte der König und zu seiner Linken und Rechten die weiteren Mitglieder des Rates. Wie einen Verbrecher behandelten sie mich und warfen mir vor, den Feuerstab niemals für das Gute und Recht und Ordnung zu nutzen, sondern lediglich meine eigene Gier nach Macht und Magie befriedigen zu wollen.

Ich widersprach dem und schon bald wurde mir klar, dass jener Kreis, der sich als Wächter der Magie und Ordnung auszugeben schien, nur sehr wenig über die eigentlichen Ursprünge der Magie und der Stäbe wusste.

Sicherlich beherrschten sie die Magie besser als jeder andere im Königreich und waren zudem sehr gebildet, aber sie hatten eine grundlegende andere Ansicht, was den Nutzen der Magie betraf. Wie ein anmaßender Adelsstand waren sie der Meinung, die Magie ermögliche ihnen die sogenannte Ordnung zu erzwingen und ihnen gleichzeitig eine höhere Position in ihrer Gesellschaft zu sichern. Irgendwann nach unzähligen Fragen, unter anderem auch nach der Herkunft des Stabes, auf welche ich stets antwortete, dass ich mich dazu nicht äußern werde, begann ich selbst ihnen Fragen zu stellen. Dies machte sie recht bald sehr wütend und ich wurde der Verhetzung beschuldigt und als Gefahr für alle Hochelfen beschuldigt.

Dein Vater blieb immerhin ruhig und versuchte so präzise wie möglich, sachliche Fragen zu stellen

und behielt seine Emotionen für sich.

Jedoch beugte er sich bald der Meinung des restlichen Kreises und schlug mir vor, den Stab abzugeben und sicher verwahren zu lassen.

Da ich ihnen nichts über die Umstände der Erhaltung des Stabs erzählen wollte, behaupteten sie, annehmen zu müssen, ich hätte den Stab gestohlen oder Ähnliches.

Ich verweigerte die Herausgabe des Stabs, da es jene Umstände mit sich brachten, dass ich den Stab behalten musste, solange sich keine andere geeignete Person findet.

Während dieser unendlich lange andauernden Befragung hielt ich den Stab in beiden Händen, quer auf meine Knie gelegt, doch als die Mitglieder des Kreises plötzlich so wütend wurden, dass sie aufstanden und unterschiedliche Elementkugeln in ihren Händen herbeizaubernden, um mir zu drohen, erhob ich mich von meinem Stuhl und zeigte mit dem Stab auf den König.

Ich sagte ihm, dass ich nicht gekommen sei, um mich verhören zu lassen und die Hochelfen sich nicht das Recht herausnehmen könnten, über alle „Ordnung“ in der Welt zu bestimmen.

Daraufhin meinte ein Mitglied des Kreises zum König, er solle mich lieber in Gewahrsam nehmen oder gar ganz vernichten lassen, da ich sonst angeblich den König eines Tages stürzen würde.

Der König erhob sich daraufhin und erwiderte mir, ich solle den Stab abgeben und können dann ziehen, wohin ich wollte.

Als ich dies erneut verweigerte, befahl er zwei Wachen hinter mir, mir den Stab abzunehmen. Natürlich lähmte ich die Wachen zuvor mit einem Zauber, woraufhin es ihnen kaum möglich war, mir den Stab abzunehmen. Also versuchten die Mitglieder des Kreises gemeinsam mir den Stab mit einem Zauber abzunehmen. Als diese ebenfalls scheiterte, griffen mich der gesamte Kreis, einschließlich deines Vaters an und feuerte einen Zauber nach dem anderen auf mich ab. Ich wehrte allesamt mit einem magischen Schild ab und schleuderte alle bis auf deinen Vater weg. Dein Vater, der den Wasserstab bei sich trug, versuchte nun einen mächtigen Flutenzauber auf mich zu wirken und ich setzte diesem ein Inferno entgegen. Da keiner von uns beiden, den anderen besiegen konnte, da sich die Macht der Stäbe zu gleichen schien, teleportierte ich mich schließlich weg und verließ das Hochelfenkönigreich wieder.

Ich hatte sicherlich nicht vor, irgend jemanden zu töten, jedoch war auch ich erbost, darüber, dass man mich wie eine Gefahr behandelt hatte, ohne irgendetwas über mich zu wissen.“, er stand nun am hinteren Ende des Tisches. Ich hatte inzwischen schon längst alle Karotten aufgegessen und aufmerksam zugehört. „Bedauerlich, dass man dich so empfangen hat, aber wie du selbst erkennen solltest, war es vielleicht nicht unbegründet. Ob sie nun ihren eigenen Machtverlust fürchten oder sich tatsächlich um das Wohlergehen des Hochelfenvolkes sorgen sei mal dahingestellt, aber wenn ein mächtiges Wesen ins Spiel kommt, möchte man gerne herausfinden, auf welcher Seite es steht“, sagte ich und stand auf. Immerhin wollten wir ja noch zur Flammburg aufbrechen. „Diplomatisches Geschick, die Neutralität wahren. Liegt dir das wirklich oder ist es mehr die Pflicht gewesen? Sie hätten mich bei dem Kampf töten können, wenn ich nicht in der Lage gewesen wäre, die Zauber abzuwehren. Sie wussten das nicht, daher muss ich davon ausgehen, dass sie mich töten wollten. Ist das immer noch berechtigt?“, fragte er. „Nein. Nein, das ist es nicht. Ich wollte nur eine Antwort geben, meine Einschätzung dazu und wie gesagt ist es bedauerlich. Nach meinem Eindruck von dir, hätte ich sicherlich anders gehandelt“, antwortete ich wieder. „Nein!“, rief er plötzlich. „Nein?“, fragte ich verwundert, angesichts seiner lauten, erhabenen Stimme, die völlig unbegründet den gesamten Turm einnahm. „Nein, du hättest auch ohne deinen Eindruck anders gehandelt. Das macht dich interessant, für mich, denn ich lehre nicht jeden einen Teil meines Wissens. Man will ja kein Unheil herbeirufen“, er lachte nun und ich konnte mir keinen Reim auf seine Betonung machen. „Meine Handlungen könnten aber in bestimmten Situationen auch schwere Fehler mit sich ziehen.

Ich meine, gut, die Hochelfen denken, Dämonen seien finstere Kreaturen, die anderen Lebewesen nichts als Leid zufügen könnten. Mich hat die Begegnung mit ihnen etwas anderes gelehrt, jedoch hätte ich auch ohne diesen Eindruck versucht, friedlich mit ihnen auszukommen, wie du es gesagt hast. Nun stell dir aber einmal vor, ich würde das bei jener Art von Bestie, die heute Gotlinde angegriffen hat so praktizieren. Das könnte großes Leid mit sich ziehen, vor allem, wenn es um schnelle Entscheidungen geht“, ich wendete mich ab und ging in Richtung der Tür.

„Eindrücke leiten dich oft fehl. Deine Grundeinstellung liegt mir und was die Dämonen betrifft ...“, er stoppte. Ich drehte mich um und er stand schmunzelnd da als hätte er nur darauf gewartet, dass ich mich umdrehe.

Er breitete seine Arme aus und sah auf den Tisch vor sich. Augenblicklich füllte sich der Turm mit Dunkelheit und ich erkannte nichts mehr. Ich blieb ruhig stehen und wartete ab. Da breitete sich ein riesiges Feuer vor meinen Augen aus und verformte sich zu einer Kreatur mit Kopf und Armen. Sie brüllte mich an und ich konnte ihre, aus Flammen geformten, riesigen Zähne direkt vor meinen Augen sehen.

„Schluss damit!“, rief ich. Der Zauber endete sofort. „Ich hab langsam genug von diesen Spielereien! Schön, dass ihr beide so viel Macht besitzt, aber was nützt es einem, anderen Angst einzujagen?“, fragte ich Gardona und öffnete die Tür des Turms mit meinem gesunden Arm.

„Ich gebe zu, dass meine Art zu unterrichten etwas überzogen ist. Ich wollte dir nur zeigen, dass du eigentlich noch so gut wie gar nichts über Dämonen weißt. Du weißt eigentlich nur, wie sie mit Gotlinde, mir und unseren Gästen umgehen. Aber später mehr dazu, gehen wir“, so schloss er seinen Satz ab und verstummt gingen wir zu meinem Pferd, das noch in der steinernen Halle stand.

„Kannst du mit deinem gebrochenen Arm reiten?“, fragte Gardona als ich die Zügel des Pferds mit meiner rechten Hand ergriff. „Es wird schon gehen. Ich kam ja auch bis hier her“, antwortete ich und setzte mich ein wenig ungeschickt auf den Sattel. „Warte, ich habe noch einiges mit dir vor in den nächsten Tagen. Es wäre nicht gerade von Vorteil für dich, einen gebrochenen Arm dabei zu haben.“, sagte er wieder. Er fasste meinen Arm mit seiner linken Hand an und schloss die Augen. Ich hörte ihn etwas flüstern und mein Arm schien kurz aufzuleuchten, wie es bei Heilzaubern, die ich selbst ebenfalls gesehen hatte, üblich war.

„Du kannst die Bandagen entfernen“, sagte er und wendete sich von mir ab. „Danke, aber wieso habt Ihr das nicht bei Gotlinde gemacht?“, fragte ich etwas verwundert. Ich entfernte das Holzstück und die Bandagen und warf sie neben meinem Ross auf den Boden. Ich spürte keinerlei Schmerz mehr und konnte meinen linken Arm wieder völlig normal bewegen. „Nun, weil sie das selbst beherrscht. Aber was ist mit dir? Ich dachte, du wärest auch einiger Heilzauber mächtig?“, fragte er und drehte sich nochmal zu mir um. „Nur sehr einfacher und ich habe sie lange nicht mehr angewandt“, antwortete ich. Dass sich Gotlinde nicht selbst geheilt hatte, obwohl es so einfach gewesen wäre, machte mich noch nachdenklicher, aber ich erwachte sofort wieder aus meinen Gedanken.

„Wo ist eigentlich dein Ross? Oder willst du laufen, fliegen oder sonst was?“, fragte ich Gardona. Ich ergriff meine Zügel mit beiden Händen und drehte mich mit meinem Pferd in Richtung Tor.

„Ich fliege“, antwortete er. „Schon klar!“, rief ich und ritt los. Als ich durch das geöffnete Tor geritten war, spürte ich einen kurzen, aber starken Luftzug auf meinem Rücken und Kopf. Ich erschrak als ich Gardonas Gewand hoch oben, vor mir in der Luft erkannte. Dieser Verrückte flog tatsächlich.

Ich ritt und ritt, den ganzen Weg zur Flammburg. Als ich an die Stelle kam, an der Gotlinde angegriffen worden war, erblickte ich die große Blutlache und die unübersehbaren Spuren des Kampfes gegen die Bestie. Gotlinde reiste vermutlich gerade mit dem Trupp vom Gebirge herab.

Vielleicht gab es ja einen Weg per Magie sich auch über große Entfernungen einander mitzuteilen. Falls dem so wäre, hätte ich diesen gerne beherrscht, zumindest in diesem Moment.

Als ich am altbekannten Tor der Flammburg ankam, erwartete mich Gardona bereits auf den Zinnen, ungefähr dort, wo der Hellebardendämon gestanden hatte. Ich brachte mein Pferd zum Stehen und Gardona sprang hinunter und landete sanft vor mir, stehend auf dem Boden. Er drehte sich um und warf seine Arme auseinander als wolle er jemanden umarmen. Das Tor öffnete sich und wir betraten die Flammburg.

Es schien weniger los zu sein als zu jenem Zeitpunkt, an dem ich sie mit Gotlinde betreten hatte.

„Ich zeige dir nur was möglich ist. Denke bitte nicht, dass ich dich unterhalten möchte oder das zu meinem eigenen Vergnügen initiiere“, sagte Gardona. „Was?“, fragte ich. Ich stieg von meinem Pferd und übergab die Zügel einem grünen, nackten Dämon.

Der erste Dämon ohne Rüstung? Der erste grüne Dämon? Unsinnige Fragen. „Die Magie. Ich möchte dir etwas über die Magie beibringen. Da du zugestimmt hast, mir etwas über die Geschichte deiner beiden Völker zu erzählen, möchte ich dir im Gegenzug etwas über die Magie beibringen. Gehen wir zur Waffenkammer“, sagte er und wies in Richtung eines steinernen, in die rechte Mauer gelassenen Gebäudes. „Richtig. Tut mir leid, aber ich glaube, dass ich mit Waffen wie Schwertern, Bögen, Lanzen oder Äxten stets mehr anzufangen weiß als mit der Magie. Nicht, dass es mich zur Gewalt hinzöge, aber mit der Magie konnte ich nie viel anfangen, auch wenn ich davon überzeugt bin, man könnten sie oft mehr zum Frieden als zum Krieg verwenden“, antwortete ich. Wir liefen nebeneinander in Richtung Waffenkammer. Der Himmel war inzwischen stark bewölkt und eine große, dunkle Regenwolke zog vom Norden her auf uns zu. „Vermutlich hattest du nur die falschen Lehrer. Ich kann dir etwas über die defensive Magie beibringen, insofern man Magie in aggressive und defensive unterteilen kann. Eigentlich müsstest du bereits einige Dinge über die Heilmagie, wie sie von Menschen und Hochelfen genannt wird, wissen.“ Wir standen jetzt vor einer dunklen Eisentür mit einem Gitterfenster. „Thréhmuld!“, rief Gardona in das Fenster hinein. Ein Riegel wurde zurückgezogen und die Tür ging auf. „Mein Herr“, sprach eine tiefe Stimme aus dem dunklen Innern. Eine Fackel wurde angezündet und ich erkannte einen äußerst kräftig wirkenden, dunkelhäutigen Dämon. Er hatte ganze acht Hörner an seinem Kopf und die vermutlich stärksten Arme, die ich je bei einer zweibeinigen Kreatur gesehen hatte.

Er stellte sich quer hin, damit wir vorbei gehen konnten, dann schloss er hinter uns die Tür. Als wir einmal um die Ecke gegangen waren, wurde der restliche Gang plötzlich durch Fackeln erhellt. Ich erkannte steinerne Bögen und wir schritten an jenen kleinen, offenen Räumen vorbei, die sich hinter den Bögen verbargen. „Nein, ich weiß nur sehr wenig über die Magie im Allgemeinen. Ich habe eine Art Grundausbildung darüber gemacht und erfuhr lediglich etwas über den Bezug des Willens zur Physik. Komischerweise hat nie jemand von mir verlangt, dass ich mein Wissen vertiefe. Immerhin wuchs ich unter Hochelfen auf“, fast hätte ich vergessen, was er vor dem Hereingehen gesagt hatte. „Eigentlich umso besser. Für uns beide meine ich. Ich werde dir die Magie etwas abstrakter näher bringen. Ich lehre dich die Magie nicht in speziellen Kategorien unter speziellen Namen, wie es die Hochelfen und auch die Menschen für gewöhnlich tun. Ich lehre dich eine abstrakte Anwendungsform, eine Möglichkeit, in die Physik einzugreifen, sie zu verändern, sie zu nutzen und das, wie du bereits sagtest, allein durch deinen Willen.“

Im Grunde genommen ist es immer dieselbe Prozedur, aber es erfordert viel Übung und Wissen, die Elemente spezieller physischer Gegenstände und den zugehörigen Willen zu kontrollieren.

Das Ganze nennt man dann Macht, zumindest tun das die Meisten. Die Magie ermöglicht jedoch nicht nur sichtbare Macht. Man kann damit sogar Einfluss auf den Willen und die Gedanken anderer nehmen. Ein sehr gefährliches Unterfangen, wie sich in meiner jungen Zeit herausstellte.

Was die passive Magie betrifft, so wollte ich nur darauf hinweisen, dass wir praktische Übungen

mittels passiver Zauber durchführen könnten.“, er hielt inne und wies mit seiner rechten Hand in den Raum links neben uns. An den Wänden standen Waffenständer mit Hellebarden, Speeren, Lanzen, Schwertern, Schilden und sonstigen gebräuchlichen Waffen.

„Was genau tun wir hier eigentlich?“, fragte ich ihn verwundert. Die Erzählungen der Magie hatten meine Neugier geweckt und fast schon gab ich mich den Träumereien hin, ein großer Magier zu werden.

Der Anblick einer monströsen Doppelaxt, riss mich jedoch aus meinen Träumen.

„Wir üben. Such dir eine Waffe aus“, sagte er zu mir und stellte sich so hin als warte er nur darauf, dass ich mich endlich entschied.

Ich sah ihn kurz verwundert an und ging dann in den Raum. „Nur eine?“, fragte ich und lachte.

„Wie du willst. So viel du tragen kannst.“, und im selben Moment wie Gardona seinen Satz beendet hatte, viel mein Blick auf die Streitäxte. Schön handlich und dennoch groß genug. Ich nahm mir zwei Stück. Eine in jede Hand.

„Und gegen wen kämpfe ich?“, fragte ich lächelnd und neugierig und tat so als diene das Ganze nur der Unterhaltung irgendwelcher eingerosteten Beamten, die sich abends ein wenig Spaß gönnen.

Es gab zu jener Zeit viele solcher Beamter in der Hauptstadt des Hochelfenkingreichs.

„Gegen Thréhmuld“, antwortete Gardona. Mein Lächeln verzog sich augenblicklich, was wiederum Gardona veranlasste zu schmunzeln.

„Was genau soll das bringen?“, fragte ich. „Ich wette, du würdest nicht fragen, wenn Thréhmuld ein altes Waschweib wäre“, erwiderte Gardona und wendete sich ab. „Alte Waschweiber können gefährlich werden, vor allem, wenn man ihnen die Wäsche wegnimmt ...“ „Versuch mal, einen Dämon mit Rhetorik oder Humor zu besiegen!“, rief Gardona beim Weggehen. Ich schüttelte den Kopf und lief hinterher.

.. Füllen!

Gardona stand nun vor Thréhmuld und sprach mit ihm in einer mir unbekannten Sprache ein paar Worte, dann wendete er sich wieder mir zu und sagte: „Thréhmuld wird sich ebenfalls bewaffnen. Ich hoffe, es stört dich nicht ohne eine bessere Rüstung zu kämpfen.“

Ich schüttelte langsam den Kopf und sah ihn ernst an, darüber nachdenkend, was der folgende Übungskampf brächte.

„Ich möchte dir lediglich den Unterschied zwischen Magie, der Beeinflussung der Physik durch die Psyche und einem gewöhnlichen Kampf, also der Beeinflussung der Physik durch die Physik näher bringen. Selbstverständlich basiert deine Art der Beeinflussung auch auf deiner Psyche, deinem Willen oder Trieb, jedoch kannst du dich nicht mehr wehren, wenn du gefesselt bist, aber noch denken und wollen kannst“, erklärte mir Gardona.

Thréhmuld war schon seit längerem in den Gängen der Waffenkammer verschwunden.

Gardona öffnete die Tür und wir betraten wieder, den inzwischen von hellem Sonnenlicht erfüllten Platz der Burg. Wir liefen ein Stück weiter weg von der Waffenkammer. In der Ferne konnte ich das geöffnete Tor der Flammburg sehen, durch welches einige Gestalten herinkamen. Sie zogen Karren hinter sich her.

„Sie bringen einen Teil der Ernte. Weiter im Osten, in einem kleinen Tal, liegen die Felder. Nicht dass sich ein Dämon von Getreide ernähren müsste, es ist mehr als Versuch gedacht und wegen Gotlinde.

Sie ist die Einzige hier, die etwas essen muss, um zu überleben.

Den enormen Rest lasse ich verkaufen. Natürlich muss das auch Gotlinde erledigen. Meine Gestalt würden die meisten Völker scheuen und natürlich auch die der anderen Dämonen. Es ist nur etwas umständlich, das Ganze transportieren zu lassen, zumal wir eigentlich auch keine Goldmünzen brauchen. Aber so hat Gotlinde wenigstens immer ein bisschen Umgang mit anderen Menschen gehabt.

Wenn man das Gebirge herunterkommt und den ersten Wald hinter sich lässt, trifft man auf eine kleine Stadt. Sie wird von Menschen bewohnt, die sich am Gebirge auf der Suche nach Erz niederließen. Ungewöhnlich, vielleicht trieb sie die Gier her. Erz fanden sie jedenfalls nur wenig, da das höher gelegen ist.

Jetzt fällen sie Bäume und lassen das Holz auf den Flüssen treiben, verkaufen es in ihrem Königreich. Ein weiter Weg. Gotlinde ist ihnen als Heiler- und Magierin bekannt. Ich will gar nicht wissen, welche verrückten Sagen man sich über sie, ihr Getreide und alle anderen Dinge, mit denen sie so handelt erzählt.

Immerhin haben sie nie jemanden außer ihr vom Schwarzen Gebirge getroffen“, Thréhmuld kam durch die noch offen stehende Tür der Waffenkammer. Ich freute mich der Informationen Gardonas, da ich Gotlinde für einsamer gehalten hatte. Thréhmulds Anblick gab mir zu denken. Er hielt die vielleicht längste Lanze in seinen Händen. Als Gardona ihn erblickte, ging er augenblicklich zur Seite. „Nun, genug der Worte!“, rief er und Thréhmuld lief los als wolle er mich augenblicklich aufspießen.

Gerade als es interessant wurde und mein unstillbarer Durst nach Wissen über Gotlinde wenigstens kurzzeitig abgenommen hatte, musste oder sollte ich gegen einen Dämon kämpfen. Ich dachte darüber nach, wie wohl ein Mensch, dem dieser Dämon zum ersten Mal begegnete, vom Anblick dieser fremden, starken, großen Kreatur eingeschüchtert sein müsste. Mir gelang es dem ersten wuchtvollen Lanzenstoß auszuweichen. Beim zweiten wehrte ich die Lanze mit der Axt in meiner linken Hand nach unten ab, sodass sie Thréhmuld in den Boden rammte. Ich drückte weiterhin mit der Axt auf die Lanze, drehte mich nach rechts herum, mit dem Rücken zu Thréhmuld und hob die Axt in meiner rechten Hand, um sie ihm vor den Kopf zu halten und somit den Kampf für mich zu entscheiden.

Zu meiner Erschrockenheit und meinem Erstaunen wurde mein Hieb bereits vorzeitig abgebremst und als ich daraufhin meinen Kopf nach rechts wand, sah ich Thréhmulds große Hand, von welcher schwarzes Blut hinab lief. Am Boden hatte sich bereits ein großer Fleck gebildet. Thréhmuld hatte die Axt tatsächlich mit seiner rechten Hand mehr oder weniger abgewehrt. Ich nahm die Axt in meiner linken Hand, ließ die andere los und drehte mich ganz zu Thréhmuld. Wir standen uns direkt gegenüber.

Thréhmuld zog die in seiner rechten Hand steckende Axt mit seiner linken heraus und ließ sie fallen. Ich warf einen kurzen Blick zu Gardona. „Töte ihn!“, rief Gardona zu mir. Ungläubig erwiderte ich: „Der Kampf ist entschieden, er ist verwundet und unbewaffnet. Bevor er seine Lanze aus dem Boden gezogen hätte, würde ich ihn schon erwischt haben.“

„Dann tu es! Erwische ihn!“, erwiderte Gardona.

Ich ließ meinen rechten Arm sinken und die Axt fallen. Thréhmuld aber packte mich mit seiner linken Hand am Hals und ich bekam allmählich das Gefühl zu ersticken. Gardona trat nun heran: „Du hast dich gut geschlagen und verstehst es tatsächlich, mit den gängigen Waffen umzugehen. Meinen Respekt. In diesem Fall wird deine körperliche Kraft jedoch versagen, da Thréhmuld vermutlich zehn mal stärker als ein gewöhnlicher Mensch ist. Entschuldige meine überdeutliche und eindringliche Pädagogik bei dem Versuch dir die Magie näher zu bringen, aber so verstehst du

es vielleicht am besten.

Um dich zu befreien, musst du es zunächst einmal wollen. Du musst dich auf die Gegenwart konzentrieren und darauf, dass du gefangen bist. Unfähig dich frei zu bewegen. Es geht dir schlechter als zuvor und du musst das ändern wollen.“

Dort stand ich nun und Gardona schien zu erwarten, dass ich mich durch meine eigene Willenskraft befreie. Obwohl mir diese Lage nicht gefiel, verspürte ich keinen Drang, mich befreien zu müssen. Doch dann dachte ich allmählich darüber nach, ob mein Aufenthalt in des Meisters Burg wohl länger dauern würde, falls ich diese „Aufgabe“ nicht lösen könnte.

Mein Wille wuchs und ich spürte mehr Kraft in mir. „Stoße ihn hinfort von dir, konzentriere dich!“, rief Gardona mir wieder zu. Ich starrte Thrémuld mit einem entschlossenen Gesichtsausdruck an und stellte mir vor, eine unbekannte, unsichtbare, mich umgebende Kraft zu nutzen und auf Thrémuld zu konzentrieren. Plötzlich ließ er los und wurde zurückgeschleudert.

Ich stand leicht gebeugt, nach Atem ringend da. Thrémuld lag unweit von mir auf dem staubigen Boden. Gardona trat an Thrémuld heran, der sich langsam wieder erhob. Er flüsterte ihm etwas zu und Thrémuld zog daraufhin seine Lanze aus dem Boden und ging zurück zur Waffenkammer. „Ich gebe zu, ich habe ein wenig nachgeholfen, aber nichts desto trotz spüre ich großes Potential in dir“, sagte Gardona, nun wieder so ruhig, wie es nur irgendwie möglich war. Wolken hatten die Sonne verdeckt und es wehte ein kühler Wind über den großen Innenhof der Flammburg. Mein Hals schmerzte, jedoch erträglich und so testete ich sogleich meine Sprachfähigkeit: „Potential?“ „In der Tat. Euer Elementarmagierkult und vor allem jener Kreis, der ihm vorsteht, glauben, dass es nur wenigen Hochelfen und ganz besonders wenigen Menschen möglich ist, Magie zu wirken. Ironischerweise besitzen gerade sie das Wissen, welches ihre These widerlegt, denn sie kennen Teile der unzähligen Kulte, Völker, Stämme und Wesen, die allesamt zahlreiche Mitglieder besitzen, welche jeweils auf ihre Art mit der Magie vertraut sind.“

Sie sprechen dann von einem Talent, die Hochelfen-Elementarmagier, einer Gabe und Zugänglichkeit ...“

„Du willst doch jetzt nicht auch noch das gesamte Selektionsverfahren des Kreises in Frage stellen? Von mir aus lassen wir diese Diskussion, aber komm zum Punkt!“, ich war einwenig wütend geworden, da mir der Kampf mit Thrémuld als vollkommen sinnlos erschien.

„Geduld. Deine magische Kraft war zu schwach, aber sie war da. Du hast deine Willenskraft richtigerweise auf etwas Bestimmtes konzentriert, aber du warst nicht überzeugt davon, dass es überhaupt funktionieren könnte. Aber genug für den Augenblick. Wir werden das gegen Abend noch einmal versuchen“, er wandte sich ab und lief in Richtung es Tors.

„Wie ich bereits erwähnte, gibt es einige Lücken in meinem Wissen über die Erbfolge und Herrschaft der Hochelfen, vor allem aber auch über die Persönlichkeiten des Stammes deiner Mutter.“

„Die Persönlichkeiten?“, fragte ich während ich versuchte ihn einzuholen. „Natürlich. Oder willst du mir etwa erzählen, du wüsstest nichts von jenen großen Helden, die der Natur wegen ihr Leben gaben. Jenen Stämmen, die noch heute als Wilde aus dem Osten bezeichnet werden und die nur mit Hilfe der Heere der Hochelfen besiegt werden konnten.“

„Natürlich kenne ich die Geschichten, zumindest einige davon. Aber jene eher fanatische und gewalttätige Gruppe würde ich nicht zum Stamm meiner Mutter, den Waldleuten, zählen.“

Wo gehen wir eigentlich hin?“, fragte ich, doch schon wieder in Gedanken versunken auf den Boden starrend.

„Zum Wassermann, wohin sonst?“, er lief nun zügiger und zügiger. „Natürlich, zum Wassermann“

und wo ist der?“.

„Weiter im Nordwesten, am großen Bergsee. Ich möchte mit ihm über den Vorfall mit dir, Gotlinde und dieser Kreatur sprechen. Vielleicht weiß er etwas darüber.“

„Was sollte er denn darüber wissen? Was gibt es denn darüber zu wissen? Ich dachte, diese Wesen haben hier gelebt, bevor du deinen Turm und deine Festung hier hast errichten lassen“, bei diesem Tempo könnten wir meine Heimatstadt schon in wenigen Tagen erreicht haben.

Ich fragte mich, weshalb ausgerechnet er es so eilig hatte

„Glaubst du wirklich, dass eines der Wesen das einfach so überlebt hat? Da steckt wohl wesentlich mehr dahinter als ich selbst erahnen kann. Irgendetwas stimmt hier nicht und ich glaube nicht, dass es ein Zufall war, dass die Kreatur Gotlinde angegriffen hat. Sputen wir uns, bevor es zu spät ist.“, er lief so schnell, dass ich bald rennen musste, um Schritt zu halten.

Kurz darauf jedoch nahm ich ein Pferd und Gardona flog voraus. Ich ritt hinaus, die Straße zum Flammturm entlang, folgte als bald aber Gardona und ritt quer über die Wiesen und durch kleinere Waldstücke bis wir schließlich an den besagten, tatsächlich sehr großen, blauen Bergsee kamen.

Das Wetter schlug in dieser Zeit um und eine große graue Regenwolke versperrte die Sonne. Ein kalter Wind fegte über die Hügel um den See her um und über dessen wunderschönes, klares, blaues Wasser.

Die Nadelbäume, die große Teile der Grashügel unterhalb der riesigen Felsen bedeckten, bewegten sich langsam im Wind hin und her als kündigten sie den Sturm und Regen bereits an.

Kein Pfad war zu sehen, kein Haus und auch kein Lebewesen, wenn man einmal von den Insekten absah, welche sehr zahlreich auf den Wiesen zu sehen gewesen waren als die Sonne noch vom Himmel herab geschienen hatte.

Gegenüber meines Ufers war eine große, flache Felswand zu sehen, die direkt an den See grenzte und so gar nicht zu den umliegenden Grashügeln passte. An jener Felswand verliefen zahlreiche größere und kleinere Wasserfälle und so vermutete ich mindestens eine Flussabzweigung des Sees, irgendwo am Ufer.

Ein recht merkwürdiges, aber doch sehr natürliches Bild, welches mich trotz des eher mäßigen Wetters fast schon inspirierte. Es war wohl die Abwechslung zu den tristen Mauern, den Zeichen der Abwehr und Abgeschiedenheit oder Trennung, die mich dazu verleitete näher an das Wasser heranzutreten und mein Spiegelbild zu suchen. Das Pferd ließ ich stehen und beugte mich leicht über das Wasser, dessen Oberfläche sich durch den Wind schnell und sachte bewegte.

Da sah ich mich, wie einen zweiten rastenden Krieger, der mich auf gleiche Weise als sein Spiegelbild betrachtet und für einen kurzen Blick etwas Vertrautes sieht, an das er sich in den zukünftigen Schlachten würde klammern können.

Ein Tropfen streifte meine linke Hand und ich hob den Kopf. Die graue Wolke stand bereits über mir und aus einem Tropfen wurden mehrere und schließlich goss der Regen seitlich auf mich herab.

Der Wind peitschte mir allmählich das Wasser ins Gesicht und ich durfte die wundersame Art des Vorgehens wenn Regen auf einen See herabfällt betrachten.

„Siehst du die Felswand? Dort hinten“, rief Gardona mir zu, der nun neben mir stand. Der Wind und Regen verfremdeten seine Stimme. Er zeigte auf eine Felswand der Berge auf der gegenüberliegenden Seite des Sees. „Ja“, antwortete ich. „Dort müssen wir hin, dort treffe ich den Wassermann.“, sagte Gardona und machte sich so gleich auf den Weg um den See herum zur Felswand.

Die durch den Regen verursachte Kälte ließ mich ermüden. Ich stieg wieder auf mein Pferd und

folgte Gardona, mein Pferd traben lassend., zur Grotte um den See herum.

Diese war recht groß in die Felswand eingelassen und der Regen erreichte nur den großen Flecken Wasser, der sich vom See aus bis in die Mitte der Grotte erstreckte.

Die Felswände waren teils mit Moos bewachsen und ich konnte das Ende der Grotte problemlos erkennen, was mich zur Frage kommen ließ, ob sich der Wassermann nun aus dem Wasser hier heraus begeben würde.

Der Wasserfleck war viel klarer als der restliche See und man sah bis zum Grund hinab. Das Wasser schien die Grotte zu erhellen und tauchte die moosbewachsenen Felswände in ein grünlich schimmerndes Licht. Diese Mischung aus jenem grünen Licht und blauem Wasser barg etwas Beruhigend- und Friedliches. Ich stieg erneut vom Pferd ab, welches inzwischen das Moos von den Felsen fraß. Gardona stand an jenem Wasserfleck und kniete sich hin. Ich stellte mich hinter ihn und betrachtete wieder die Regentropfen, die auf das Wasser und Gardonas schuppige Hand prasselten. Er hatte sie nun in das Wasser getunkt und wartete auf irgendetwas. Die Zeit verging und verging und es tat sich nichts, bis Gardona schließlich seine Hand wieder aus dem blauen, klaren Wasser zog, das trotz des bewölkten, regnerischen Wetters heller und klarer leuchtete als irgendein Meer oder See in den wärmeren Gebieten.

„Womöglich hat er dich bemerkt und kommt deshalb nicht zum Vorschein“, sagte Gardona mir zugewandt. „Der Wassermann?“ „Ja, er ist, wie ich schon sagte, Fremden gegenüber sehr scheu und misstrauisch. Ich werde wohl zu ihm hinabsteigen müssen, wenn ich Genaueres erfahren will“, Gardona hatte bereits seine Hände in den Ärmeln seines riesigen lilafarbenen Gewands verschwinden lassen, sodass er nun wie eine Art Mönch, die Hände in den jeweiligen gegenüberliegenden Ärmel gesteckt, vor mir stand. „Warte solange hier und fürchte dich nicht vor den Schwestern des Wassermanns. Sie können zuweilen etwas zu neugierig sein, doch sind sie, wie auch der Wassermann selbst, recht gute Freunde“.

Ich nickte gähnend und setzte mich, in meinen Mantel eingewickelt und mit übergeschlagener Kapuze auf einen Felsbrocken neben meinem Pferd. Gardona schritt langsam in das klare Wasser hinein, bis er vollends verschwunden war.

Ist die Zeit lange genug, so gehen einem hundert verschiedene Dinge durch den Kopf, bis man irgendwann denkt, man sei verrückt, sich aber wieder fängt und das Spiel von Neuem beginnen lässt. Ein einfacher Weg hin zum vermeintlichen Wahnsinn, allein verursacht durch Einsamkeit, aber auch vor allem Ungewissheit.

Wahnsinnig wurde ich nicht, doch durchlief ich die Schritte dorthin viele Male, während ich auf meinem Felsbrocken auf Gardona wartete. Zwar war noch mein Pferd bei mir, jedoch nur als stummer Gesprächspartner. Mal stand ich auf und lief umher, mal probierte ich fast teils spaßeshalber, teils ernst meine Fähigkeit, die Magie zu nutzen, was selbstverständlich stets von Misserfolgen gekrönt war. Letztlich aber, kehrte ich immer wieder auf meinen Felsbrocken zurück, bis ich dort schließlich meiner Müdigkeit erlag und einschlief.

Als ich wieder erwachte war es außerhalb der Felsgrotte bereits dunkel geworden. Auch hatte es inzwischen aufgehört zu regnen. Ich erhob mich langsam von meinem Felsbrocken und sah mich um. Mein Pferd stand noch dort, wo es auch zuvor gestanden hatte und auch ansonsten hatte sich, abgesehen vom Wetter und der Dunkelheit, nichts geändert.

Dennoch hatte ich das merkwürdige Gefühl, nicht von selbst oder auf eine natürliche Weise erwacht zu sein und noch im selben Moment, in dem mich dieses Gefühl beschlich, hörte ich ein lautes Zischen aus der Dunkelheit von draußen.

Ich versuchte mit meinen Augen und Ohren die Quelle des Zischens ausfindig zu machen, konnte in der Dunkelheit jedoch nichts erkennen.

(Überprüfen, ob er sein Schwert dabei hat. Falls nicht, sollte er eins mitnehmen)

So zog ich mir meine Kapuze mit der linken Hand vom Kopf und fasste gleichzeitig mit meiner rechten unter meinen Mantel an den Knauf meines links angurgerten Schwerts.

„Bereit sein sollte man immer!“ Diesen ach so weisen Spruch hatte mir der königliche Waffenmeister immer wieder unter die Nase gerieben. Dabei hatte ich in meiner späteren Zeit als Botschafter ständig erfahren müssen, dass es so etwas wie Bereitsein gar nicht gab.

Nichtsdestotrotz zog ich mein Schwert, wenn gleich ich selbst dies fast schon für zu voreilig hielt, jedoch erschien mir andererseits in dieser Gegend noch kaum etwas als zu voreilig. Langsam bewegte ich mich in die Dunkelheit hinein, das Schwert mit beiden Händen rechts von mir haltend, bereit zum ersten Schlag oder zumindest zur Abwehr. Ich spitzte meine Ohren, auf das Zischen wartend.

Statt eines Zischens begegnete mir ein grelles bläuliches Leuchten, das sogleich wieder schwächer wurde als wäre es nur ein Hinweis, ein Wegweiser oder eine Ablenkung gewesen. Ich hatte mich sofort in die Richtung des Leuchtens gedreht und stand da, bereit zum Kampf, ließ mein Schwert aber angesichts der Kreatur vor mir sofort wieder sinken.

Es musste wohl dieser Ort sein, der allerlei seltene, für einen Menschen ungewöhnliche Wesen anlockte.

Diese Gestalt, den Bogen gesenkt, den Pfeil an der Sehne, sah mich mit ihren dunkelblauen, glänzenden Augen an. Sie hatte einen langen Schwanz mit einer Flosse und sah daher wie eine Art Mischung aus menschlicher Frau und einem Fisch aus. Der Körper, nackt, war überzogen mit Schuppen und wechselte, fließend übergehend von dunklen zu hellen Blautönen und wieder zurück. Die dunklen Haare hingen zusammengebunden am Rücken entlang herunter. Den einzigen Gegenstand, den sie am Körper trug, war ein ebenfalls blauer Köcher mit merkwürdigen Pfeilen darinnen, wie auch der eine, den sie an die Sehne ihres gekrümmten, korallenförmigen Bogens gelegt hatte.

Auch die Pfeilspitze sah aus wie eine bearbeitete Kralle, wie ich sie von meinen wenigen Reisen zum Meer her kannte. Die Federn des Pfeils glichen selbst wiederum Flossen.

So stand nun diese durch und durch blaue Gestalt vor mir und sah mir starr in die Augen, ohne sich auch nur ein kleines Bisschen zu bewegen.

Ich hob mein Schwert wieder an und fragte bestimmt: „Wer oder was bist du?“ wenn gleich mir diese Frage im nächsten Moment als sehr seltsam erschien und sich meine Bestimmtheit bereits in Luft aufgelöst hatte. Nach einem kurzen Zögern bewegte sich die Gestalt langsam gleitend, die Dunkelheit nur so stark erhellend, dass man sie selbst deutlich sah, auf mich zu. Mit ihren menschlichen und doch schuppigen Händen, zwischen deren Fingern sich Schwimmhäute befanden, legte sie den Pfeil zurück in ihren Köcher und den Bogen diagonal um die Schulter und den Körper. Kurz vor mir blieb sie stehen und beugte sich mit ihrem Kopf zu mir hinab. Sie war bestimmt anderthalb mal so groß wie ich, was mir zunächst gar nicht aufgefallen war. Wieder senkte ich mein Schwert und trat einen kurzen Schritt zurück.

Ihre großen, leuchtenden Augen sahen in meine und die Mundwinkel der Gestalt verzogen sich. Sie runzelte die Stirn und lachte plötzlich los. Ich erschrak und zuckte zusammen, ließ das Schwert aber weiterhin gesenkt.

Es war ein lautes, heftiges und dennoch sanftes Lachen einer weiblichen Stimme.

Ich beobachtete, wie sich das Wesen anscheinend köstlich bei meinem Anblick und meiner Reaktion amüsierte und als wäre es nicht genug gewesen, in den großen Mund mit den weißen,

auffallend spitzen Zähnen zu schauen, hörte ich hinter mir eine weitere weibliche Stimme, die dem Lachen sehr ähnlich klang: „Was ists? Gefällts dir etwa?“

Die Stimme war zwar verständlich, da die Sprecherin die Sprache der Menschen sprach, jedoch enthielt sie ein leichtes Schlucken, Gurgeln oder Zischen oder vielleicht auch von allem ein wenig, als hätte die Sprecherin Wasser im Mund. Als ich mich umgedreht hatte, sah ich die zweite Kreatur, die der ersten bis auf ihre Bewaffnung völlig glich. Sie trug eine große Lanze mit einer scharfen Metallklinge in ihrer linken Hand.

Ein Schwert, zwei sichtlich freundliche Fischweiber. Ich steckte mein Schwert zurück in die Scheide. Mein Herz raste und dann erinnerte ich mich Gardonas Worte. „Seid ihr die Schwestern des Wassermanns?“, fragte ich die Zweite. „Ja“, antwortete die Erste, der ich mich nun wieder zuwand. Die Zweite glitt a mir vorbei und blieb neben der ersten stehen.

Nun sahen beide schmunzelnd auf mich herab. Ich erwiderte erst den Blick der einen, dann den der anderen und sah mich schließlich um. „Kennst du den Wassermann?“, fragte die eine, wieder halb gurgelnd, halb zischend, sodass ich nur darauf wartete, Wasser aus ihrem Mund laufen zu sehen. „Gardona hat mir von ihm erzählt, aber ich weiß nicht viel“.

„Wenig weiß es, ganz recht wenig!“, sagte die andere, die mit der Lanze, mit tiefem Ernst. Ich sah sie fragend an, da sprach schon die Bogenschützin wieder: „Unser Bruder ist ein Bekannter Gardonas. Er ist vertraut mit ihm, vertraut, mit vielem, mit der Geschichte dieses Ortes, mit der Geschichte der Welt. Viel Weisheit ist es, die einzigartig und notwendig macht. Viel Wissen und viel Weisheit.“ „Wo ist er und wo ist Gardona?“, fragte ich, ungeduldig vom langen Warten. „In der Tiefe des Sees natürlich. Wo sonst?“, die Lanzenträgerin glitt in Richtung Felsgrotte.

„Die beiden Magier ähneln sich sehr. Es hat Gotlinde, die Schülerin des Dämonen-Menschen, schon kennengelernt und ich denke mir, sie hat ihm sehr gefallen.“. Ich sah der Lanzenträgerin zu, wie sie auf mein Pferd zu glitt. Ich wollte zu ihr, doch die Bogenschützin stellte sich mir in den Weg: „Halt! Sie tut seinem Ross nichts. Sie kennen sich bereits. Sieh mich einmal an!“. Ich runzelte die Stirn und sah ihr dann erneut, aber diesmal etwas verlegen ins Gesicht. Sie stand eine Weile lang nahezu starr da und schien meinem Blick etwas entnehmen zu wollen.

Plötzlich zischte sie wieder laut und ich zuckte erneut zusammen, sah zur Felsgrotte und wieder zu ihr. Sie stand unverändert, mit entschlossenem Gesichtsausdruck da, während sie die Arme herunterhängen ließ.

„Ja , ich glaube, du hast ihr auch gefallen.“ Ich starrte vor mir auf den Boden und presste die Lippen zusammen.

In diesem Moment fehlte mir Gotlinde sehr. Ich hätte die Schwestern lieber mit ihr zusammen kennengelernt. Sie hätte mir bestimmt vorher von ihnen erzählt und dann einander vorgestellt, dachte ich. Ich fragte mich, wie gut die Schwestern und Gotlinde einander tatsächlich kannten. „Ich dachte, ich werde mehr als Wesen als als Person betrachtet oder weshalb sprichst du immer mit „es“ von mir?“, fragte ich das Fischweib, um mir die Zeit zu vertreiben.

„Richtig, richtig ...“, zischte sie in sich hinein, ihre, anscheinend tiefschwarze, lange, gespaltene Zunge aus dem Mund herausstreckend. „Von Menschenwesen sprechen wir meistens so. Wem wir Vertrauen schenken, der verdient es, anders angesprochen zu werden. Erwarte das nicht von unserem Bruder. Er hegt Misstrauen gegen jedweder Lebewesen, das sich selbst als Denkenden versteht. Bis vielleicht auf Gardona und Gotlinde.“ „Was ist mit euch? Versteht ihr beide euch nicht als Denkende?“, fragte ich und sah zu, wie die übergroße Lanzenträgerin mit ihrer schuppigen, blauen Hand durch das Fell meines Pferdes fuhr. „Nein. Wir verstehen uns als Wächter, als Hüter, die Hüter des Sees, die Hüter des Meeres, die Hüter des Wassers. Wir sind die Augen, Ohren und das Gedächtnis der Welt, Mensch.“

Ich suchte mir einen großen Stein in unmittelbarer Nähe und ließ mich darauf nieder, sank fast ein und versuchte mich auszuruhen. „Woher die Müdigkeit, mein Freund? Bekommt es dir nicht gut, fernab von zuhause oder ist es etwa die Sehnsucht nach der Schülerin“, fragte die Schützin, fast schon in einem fürsorglichen Ton. Ich dagegen rollte nur mit den Augen. „Sie ist wieder unterwegs, rastlos, um ihren Auftrag zu beenden. Ihr Auftrag hieß stets Lernen, kein Wunder, dass sie dich mitbrachte“, sie kroch hinter mich, hinter meinen Stein, „Wie eine jüngere Schwester ist sie für uns und selbst unser Bruder mag sie, wenn man das auch schwerlich erkennen mag, vor allem als Mensch.“. Sie hatte nun ihren Schwanz um den Stein gewunden und die Flosse an meine Stiefel gelegt. Ich saß dort schweigend, mit offenen Fragen, doch die Antworten interessierten mich kaum noch. Schlaf war alles, was man ansatzweise als mein Ziel hätte aufzählen können. Die Müdigkeit machte sich erneut breit und ich verspürte kein Gefühl der Furcht, der Zufriedenheit oder eine Art Verwirrung mehr. So ließ mich tatsächlich sinken und versank in den Armen des Fischweibes und legte meinen Arm auf ihren Schwanz und meinen Kopf darauf. Sie beugte sich über mich und flüsterte mir ins Ohr: „Wahrlich, die größten Zauber, die ich sah, waren die Beziehungen zwischen ungewissen Lebewesen.“

Kapitel 5

Die Menschen

Im Morgengrauen erwachte ich am selben Ort, an dem ich eingeschlafen war. Immer noch befand ich mich im Schoß des Fischweibes. Ihre Schwester stand etwas weiter vorne am Eingang der Felsgrotte und mein Pferd an der gleichen Stelle, wo es schon die ganze Zeit gestanden hatte. Auch hatte es aufgehört zu regnen und ich erhob mich langsam, gähnend. Als ich mich zur Bogenschützin drehte, bemerkte ich, dass sie nun gar nicht mehr leuchtete. Sogar ihre Augen waren verblasst und sie sah nun mehr, wie ein glatter, unbeweglicher, großer Stein aus, der hier schon seit Urzeiten stand und die Fantasie eines jeden, der ihn fand zu einer geheimnisvollen Geschichte beflügelte.

Ich sah ihr fragend in die Augen, die an mir vorbei in den Nebel über dem See blickten, starr. Es dauerte einen kurzen Moment, dann löste sich ihr ganzer starrer, versteinelter Körper und sie bewegte ihre Lippen, jedoch immer noch ohne mich anzusehen: „Er war hier, dein Meister. Nun, doch nun, nun ist er wieder weg.“ „Wieso ist er wieder weg?“ „Er sah, dass du schläfst und verließ uns deshalb wieder. Er wollte noch mit unserem Bruder sprechen.“ „Sprechen? Wie lange dauert das denn? Haben die sich etwa so viel zu sagen?“. Ich stieg über ihre Flosse und ging auf mein Pferd zu. Dort angekommen tätschelte ich es und rückte ich den Sattel ein wenig zu recht. Ich drehte mich wieder zur Bogenschützin und wartete auf eine Antwort. „Lausche! Hörst du ihn nicht?“, zischte sie mir leise zu und nickte in Richtung des Sees.

Also wendete ich meinen Kopf in diese und horchte. Ein dumpfes, regelmäßiges Geräusch ließ mich im Dunkeln darüber, was als Nächstes passieren würde. Es wurde lauter und heller. Ich wendete mich von meinem Pferd ab und lief auf die Lanzenträgerin zu. Das Geräusch hatte sich in ein Summen verwandelt. Ein helles Summen. Der Nebel lag auf dem See. Gespenstisch war diese morgendliche Helle, die einem dennoch keine Sicht ermöglichte. Das Geräusch kam von der anderen Seite des Sees, zumindest hörte es sich danach an. Es klang fast wie eine Stimme, wie eine Melodie, wie Gesang. Trotz des fehlenden Windes kamen immer mehr Wellen ans Ufer und streiften auf den Kies. Als würde etwas Großes auftauchen oder sinken. Ich schloss die Augen, um meinen Hörsinn zu verbessern, da hörte ich auch schon ein Zischen, direkt neben meinem Ohr. Ruckartig öffnete ich wieder meine Augen und sah wie erst die Bogenschützin und dann die Lanzenträgerin mit einer enormen Geschwindigkeit in den See hinein glitten und untertauchten. Die Wellen wurden stärker und stärker. Obwohl ich nichts Böses erwartete, legte ich meine Hand auf meinen Schwertknauf.

Das Geräusch wurde langsam deutlicher und ich erkannte nun eine tiefe, männliche Stimme darin. Sie sang etwas, das ich noch nicht richtig verstand. Es war zu weit weg und ich schritt weiter nach vorne, ein Stück weit in den See hinein.

Allmählich verstand ich einzelne Wörter und schließlich Verse:

*Trost und Trauer fließend, stark
halfen Fischern Freud zu haben
Licht und Dunkel, Steine karg
fraßen Boote, fraßen Wagen
Grüne Wüste, tief im Meere
Leer gefegt von Tod und Blut
Leichen unten, ganzer Heere
Selbst die Herrscher, ohne Mut
Herz des Leibes bald entrissen*

*Leben fliegt davon ins Licht
Nur die Toten niemals missen
Sind der Tiefe Schwurgericht*

Die Wellen schwappten stark und schnell über den Kies bis hin zum Gras. Doch da verstummte schon der Gesang und der See war ruhig, keine Wellen mehr zu sehen. Ich versuchte nun den Wassermann, welcher vermutlich der Singende war, ausfindig zu machen, suchte aber vergeblich in dem sich langsam lichtenden Nebel, der über dem See lag.

Da sah ich links von mir, unmittelbar vor der Seeeinmündung zur Felsgrotte, Gardona aus dem Wasser herausschreiten. Das Wasser schien nicht an seiner roten Haut haften zu können und so kam er vollkommen trocken aus dem See. Auch sein Gewand war komischerweise nicht nass, doch ehe ich ihn weiter mustern konnte, wurde mein Blick wieder auf den See gelenkt von welchem ein unwahrscheinlich kalter Luftzug herkam und mich erschauern ließ. Vor mir schwamm der Wassermann, nur einige Schritte entfernt. Er schien eins mit dem Wasser zu sein. Es war nicht nur seine, wie die seiner Schwestern, bläuliche Haut, er schien sich auch mit den Wellen in exakter Weise zu bewegen. Er war noch größer als seine Schwestern. Er sah dick und groß aus und hatte einen grünen, langen Bart aus Algen oder Ähnlichem. Auf seinem Kopf trug er eine rostige, braune Krone. Sein Gesicht sah menschlich aus und seine Augen waren leuchtend grün. Ich sah nur einen Teil seines Torsos, der Rest befand sich im Wasser. Wie er dort schwamm, mit geöffnetem Mund, sah er mir tief in die Augen. Es kam nichts Sichtbares aus seinem Mund heraus und dennoch spürte ich diese eisige Kälte. Nach kurzer Zeit schloss er seinen Mund wieder und kam ein Stück näher, wodurch ich seine enorm kräftigen Arme, die so gar nicht zu seinem rundlichen Gesicht passten, teilweise zu sehen bekam. Schließlich ging er unter und verschwand. Ich drehte mich um und lief zu Gardona, der bei meinem Pferd in der Felsgrotte stand.

„Wieso hat das so lange gedauert?“, fragte ich ihn. „Gute Antworten wollen wohl überlegt sein und der Wassermann ist einer, der stets gut antwortet.“ „Schön und weißt du nun, was du wissen wolltest?“ „Ja und nein. Nicht alles, aber das hatte ich auch nicht erwartet. Wir können zurückkehren, wenn du willst?“.

„Ich ...“, ich kam auf einmal ins Stocken. Selbstverständlich wollte ich zurück. Ich war todmüde, obwohl ich geschlafen hatte und konnte kaum aufrecht stehen. Es war aber auch nicht diese Müdigkeit, die mich hätte an der Kraft zum Reiten hindern können, die mich ins Stocken kommen ließ. Mich hatte etwas neugierig gemacht und ich hoffte noch irgendetwas zu erfahren oder zu erleben, bevor wir wieder zurückkehrten. „Du hast sie also getroffen“, sagte Gardona. „Wen?“, fragte ich noch auf mein Pferd starrend und tief in Gedanken versunken. „Seine Schwestern. Die Schwestern des Wassermanns, die Sirenen. Welchen Eindruck machten sie auf dich?“. Ich sah ihn kurz an und zuckte mit den Schultern, da ich immer noch keinen klaren Gedanken fassen konnte. Was hielt mich auf? „Gehen wir. Ich bin todmüde“, sagte ich schließlich zu Gardona. „Hast du denn nicht geschlafen während ich weg war?“, er verließ die Grotte und ich stieg auf mein Pferd. „Doch, aber dennoch bin ich müde und etwas essen könnte ich auch mal wieder.“. Der Nebel lichtete sich allmählich und die Sonne drang zu uns hindurch. „Reite zum Turm, wir treffen uns dort! Es gibt noch einiges zu besprechen“, sagte Gardona schließlich in einem fast befehlenden Ton. Er sprang in Richtung See und schien beinahe ins Wasser zu fallen, schwebte dann jedoch sehr rasch weit noch oben und in Richtung des anderen Ufers, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Ich gab meinem Pferd die Sporen und ritt um den See herum.

Es dauerte bestimmt eine ganze Weile und kam mir selbst wie eine Ewigkeit vor, bis ich an der steinernen, großen mit Fahnen behängten Brücke zum Flammturm angekommen war.

Auf dem Weg gingen mir noch einmal die Gestalten der beiden Schwestern, dieser Fischweiber, der Sirenen und die des Wassermanns durch den Kopf. Ich fragte mich, ob er ein König sei oder gewesen war.

Dann dachte ich wieder an die Kreatur, in die ich mein Schwert gerammt hatte und die von Gotlinde in Stücke gerissen worden war, doch für Gedanken über Gotlinde war ich zu müde. Ich ritt über die Brücke.

Das dunkle, große Tor stand offen und ich ritt hindurch. In der Halle wartete bereits eine der mir bekannten Wachen in voller Rüstung. Ich stieg von meinem Pferd und die Wache ergriff die Zügel und führte es weg zu einer Tür. Ich lief in ans Ende der Halle, durch die Tür hindurch, durch den halbkreisförmigen Gang und schließlich wieder durch eine Tür hindurch, bis ich im Flammturm stand.

Wie zu erwarten, saß Gardona bereits auf seinem Thron und der Tisch war gedeckt. „Du siehst tatsächlich etwas müde aus“, sagte er, noch während ich die Tür hinter mir schloss. „Eigentlich hatte ich vor, heute mit dir wieder ein wenig Zauberei zu üben, jedoch vor allem, mich über deine Geschichte zu informieren.“

Ich setzte mich an den Tisch, trank etwas aus dem hölzernen Becher, schenkte gleich nach und trank ihn nochmal leer. „Dann frag mich lieber sofort, wenn du etwas wissen willst. Sonst schlafe ich nachher noch ein und du wirst nicht mehr viel erfahren“, antwortete ich.

„Gut, wie du meinst.“, Gardona stand auf und lief wieder zu seinem riesigen Bücherregal, diesmal aber an einer anderen Stelle. Ich nahm mir wieder Brot und etwas Gemüse. Gardona hatte sich inzwischen wieder ein Buch herausgesucht und ließ es langsam zu sich her schweben. „Stell dir mal vor hier brennt eines Tages alles ab. Dann wars das mit den tollen vielen Büchern“, sagte ich zu ihm, um mir die Zeit zu vertreiben und kaute an meinem Stück Brot herum. „Glaubst du wirklich, dass die Bücher einfach verbrennen würden?“, fragte er auf eine mehr rhetorische Weise.

„Lass mich raten! Du hast einen unglaublichen mächtigen und selten Dämonen-Feuerschutz-Zauber darauf gelegt und nun zittert selbst ein riesiger Drache beim Anblick deiner Bücher!“, formulierte ich auf eine merkwürdig zynische gewitzte Weise.

„Ich glaube nicht, dass ein Drache jemals gezittert hat, aber sei's drum. Du hast noch viel zu sehen in deinem Leben. Vieles was dir noch tausendmal merkwürdiger oder imposanter als ein Drache erscheinen wird“, er schlug schließlich sein Buch auf und hatte sich bereits wieder auf seinen hölzernen Thron gesetzt. „Nun denn. Wann war denn die erste Rebellion an die du dich erinnern kannst?“, fragte er ruhig. Noch halb kauend antwortet ich: „Der große Krieger-Magier-Streit, wie man ihn bei uns zu Lande nennt. Jedoch war ich da nicht älter als fünfzehn oder sechzehn.“

„Und, warst du Teil des Ganzen, wurdest du irgendwie miteinbezogen?“, fragte er. Ich schluckte runter und dachte nach. Schließlich sagte ich, nun etwas ernster: „Teilweise. Direkt eigentlich nur am Anfang als der Streit sich auf physische Gewalt ausdehnte. Nach unzähligen Debatten, von denen ich nur Teile mitbekommen hatte, stürmte eine größere Gruppe der Krieger den Königspalast, zumindest probierten sie es. Daher nennt man auch die Krieger zu erst im Namen des Streits, jedoch glaube ich kaum, dass es grundlos dazu kam.“, irgendwie hatte ich die Lust am Essen verloren und war mit dem Sammeln und Aufarbeiten von Erinnerungen beschäftigt.

„Wer hat die Krieger angeführt und was war der Ausgangspunkt für den Streit und vor allem, was passierte bei dem Erstürmungsversuch und was hatten sie dabei vor?“, fragte Gardona wieder und sah mich dabei voller Wissbegier an.

„Hjian der Starke, das weiß ich noch genau. Er war und ist immer noch sehr bekannt im ganzen Königreich und er war damals ein Fürst und der Anführer der königlichen Truppen. Von meinem Vater hat er den Posten erhalten, jedoch am Ende des Streits wieder verloren und landete schließlich im Gefängnis. Sie wollten ihn eigentlich hinrichten lassen, befürchteten aber dadurch ein zu großes Aufsehen zu verursachen oder gar einen Aufstand.

Der Ausgangspunkt war wie immer das allgemein bekannte „Überprivileg“ der Magier, wie es auch heute noch bei den Hochelfen nun mal der Fall ist. Sie besitzen immer noch die Mehrheit aller wichtigen oder besser gesagt entscheidenden Beamtenposten. Hjian führte die Truppe an, die den Palast stürmte. Ein Großteil des Heeres befand sich unter seiner Kontrolle und war zu diesem

Zeitpunkt dem König nicht mehr loyal“, erklärte ich. „Dein Vater vertrat also die Interessen der Magier?“, fragte Gardona. „Ja, er war immerhin selbst ein großer Magier, so wie auch mein Bruder inzwischen. Ich denke, es war so traditionell und so selbstverständlich für das Königshaus und den Adel, dass die Magier diese Privilegien genossen, dass es vollkommen abwegig war, dagegen Einwände zu erheben, insbesondere natürlich mit Waffengewalt.“

„Erzähle mir mehr vom Ende des Streits und davon wie sie den Palast stürmten. Du warst also dabei?“, Gardona schien mit seinem Zeigefinger etwas in sein aufgeschlagenes Buch zu schreiben. „Ich stand an einer Geländerbrüstung im Eingangssaal des Palastes. Draußen hörte man immer wieder das Schlagen des von den Soldaten gebauten Rammbocks gegen das Tor des Palastes. Vereinzelt hörte man Schreie der Sterbenden, die entweder von Pfeilen getroffen oder verbrannt wurden. Schließlich zerschmetterten sie das Tor und stürmten die Treppen zum Eingangsbereich hinauf, der kein Tor besaß. Dort, unterhalb der Brüstung an der ich stand, befanden sich mein Vater und die restlichen Mitglieder des Kreises der Elemente. Sie hatten die loyalen Krieger nicht her beordert, es waren nur einige im Torhaus stationiert, die versucht hatten, die Zerstörung des Tors ein wenig hinauszuzögern. Um die zweihundert gepanzerte Soldaten stürmten also herein, irgendwo in ihrer Mitte erkannte ich Hjian, den Starken, der an diesem Tag vermutlich den schwächsten Moment seines gesamten Lebens hatte. Der Kreis stand in einer Art Dreiecksform da. Sie beschworen einen Kuppelzauber und diese halbdurchsichtige Kuppel, die sie umgab hinderte die Soldaten schlicht daran, zu ihnen durchzudringen. Die Soldaten versuchten darauf einzuschlagen und sie zu zerstören, jedoch ohne Erfolg. Währenddessen beschwor der Kreis einen neuen Zauber innerhalb der Kuppel und schoss diesen nach kurzer Zeit hinaus auf die verzweifelte Soldaten. Es war ein Frostzauber, der sämtliche Soldaten zu Eisblöcken erstarren ließ. Es folgte ein kurzer Blitzstrahl und die Eisblöcke wurden in tausend Splitter zerrissen. Nur der Block mit dem eingefrorenen Hjian stand noch da. Die Kuppel löste sich auf und der Kreis umstellte Hjian. Sie ließen seinen Eisblock auftauen und ihn von loyalen Soldaten in Gewahrsam nehmen. Damit war die Rebellion beendet“, das alles machte mich nachdenklich. Mir hatte jene Brutalität nie besonders gefallen, jedoch warf sie erst das richtige Licht auf das Hochelfenkönigreich. Gardona hatte aufmerksam zugehört und vermutlich einiges mitgeschrieben. „Du warst sechzehn?“, fragte er mich ohne mich anzusehen. „Ja, ich glaube, nein ich bin mir jetzt sicher, sechzehn, ja. Mein Bruder stand auch in der Nähe. Er wurde später noch bevor mein Vater starb selbst ein Mitglied des Kreises. Welche Ironie.“ Nun sah Gardona mich an. Das hatte vielleicht auch ihn nachdenklich gestimmt. Kurz darauf schloss er sein Buch, sah kurz vor sich auf den Boden und dann wieder mich an.

„Gut. Ich muss noch weitere Dinge erledigen, wichtige Dinge. Jetzt da ich mich mit dem Wassermann unterhalten habe, gilt es den neuen Hinweisen nachzugehen, um das Mysterium um die gestrige Attacke dieser Bestie aufzulösen.“, sagte er. Er ließ sein Buch an dessen Platz im Regal zurückschweben. „Was genau wirst du tun?“, fragte ich und erhob mich vom Tisch, da ich mit dem Essen fertig war und erwartete, dass wir erneut an einen anderen Ort gehen würden. Als er das sah, stand er ebenfalls auf und zog sich die Kapuze seines Gewands über seinen Kopf. „Ich muss rasch aufbrechen. Nun bin ich mir nicht mehr sicher, ob es die richtige Entscheidung war, meine Schülerin überhaupt zurück in dein Königreich kehren zu lassen. Es tut mir leid, dass ich weniger Zeit als geplant mit dir verbringen und dir noch einiges zeigen kann.“ Ich sah ihn fragend an und wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Vermutlich würde ich solange hier bleiben und mir die Gegend ansehen, dachte ich. Nicht dass ich kein geduldiger Mensch war, jedoch dachte ich allmählich schon an eine Rückkehr ins Königreich.

Gardona sah meinen Blick und fügte hinzu: „Ich schlage vor, du reitest in das Dorf von dem ich sprach, das Dorf am Fuß des Berges und siehst dir die Menschen und die Gegend dort einmal an. Vielleicht erfährst du dadurch etwas Neues.“ „Ja, aber wo gehst du hin und wie lange bleibst du weg?“, fragte ich wieder.

„Während du die Berge hinabziehst, gehe ich weiter hinauf, tiefer in das Gebirge hinein. Dort suche ich nach Antworten. Ich kann dir nicht mit Bestimmtheit sagen, wie lange ich dafür brauchen

werde. Bleib einfach solange im Dorf wie du willst und es für nötig hältst und kehre dann hierher zurück.“, er wandte sich seinem Thron zu und packte die hölzerne Lehne (mit Samt?) mit beiden Händen. Er murmelte schnell etwas für mich Unverständliches vor sich hin und hob die Lehne an. Sie schien schwerer zu sein als sie aussah, denn er brauchte eine ganze Weile, bis er sie vorsichtig und langsam hochgehoben hatte, dann stellte er sie neben den Thron. Dabei sah ich einen weißen Stab, der im Thron steckte, dort wo die Lehne zuvor war. Gardona zog den weißen, langen Stab heraus. Der Stab war rund und glatt. Er hatte zwei Griffe aus schwarzem Leder und an seiner Spitze eine Krone mit klauenförmigen Zacken, die einen roten, eckigen Stein, der einem Diamanten (oder Rubin) glich umringten. Er war etwas größer als Gardona selbst und hatte an seinem Fuß eine Metallspitze, die der eines Speers glich. Gardona wandte sich wieder mir zu, stellte den Stab neben sich aufrecht auf den Boden, wobei die auf den steinernen Boden unter dem Thron treffende Spitze des Stabfußes ein helles Geräusch verursachte. „Dies ist der Stab des Feuers. Der Gegenstand für den ich mit dem Preis meiner Erscheinung und meines Rufs bezahlen musste. Ich habe dir ja bereits von meiner Vorladung in deinem Königreich erzählt. Nun, leider bedarf selbst ich des Öfteren eines Mediums, das meine Macht ergänzt und bei dem, was ich nun vorhabe, wird er mir von Nutzen sein.“ Er sah wie ich auf den roten Stein blickte und drehte seinen Kopf selbst zum Stab. „Der Stein trägt die Farbe des Feuers und ist aus Material, von dem selbst ich nicht sagen kann, woher es stammt oder wie man es bezeichnen sollte.“ Er ließ die Lehne des Throns neben diesem stehen und lief zur Tür. Dort blieb er stehen und drehte sich um: „Du musst dem Weg in Richtung Osten folgen also in die entgegengesetzte Richtung der Flammburg. Biege nicht nach Norden zum Bergsee ab, sondern reite weiter. Der Weg wird dich irgendwann nach Süden und damit das Gebirge hinab führen. Zum Dorf wirst du mit dem Pferd bestimmt eine Weile brauchen. Ich hoffe, du bist nicht zu müde, falls doch solltest du dich vielleicht vorher ausruhen oder einfach hier auf mich warten. Es liegt bei dir.“

„Es geht schon, jetzt da ich wieder etwas gegessen habe. Ich muss mich vorher nur des Verdauten entledigen“, antwortete ich schmunzelnd. Der Meister sah mich fragend an. „Eine förmliche Umschreibung dafür, dass ich mal eben Scheißen muss, bevor ich losreite“, fügte ich erklärend hinzu. Der Meister runzelte die Stirn. Er öffnete mir die Tür. „Ich nehme an, du gehst einen anderen Weg“, sagte ich zu ihm als ich merkte, dass er nicht selbst durch die Tür gehen wollte. „So ist es. Ich wünsche dir viel Glück, auch wenn Wünsche nicht viel nützen. Demnach was ich von Gotlinde hörte, sind die Dorfbewohner ganz nette Leute. Ich bin mir sicher, ihr werdet euch verstehen. Du weißt aber, dass du nicht unbedingt irgendetwas von mir, den Dämonen, dem Turm oder der Burg erzählen solltest. Gotlinde ist ihnen ja als Hexe bekannt, aber stell auch nicht unbedingt einen Bezug zu ihr vor den Leuten dort her“, als er fertig war, senkte er den Stab und drehte sich wieder zum Thron. „Bis dann“, sagte ich noch, während ich durch die Tür ging und sie hinter mir schloss. Wie angekündigt entledigte ich mich noch der – durchaus großen – Menge meines inzwischen verdauten Guts.

Danach ging ich zurück zu meinem Pferd, mit dem Gedanken im Hinterkopf, es möglicherweise zu stark zu belasten. Ich öffnete die etwas größere Tür, durch die der Dämon das Pferd mitgenommen hatte. Ich musste nur einige Schritte einen zur Tür orthogonalen parallel verlaufenden Gang entlang laufen, bis dieser in einen Stall bog.

Dort stand eine Vielzahl von Pferden und der Stall erstreckte sich ein ganzes Stück weit bis hin zur äußersten Mauer. Er wurde durch einige Fenster am hinteren Ende erleuchtet, die mir zeigten, dass es inzwischen wieder sehr hell geworden war. An einem der Holzgatter der Stallplätze stand der Dämon und fütterte das hinter dem Gatter stehende Pferd mit einem Sack voll Hafer. „Nehmt Euch ruhig ein anderes Pferd. Ihr habt freie Wahl“, sagte der Dämon als ich den Stall betrat. Ich sah mich um, überlegte nicht lange und nahm das nächste Pferd rechts von mir.

Ich sattelte es und ritt los. Das dunkle, große Tor der steinernen Halle stand immer noch offen und ich ritt hindurch, wieder zurück über die Brücke und folgte wie Gardona es mir beschrieben hatte dem Weg nach Osten. Der Weg führte mich durch einen Fluß, erst ritt ich oberhalb des Wasserfalls,

dann unterhalb daran vorbei, mal über steinige mit Geröll übersäten Flächen, dann wieder über grüne Wiesen. Mal ging es steil bergab und mal sogar wieder bergauf. Es dauerte sehr lange, bis ich mich überhaupt erst ein Stück weit unterhalb des Berges befand, von dem ich los geritten war. An manchen Stellen konnte ich noch den großen Flammturm oder zumindest einen Teil dessen sehen, doch irgendwann verschwand er dauerhaft aus meinem Blick.

Schließlich erreichte ich einen kleineren Wald am untersten Berghang und als ich diesen durchquert hatte, sah ich eine große Ebene durch die der Fluss verlief, der sich vom Gebirge bis hier her erstreckte. In der Mitte der Ebene sah ich das kleine Dorf. Ein allzu vertrauter Anblick wenn auch die Gebäude der Hochelfen sich von denen der Menschen unterscheiden. Dort standen einige Bauernhäuser und Holzhütten und um das Dorf herum auf der Ebene erstreckten sich kleinere Felder. Ich erkannte, dass sich der Wald, den ich durchquert hatte um die gesamte große Ebene erstreckte und diese somit einschloss. Müde gab ich dem Pferd die Sporen und es trug mich schnell hin zum Dorf.

Vor dem Dorf ritt ich an Feldern vorbei. Auf diesen Wuchs Gerste und Weizen und beides blühte, wie es zu dieser Jahreszeit üblich war. Auf den Feldern standen einige Männer und Frauen, wie einfache Leute, Bauern, gekleidet. Mit Sensen und Sicheln ernteten sie bereits Teile des Getreides. Sie sahen mich kommen und erhoben sich von ihrer Arbeit. Hinter mir sammelten sie sich zu einer Gruppe auf dem Weg und sahen mir nach. Ich drehte mich ihnen nur kurz einmal zu und ließ man Pferd langsam weiter traben bis ich schließlich auf den Dorfplatz gelangte. Der Fluss spaltete diesen in zwei Teile. Auf der gegenüberliegenden Flusseite sah ich eine Wassermühle deren großes Holzrat sich recht rasch für seine Größe drehte. Auf dem Platz des Dorfes wuchs kaum noch Gras, er war matschig und steinig. Einige Kinder spielten dort und Frauen trugen Körbe in ihre Häuser. Ich stieg von meinem Pferd und hielt dessen Zügel. Einige Männer am Fluss, die dort Boote befestigten und Säcke von den diesen luden sahen mich und ließen die Säcke daraufhin stehen. Sie kamen langsam und unsicher auf mich zu. Aus einem Haus rechts von mir kamen ebenfalls zwei Männer. Einer hatte eine Axt und der andere eine Sense in der Hand. Sie sahen mich kritisch an. Sie traten beiseite und ein alter Mann mit weißen langen Haaren und weißem Bart kam ebenfalls aus dem Haus. Er hatte einen grauen Mantel an und einen Holzstock in der Hand mit dem er sich in seinem gekrümmten, langsamen Gang abstützte.

Auch er kam auf mich zu und die beiden Männer folgten ihm. Er blieb vor mir stehen und betrachtete mein Pferd, dann mich. Als er mich eine Weile gemustert hatte und die Männer von den Booten inzwischen ebenfalls in meiner Nähe standen, fing er langsam anzusprechen: „Wer seid Ihr, Reiter und woher kommt Ihr?“.

Die spielenden Kinder wurden von den Männern in die Häuser geschickt. So viel Furcht vor einem Reiter wunderte mich.

„Ich bin Baradé und ich komme aus den Bergen“, antwortete ich und ging ein Stück auf den alten Mann zu, die Zügel noch in der Hand haltend. „Was habt Ihr dort gemacht?“, fragte wieder der Alte. „Ich erkunde die Grenze des Königreiches Mittillant. Ich habe einen Auftrag zu erledigen.“ „Einen Auftrag? Wer ist Euer Auftraggeber?“, fragte der Alte mürrisch. „Darüber kann ich nicht sprechen. Es tut mir Leid.“, antwortete ich aus meiner Lüge heraus. „Ich hoffe nur, Ihr bringt uns keinen Unfrieden in unser bescheidenes Dorf, wir können hier keine Räuber und Halunken gebrauchen“, sagte der Alte. Unbeirrt antworte ich: „Nun, das kommt darauf an, was Ihr unter einem Halunken und Räubern versteht. Ich möchte hier nur etwas verweilen und bitte euch darum, mich als Gast anzunehmen. Falls ihr etwas zu essen habt, kann ich auch bezahlen.“

„Edgar!“, rief der Alte zu einem der Männer der Bootsleute, „bring ihm etwas zu essen.“ Der Mann machte sich auf in eines der Häuser. „Kommt mit rein als unser Gast“, sagte der Alte wieder zu mir und hustete stark. Er drehte sich um und ging zurück ins Haus. Ein Mann kam zu mir. „Ich bind es an, Herr“, sagte der verschwitzte, etwas schmutzige Mann mit seinem stark zerfetzten und dreckigen Hemd. Ich überreichte ihm die Zügel und folgte dem Alten. Seine zwei Begleiter liefen hinter mir her. Als ich das Bauernhaus betrat, sah ich an den Wänden zahlreiche Tierschädel und

Geweihe. Das Haus hatte nur einen großen Raum, der von senkrechten Stützbalken durchzogen war. In der Mitte war eine brennende Feuerstelle deren Rauch durch ein Loch in der Decke abzog. Dort wurde Fleisch gebraten und einige Männer und Frauen saßen daneben und weideten Tiere aus. Die beiden Begleiter des Alten holten einen Holztisch aus der Ecke und stellten ihn vor die Feuerstelle. Danach einige Stühle darum.

Eine Frau an der Feuerstelle erhob sich und half dem Alten, sich zu setzen. Ich setzte mich ebenfalls und die beiden Begleiter halfen bei den Ausweidungen.

„Eine erfolgreiche Jagd. Wir haben gute Jäger, Gerbod und Runhild, wirklich gute Jäger, stark und schnell“, und während er das sagte sank die noch verbliebene Kraft seiner Stimme und er musste erneut husten. Er machte einen schwachen Eindruck, anscheinend nicht nur auf mich, denn die Frau, die ihm beim Setzen geholfen hatte wandte daraufhin ein: „Leg dich hin, du siehst müde und krank aus. Komm, ich bringe dich zum Bett.“ Sie nahm ihn am Arm und brachte ihn raus. Einer der Begleiter, die sitzen blieben sah mich an und fragte: „Was wolltet Ihr an der Grenze des Königreichs. Der Dialekt den der Begleiter und die Frau sprachen kam mir nicht bekannt vor und der Alte schien ihn hier als Einziger nicht zu sprechen. „Ich musste sie erkunden, um über mögliche Gefahren berichten zu können und noch einige andere Dinge“, ich log etwas meinem Auftreten nach gar nicht so Unwahrscheinliches zusammen. „Ich nehme an, dass Euch der König selbst schickt oder ein anderer Adeliger, aber das geht uns ja auch nichts an“, sagte der Mann wieder. „Ihr habt Glück. Heute sind unsere Leute mit den Booten zurückgekehrt. Sie waren im Frühjahr in den Städten weiter südlich und haben dort unser Holz verkauft. Das Holz aus diesen Wäldern ist sehr gutes, die Bäume sind stark und man zahlt deshalb gut dafür. Dennoch ist der Weg beschwerlich.“, meinte der andere Begleiter.

Der Mann von vorhin kam zusammen mit einer Frau herein und brachte einige Teller mit Grießbrei und dazu noch Brot und Becher mit Wasser. Sie stellten es mir und den zwei Begleitern hin und setzten sich selbst mit ihrem jeweiligen Teller dazu.

Der Mann der das Essen gebracht hatte fing an zu reden: „Esst nur, es ist nichts Besonderes, wir sind hier nichts anderes gewohnt, mein Herr. Wenn Ihr wollt, bringe ich Euch etwas von dem gebratenen Fleisch“ „Nein, nein danke, das reicht mir vollkommen“, antwortete ich und aß vom Brei und Brot. Ich hatte zwar wieder ein wenig Hunger, aber keine große Lust, etwas zu essen und auch nicht zu erklären, dass ich traditionell kein Fleisch aß.

„Der Bauer trifft den Adel“ heißt ein recht bekanntes Buch, zumindest und ironischerweise dem Adel bekannt. Ich fühlte mich wie der Adel und war es auch, jedoch bringt erst ein Gefühl die wahrhaftige Erkenntnis. Immer wenn ich auf Leute eines Standes, der dem meinen untergeordnet war, traf, überkam mich ein Gefühl des Unbehagens. Ich sah in den Gesichtern dieser Leute stets den Ausdruck der Bewunderung und Aufmerksamkeit, die sie einem schenken, hielten sie mich doch fast schon für eine andere Spezies. Dabei war ich genauso suchend und mich immer weiter entwickelnd wie sie, niemals vollständig oder angekommen.

Auch bei diesen hier sah ich es, obgleich sie es zu verbergen versuchten.

„Wir sind Fremden gegenüber inzwischen noch misstrauischer als wir es bereits vorher waren. Es ist etwas passiert, das uns nachts kaum noch ruhig schlafen lässt“, sagte nun die Frau zu mir „Eine Frau war im Dorf und fragte ein paar Dinge.“ „Eine Frau?“, fragte ich und ging bereits von Gotlinde aus „Ja“, antwortete der Mann, während die Frau selbst einen Becher ergriff. „Ihr gehört also nicht zu ihr?“, fragte er stutzig. „Nein“, antwortete ich, um Gerüchten und Geschwätz vorzubeugen. Der Mann sah mich musternd an und schwieg eine Weile. Ich nahm einen Schluck Wasser und sah zur Frau hinüber. „Gut, der alte Reimar macht es nicht mehr lange. Er ist der Vormund des Dorfes und hat sozusagen das letzte Wort. Aber ich denke, es geht schon in Ordnung, wenn wir Euch das erzählen“, sagte sie und schaute kurz den Mann an. Dieser nickte nur und sie fuhr fort: „Vor ein paar Tagen kam hier eine Frau ins Dorf und wollte wissen, ob ein Magier mit Dämonen hier zu finden sei. Die alte Verrückte warnte uns vor dem Magier und behauptete, er wäre sehr gefährlich, sogar zum Fürchten. Jeden den er träfe, würde er grausam töten und danach alle

Bekannten und Liebsten desjenigen.“ Sie schluckte kurz und ich sah ihr die Angst an. Sie fing an etwas von ihrem Teller zu essen, um sich abzulenken. Der Mann fuhr ihrerstatt fort: „Es ist wahr. Dabei hat keiner von uns hier je von einem lebendigen Dämon irgendwo in dieser Welt gehört. Das sind doch bloß Schauernmärchen, um den Kindern Angst einzujagen, so wie Geschichten von Drachen, Riesen oder Feen. Aber sie war sehr überzeugend, deshalb sind wir nun vorsichtiger geworden. Zu allem Übel ist das Kräuterweib aus den Bergen seit langem nicht mehr hier aufgetaucht. Es geht nun das Gerücht um, dass der Dämonen-Magier sie getötet hätte oder vielleicht auch die verrückte Alte selbst.“

Ich dachte nach. Wer konnte das sein? Da es anscheinend nicht Gotlinde war, musste irgendjemand anderes von Gardonas Existenz und der seiner Dämonen wissen, was für mich nur sehr schwer vorstellbar war, da er selbst alles dafür tat, nicht entdeckt zu werden oder besser gesagt in Einsamkeit zu leben. „Was geschah dann?“, fragte ich. „Sie wurde wütend, nachdem wir ihr sagten, sie solle doch mit dem Unfug aufhören und keine Märchen erzählen, da wir nicht wollten, dass sie Angst in unserem Dorf verbreitet. Sie sagte irgendetwas, was wir nicht verstehen konnten, aber es klang nach Flüchen und dann verschwand sie in Richtung Norden, vielleicht ins Gebirge.“, antwortete mir wieder die Frau.

„Das war alles?“, fragte ich, ein wenig verwundert und erwartungsvoll. „Nein“, antwortete der Mann. „Eine Geschichte dieser Art allein verursacht bei uns sicher keine Angst. Wir sind vielleicht nicht die Stärksten hier, aber wir lassen uns auch nicht jeden Bären aufbinden.“ Der Mann zögerte. Dann fasste er schließlich in den Beutel, der an seinem Gürtel befestigt war und zog vorsichtig etwas heraus. Er legte es auf den Tisch und mir blieb der Brei im Halse stecken als ich erkannte was es war: Die Kralle einer Bestie, einer Bestie, wie sie Gotlinde zur Strecke gebracht hatte. Beide erkannten sofort, dass ich solch eine Kralle bereits gesehen hatte und mir der Anblick keine Freude bereitete. Ich besann mich einen Moment, schluckte herunter und sah den Mann ernst an. „Was ist passiert?“, fragte ich schließlich, sehr ruhig. „Der alte Reimar ist sehr weise aber sieht die Dinge nicht wie sie sind. Er glaubt, im Dorfe ginge alles friedlich zu. Wir sprechen nicht oft darüber, seit es passiert ist, wir wollen und brauchen keinen Ärger. Aber ob der Ärger von selbst verschwindet, weiß keiner“, sagte die Frau mit einer fast schon zittrigen Stimme. Ich sah sie ruhig an und wollte Frieden stiften. „Auf der letzten Jagd hat es einen unserer Leute erwischt. Trudwin, im Dorf bekannt für seine Kraft, wurde von diesem Untier in Stücke gerissen. Wir konnten nur noch seinen Leichnam mitnehmen und die Kralle aus seinem Körper ziehen, die wohl abgebrochen ist als sie wieder im Wald verschwand. Runhild hat einen Pfeil auf sie geschossen und getroffen. Ich denke aber nicht, dass das Biest sich unterlegen fühlte. Vielleicht bekam es dadurch kurzzeitig Angst und floh“, erzählte wieder der Mann.

Einer der beiden Begleiter ergriff das Wort: „Was liegt hinter den Bergen?“. „Nun, was eure Bestie betrifft, so habe ich eine solche ebenfalls bereits gesehen und mit etwas Hilfe getötet. Diese Wesen sind in der Tat sehr stark und es tut mir leid um euren Mann“, antwortete ich. Ich versuchte einen Teil der Wahrheit zu erzählen, um meine Handlungen als schlüssig erscheinen zu lassen. Offenbar suchten sie meine Hilfe, zumindest vermutete ich das, nur dachte ich, dass sie sich noch nicht ganz sicher waren, ob ich der Richtige dafür war. Meine Antwort kam wie gerufen. Alle saßen mit erstaunten Gesichtern da und ich nutzte den Moment, um weiter an meinem Brei zu essen. „Wie habt Ihr das angestellt, mein Herr?“, fragte der Mann. Ich kaute und tat so als würde ich versuchen mich zu erinnern. „Wir hatten Glück, schätze ich. Wir konnten sie in einen Engpass locken und mit einem Fels erschlagen“, antwortete ich schließlich. Alle vier sahen weg und überlegten und ich erkannte, dass sie es für möglich hielten, aber vermutlich nicht für anwendbar auf ihre eigene Situation.

„Was glaubt Ihr, wie viele von diesen Biestern hier herumlaufen?“, fragte die Frau. „Ich weiß es nicht. Ich weiß auch sonst nichts über sie und habe sie noch nie zuvor gesehen“. Sie nickte. „Gut, wir sollten ...“, begann der Mann, wurde aber unterbrochen. Jemand schrie draußen herum. Es hörte sich an als wäre etwas Schlimmes passiert und so standen die beiden Begleiter auf und gingen nach

draußen. Ich legte meinen Löffel in die Schüssel. Kurz darauf kamen die beiden Begleiter wieder ins Haus. „Freia ist verschwunden“, sagte Sigurd, ein wenig außer Atem zur Frau. Ihr Gesicht erbleichte sofort und auch der Mann runzelte die Stirn und machte einen verzweifelten Eindruck. „Wer ist das?“, fragte ich vorsichtig. „Unsere Tochter“, antwortete der Mann und legte seine Hand auf die der Frau. Ich faste mir nachdenklich ans Kinn. Die Entscheidung hatte ich eigentlich schon vor dieser betrübenden Nachricht gefällt. Das Einzige was gegen eine Unterstützung durch mich sprach, war die Angst. Mehr Wissen wäre in diesem Fall nützlich, um die jüngsten Geschehnisse aus ihrem Dunkel zu holen und um Gardona und Gotlinde zu schützen, auch wenn ihr Schutz letztlich durch sie selbst stattfinden würde. Ich dachte an meine Ausrüstung: Ein Schwert, keinen Schild und keinen Bogen. Die Bauern oder wohl eher die Jäger hatten vermutlich noch Waffen für mich.

Ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, ergriff ich das Wort, um die Traurigkeit der am Tisch Sitzenden durch Hoffnung zu verdrängen: „Einen Bogen und einen Speer könnte ich gebrauchen und ein paar Leute, aber nur wer bereit ist, das Risiko zu tragen. Zeigt mir die Stelle an der sich die Bestie oder eure Tochter zuletzt befand und wir werden sehen, ob wir sie aufspüren können.“ Ein wenig überrascht antwortete der Mann: „Ich suche einige Leute zusammen und auch die Waffen. Wie wollt Ihr dieses Biest zur Strecke bringen?“ „Wir werden sehen, außer ihr seid der Meinung, sie kehrt nicht zurück und eure Tochter ist verloren.“ Das Schweigen kam einer ausgesprochenen Antwort gleich. Also erhob ich mich vom Tisch, dankte für das Mal und verließ das Haus. Die Frau und der Mann gingen durchs Dorf und sprachen mit einigen Leuten. Die Begleiter blieben bei mir und meinem Gaul stehen.

„Wart Ihr denn in vielen Schlachten?“, fragte mich Sigurd. Ich besann mich und antwortete ein wenig übertrieben freundlich und schmunzelnd: „Nein, glücklicherweise nicht in vielen.“ Der andere Begleiter, der inzwischen anscheinend ebenfalls neugierig geworden war, fuhr fort: „Habt Ihr für den König gekämpft, gegen die südlichen Herzogtümer?“ Mir fiel ein, dass es in Mitland tatsächlich nur wenige Schlachten seit meiner Geburt gegeben hatte. Ich antwortete kurz: „Ja“, fügte dann aber noch hinzu: „Du weißt von den Schlachten?“. Ganz gemäß meines Standes mit einer korrekten Ansprache und dem Vorurteil, ein Bauer wäre grundsätzlich unwissend, zumindest über politische Ereignisse.

Nach einiger Zeit kehrten der Mann und die Frau zurück und brachten weitere Bewohner des Dorfes mit. Die Anderen, die bereit waren mitzukommen, hatten sich schon um die beiden Begleiter und mich geschart. Ihre Blicke waren starr und ohne Hoffnung. Die meisten hatten schmutzige Kleider, Gesichter und Hände. Sie kamen direkt von ihrer Arbeit, die sie am Leben hielt und ihr hauptsächlich Lebensinhalt war. Bauern, Jäger, Holzfäller, Gerber, Frauen und Männer. Sie hatten sich mit Sense, Sichel, Bogen, Hammer und Speer bewaffnet. Kein Einziger trug ein Schwert, einen Schild, ein Kettenhemd oder einen Helm. Woher auch hätten sie diese Ausrüstung bekommen sollen? Selbst wenn es einen Waffen- und Rüstungsschmied und die benötigten Materialien gegeben hätte, so wäre kein Einziger dieser Dorfbewohner im Stande gewesen, eine solche Ausrüstung zu bezahlen.

Insgesamt waren es vielleicht zwanzig Männer und Frauen und zudem noch die beiden Begleiter und der Mann und die Frau.

Der Mann kam auf mich zu und sagte: „Ich werde noch Waffen für Euch holen. Wir haben einen Schild, der dem Alten gehört. Den werde ich Euch geben.“ Ein kleiner Junge trieb die Gänse an uns vorbei. Er hatte blonde, kurze Haare, die durcheinander waren. Er trug ein einfaches, löchriges Hemd und eine braune zerrissene Hose an. Mit Hilfe eines schmalen Zweiges hielt er die Gänse beieinander. Ihm kam ein alter Mann mit grauem Bart und einer weißen Haube, der einen großen Sack auf dem Rücken trug, entgegen. Ich vermutete, dass es der Müller war, der das in der

Wassermühle gemahlene Mehl durch das Dorf trug, zumal er aus dem Süden, vom anderen Ufer kam. Seine Kleidung war bunter als und nicht so kaputt wie die des Jungen.

Ich sah Sigurd und den anderen Begleiter an, deren Kleidung ebenfalls sehr heruntergekommen und deren Hände wund von der harten Arbeit aussahen.

Trübsal überkam mich jedes Mal, wenn ich die Armut und Anstrengung sah, welche für viele Hochelfen unvorstellbar und sogar inakzeptabel war. Dies galt aber selbstverständlich auch für den Adel der Menschen Mittillants. Falls die Bestie so groß und stark war wie jene, die Gotlinde angegriffen hatte, wäre es vermutlich besser, Gardona um Hilfe zu bitten, dachte ich. Doch er war nicht hier und die Bestie hatte anscheinend gerade erst wieder gewütet. Ich hoffte auf geringe Verluste und auch auf einen Zuwachs von Mut bei den Dorfbewohnern. Der Mann kehrte zurück, mit gefülltem Köcher, Bogen, Speer und Schild. Ich wandte mich der Frau zu, die eine Sense schliff: „Habt ihr Hacken und Äxte? Wir brauchen spitze Pfähle, verborgen in einer tiefen Grube, damit die Jagd für die Kreatur tödlich endet und nicht für uns.“. Erleichterung machte sich auf ihrem Gesicht breit und auch in meinem Herzen. „Ja. Wie viele?“, fragte sie. „Macht mir zwei dutzend starker, spitzer Pfähle und bringt Netze, an ihren Rändern mit Steinen beschwert. Bis ihr alles habt, werde ich mir die Stelle ansehen, wo die Bestie verschwand.“ Die Frau nickte und überlegte kurz, auf den Boden starrend, dann sah sie auf und mich eindringlich an: "Ich gehe mit". Ich nickte ebenfalls, wandte mich dem zweiten Begleiter zu und trug ihm auf, mein Ross wegzuführen und mit Futter und Wasser zu versorgen. Die Frau gab den restlichen zusammengetrommelten Dorfbewohnern Anweisungen, das für die Jagd Benötigte zusammenzutragen. Der Mann überreichte mir die Waffen.

Die zusammengetrommelten Dorfbewohner verteilten sich daraufhin, um die Pfähle und Netze zusammenzutragen. Die offensichtlichen Ausdrücke von Hoffnungslosigkeit in ihren Gesichtern hatten sich zu Ausdrücken von großer Ernsthaftigkeit gewandelt, was zusammen mit ihren Bewegungen auf großen Eifer schließen ließ. Sie hatten nun eine Aufgabe. Zuletzt hatte ich das bei meiner Belagerung im Kindesalter erlebt als die Burgbewohner die Verteidigungsanlagen verstärkten und sich bewaffneten.

Ich band mir den Schild und den Köcher um die Schulter, hängte den Bogen um die andere, nahm den Speer in meine Rechte und erwartete den Abmarsch. Ein Mann, klein, dürr, mit schwarzen langen Haaren kam vorsichtig und unsicher auf mich zu. Mit leiser Stimme sagte er mir: „Ich führe Euch dorthin, wo das Mädchen zuletzt war. Wir sammelten Pilze im Wald und verloren uns aus den Augen. Mein Name ist Armin. Ich bin der Onkel des armen Kindes und nur ein einfacher Bauer.“ Die Frau stand nun neben ihm, ebenfalls bereit. Ich nickte und Armin lief hastig los. Wir hielten leicht Schritt, denn er war sehr langsam und zittrig. Er überquerte die einfach gebaute, hölzerne Brücke Wallfurts. Hinter mir folgte Sigurd, der wirkte als wäre er nur aus reiner Neugier mitgekommen. Neben mir lief die Frau. Der Mann blieb im Dorf und koordinierte nun auf dem Dorfplatz die Sammlung der benötigten Materialien und die Verteilung von Waffen.

Aufrüttelnde Tage, selbst hierzulande, wo mehr Ruhe den Alltag bestimmt als das Durcheinander und der hitzige, leidvolle Kampf. Wir schritten schnell an einer Schmiede vorbei und der Weg machte eine Biegung, vorbei an Häusern und links beim Fluss ein Platz mit Fischernetzgehängen, geschlagenem Holz, Fässern und Säcken. Die Wolken zogen am Himmel entlang. Eine leichte Brise kam auf. Der Schmied begann in seiner Schmiede hinter uns zu hämmern. Ich dachte einen Moment lang an den Hof des Palastes, meines Bruders, in Tjahn und daran wie ich als Junge meinen Vater an der Hand hielt, während dieser mit dem obersten Schmied des Palastes sprach. Ich war begeistert vom Amboss, der Esse und den Gehilfen, die dem Obersten den eisernen Rohling hinhielten. Das Zischen und Dampfen, das Schlagen und Wenden des Eisens und das letztendliche Schleifen der Klinge. Mein Traum war es damals, ein eigenes Schwert und eine eigene Rüstung zu schmieden, doch verwarf ich diesen bald und beherrsche bis heute nicht das Schmiedehandwerk. Wir verließen das Dorf in Richtung Osten auf dem Weg.

Auf dieser Seite des Flusses befanden sich keine Felder außerhalb des Dorfes, nur Wiesen, die sich

in Richtung Süden erstreckten und auf denen verstreut wenige große Laubbäume standen. Die Blumen blühten, die Bienen summten und es war ein herrlicher Duft, der einem zusammen mit der Brise kurzzeitig ein Gefühl der Unbeschwertheit verschaffte. Nach einem längeren Fußmarsch erreichten wir den Waldrand südöstlich von Wallfurt. An Wäldern fand ich stets Gefallen. Es ist wie das Betreten einer neuen, aber vertrauten Welt, wenn sich der Boden von Gras zu Laub und Nadeln, durchzogen von wenigen Blumen, Pilzen und Sträuchern und Flecken mit großen Grasbüscheln wandelt. Wenn das Zwitschern der Vögel in den Bäumen beginnt und man sie nicht mehr so leicht ausfindig machen kann. Dort, in dieser neuen Welt, wo jeder unachtsame Schritt ein anderes, deutliches Geräusch macht, dort fühlte ich mich geborgen und tue es auch heute noch, vermutlich stärker als damals.

Wir gingen tiefer in den Wald hinein und kamen recht langsam voran. Zum einen handelte es sich um einen Wald, wie man ihn kannte und zum anderen waren meine Begleiter, vor allem der alte Mann, nicht die Schnellsten. Das störte mich jedoch nicht weiter, da ich die Aussicht und Geräusche genoss. Im Wald wuchsen hauptsächlich Laubbäume, jedoch auch einige Tannen, Kiefern und Fichten. Rehe rannten in unserer Nähe mal da hin, mal dort hin. Ein Specht klopfte gegen einen Baum, ein Dachs zu unserer Linken, ein Fuchs zu unserer Rechten, ein Igel vor uns im Laub. Die moosbewachsenen Felsen, die umgekippten Bäume, die großen Wurzeln alter Bäume, das Getier überall, das Rauschen der Blätter, das Knacksen der Äste, einfach alles gefiel mir. Meine Stiefel boten mir eine wesentlich komfortableren Möglichkeit voranzukommen als die einfachen Holzschuhe meiner Begleiter.

Am meisten freute es mich, dass hier noch nicht alles Wild ausgerottet worden war, da in Wallfurt nur Wenige zu leben schienen und die nächste Siedlung mehrere Tagesmärsche weit entfernt war. In meiner Heimat war es hauptsächlich um die große Hauptstadt sehr leer geworden, weil dort zu viele Hochelfen lebten als dass sich das Wild wieder hätte von den großen Jagden erholen können. Aber auch in Tffahn gab es viele Wälder und Orte, die gefüllt mit wilden Tieren waren und auch einige, die noch kein Hochelf oder Mensch je betreten hatte. Die Brise war zu einem Wind geworden und die Bäume bogen sich mit diesem. Ab und zu brach ein Ast ab und fiel herunter. Laub kam uns entgegen geflogen, legte sich nieder und wurde erneut aufgewirbelt. Nachdem wir ein Stück weit in den Wald hinein gelaufen waren, sagte Armin, der alte Dürre, schließlich: „Dort hinten ist es. Dort fand ich ihren Korb und einige Spuren. Dieses Biest muss riesig sein. Seht Euch die Fußspuren an!“ Er hatte sich mir zugewandt und wir hielten kurz. Wir hatten den ganzen Weg lang kein einziges Wort miteinander gesprochen. Ich nahm meinen an die Schulter gelehnten Speer in beide Hände. Er war nicht allzu lang und auch nicht bester Qualität, aber das störte mich nicht, zumindest noch nicht. Sigurd, der eine der beiden Begleiter aus Wallfurt, sah mich an und hob seine Waffe ebenfalls an. Er hatte eine einfache Holzfälleraxt. Eine relativ nutzlose Bewaffnung. Ich hoffte, die Bestie würde uns nicht aufspüren, denn dann wären wir vermutlich verloren gewesen. Die Frau nahm ihre Sense wie ich in beide Hände und lief los, um nach ihrer Tochter zu suchen. Wir folgten ihr, immer nach der Bestie Ausschau haltend. Die Stelle war ein Fleck im Wald, an dem es zahlreiche Pilze gab. Der Boden lies erahnen, dass hier etwas passiert war, da die Erde leicht aufgewühlt und die Sträucher zertrampelt waren. Die Frau lief weiter und suchte nach einer Spur. Ich fragte Sigurd: „Kannst du gut Bogenschießen?“ „Ja“, antwortete er ein wenig überrascht und verwundert. Ich gab ihm meinen Bogen und den Köcher. Er legte schweigend seine Axt auf den Boden und nahm die Gegenstände. Dem alten Onkel Armin gab ich meinen Speer in der Hoffnung, er würde ihn wenigstens werfen können, dann rief ich die Frau zurück, die sich schon ein Stück weit von uns entfernt hatte. „Gut, wir müssen zunächst einmal zusammen bleiben. Wenn die Bestie uns wittert und aufspürt, sind wir vermutlich alle tot, aber wir werden uns nicht kampfflos ergeben. Ich werde der Fährte folgen und ihr haltet Ausschau und vor allem die Ohren offen. Falls wir die Tochter finden oder noch besser die Bestie, ohne dass sie uns entdeckt, können wir die restlichen kampfbereiten Dorfbewohner holen und ihr eine Falle stellen. So halten wir wenigstens die Verluste gering.“ Zugegebenermaßen war das nicht der schlaueste Plan. Man hätte sich auch im Dorf

verschanzen oder ihr an einer anderen Stelle eine Falle stellen können, um sie dann dorthin zu locken. Jedoch hätten wir so die Tochter der Bestie überlassen, was für die Eltern und anderen Bewohner Wallfurts vermutlich schrecklicher als jene Gefahr gewesen wäre.

Wir liefen also los. Meine Begleiter waren ängstlich, hielten sich aber gut, wenn man bedenkt, dass sie vermutlich noch nie in ernsthafte Kampfhandlungen verstrickt waren.

Außerdem veranlasste sie die Angst zu äußerster Wachsamkeit.

Ich suchte nun zwischen Sträuchern und Ästen im Gestrüpp die Spur der Bestie, um ihrer Fährte folgen zu können.

Es dauerte nicht lange und wir liefen schneller durch den Wald. Ich versuchte mich möglichst leise fortzubewegen, was halbwegs funktionierte, jedoch waren die Begleiter hinter mir sehr laut, sodass jedes Tier im Umkreis sie hätte hören müssen.

Die Spur der Bestie war auffällig und die Abdrücke ihrer Krallen sehr groß. Mal hier mal dort ein zerbrochener Ast, ein umgeknickter Strauch oder Kerben in einem Baumstamm.

Je weiter wir in den Wald vordrangen, desto deutlicher wurde die Fährte, bis Sigurd schließlich einen Stofffetzen an einem Baumstumpf entdeckte, den ich in meiner Eile übersehen hatte. Als ich in das Gesicht der Frau blickte, nachdem ich den Stofffetzen betrachtet hatte, den Sigurd schweigend hoch hielt, waren sämtliche Zweifel beseitigt. Es war von der Kleidung der Tochter und die Mutter würde jederzeit ohne zu Zögern für ihr Kind sterben.

Das trieb mich weiter an, wie es das immer tat, wenn Personen direkten Nutzen durch meine Handlungen hatten und die Möglichkeit bestand, ihnen bei etwas, nach meinem eigenen Empfinden Gutem, zu helfen.

Aufmerksamer als zuvor lief ich weiter, Die Mutter hatte bereits Tränen in den Augen, riss sich aber zusammen und folgte mir mit den anderen, denen ihre Angst nun ins Gesicht geschrieben stand.

Beim vertrockneten Blut, das ich auf einigen Steinen bemerkte hielt ich nicht an, in der Hoffnung, die Mutter würde es übersehen, was auch geschah. Wir kamen schließlich an eine Felsklippe und hielten inne. Man hörte bereits aus der Ferne das Rauschen eines Wasserfalls.

Wir verschnauften kurz. „Da ist ein Teich!“, rief der Armin, der sich bereits mit seinem Speer an die Klippe gestellt hatte. Vorsichtig sah er nach unten und suchte die Gegend ab. Die Mutter rannte bereits zu ihm und auch Sigurd wandte sich ihm zu. Alle drei sahen nun entsetzt nach unten. Ich suchte nach Spuren und fand sie sofort. Deutliche Abdrücke im Boden, die direkt unter Sigurd endeten. Ich lief zu ihm und als er mich hinter ihm bemerkte, sich umdrehte und sah, wie ich vor ihm auf den Boden, auf einen großen Fußabdruck der Bestie starrte, ging er ruckartig zur Seite. Ich tat einen Schritt nach vorne und sah die Felsklippe hinab. Dort unten befand sich der Wasserfall, nicht weit von uns entfernt. Er schoss aus dem Felsen, auf dem wir standen und das Wasser fiel in einen Teich, der sich unterhalb der Klippe erstreckte. Doch nirgends sah ich einen Bach oder Fluss davon fließen.

Nur Bäume standen dicht an dicht um den Teich herum, die kein Anzeichen für die Bestie gaben.

„Wo fließt das Wasser hin?“, rief ich, um die Lautstärke des Wasserfalls zu übertönen.

Alle drei sahen mich mit ahnungslosen Gesichtsausdrücken an. Ich sah ein zweites Mal nach unten und erkannte einen größeren Felsvorsprung direkt an der Klippe. Er war sehr nah, weiter oben als der Wasserfall. Die einzige Möglichkeit, die nun für mich noch übrig blieb, war die Existenz einer Höhle im Fels.

Ich steckte mein Schwert in zurück in die Scheide, band mir den Schild um den Rücken und streckte meine Hand dem Onkel Armin, der immer nach irgendetwas Ausschau hielt, entgegen.

„Den Speer!“, rief ich. Er überreichte ihn mir, gespannt was als Nächstes passieren würde. Die beiden anderen sahen mich ebenfalls an. „Ihr bleibt hier. Wenn mir etwas passiert, lauft zum Dorf, wenn ihr könnt und müsst. Ansonsten kämpft um euer Leben, ich gebe mein Bestes!“, rief ich ihnen zu.

Meine eigenen Worte überraschten mich ein wenig. Normalerweise versprach ich nicht viel und überschätzte mich selten. Mein Bestes zu geben, könnte gar nichts bedeuten und schon allein von

den Umständen viel zu sehr abhängen sein als dass diese Information ihnen in irgendeiner Weise hätte von Nutzen sein können.

Das Pflichtgefühl, die Verantwortung zu tragen kam, wie es nur selten bei mir der Fall war, in mir auf. Ich vermutete, dass das Mädchen tot war und wollte die Bestie töten. Jetzt mehr denn je. Die andere hatte Gotlinde schwer verwundet, diese hier sogar ein Kind getötet. Um des Endes und Friedens Willen musste sie sterben. Ich sah mich noch schnell nach einem dicken Ast um, hob schließlich einen vom Boden auf und sprang hinunter auf den nahegelegenen Vorsprung. Keine Spur, aber wie ich es vermutet hatte ein Felsspalt. Doch machte es mich stutzig, dass er sehr klein und eng war. Zu klein für eine Bestie dieser Größe, sollte es sich um die selbe Art, wie sie auch Gotlinde angegriffen hatte, handeln. Ich sah noch einmal hinauf zu den drei hoffnungsvollen Gesichtern, dann betrat ich die Höhle.

Ich zwängte mich seitlich, vorsichtig durch den Spalt und während ich das tat, schossen mir Erinnerungen an meine jungen Jahre, meine Lehrzeit, durch den Kopf. Die Grundlektion beim Kampf alleine gegen einen oder mehrere Kontrahenten lautete „Halte dir den Rücken frei und ebenso den Rückweg“.

Wenngleich es nicht viel Sinn machte, sich einen solchen Spruch im Gefecht immer wieder durch den Kopf gehen zu lassen, bemerkte ich durchaus den gewollten Sinn darin, da es mir nicht gerade einfach erschien, durch diesen engen Spalt schnell wieder zu entkommen.

Furcht verjagte die Gedanken kurzzeitig, wahre Furcht getötet zu werden.

Ich war nur wenige Schritte in die Höhle hineingegangen, da verstummte der Wasserfall schon allmählich. Nachdem ich kurz inne gehalten und die Ohren gespitzt hatte, legte ich den Speer auf den Boden und holte aus meinem am Gürtel befestigten Lederbeutel mein in Wachs getränktes Stoffzeug und befestigte es am oberen Ende des Astes. Danach holte ich Zunder und einen Feuerstein aus meinem Beutel und legte den Zunder an den Rand des Feuersteins. Mit einem Schlageisen, das ich ebenfalls in meinem Beutel hatte, schlug ich auf die Kante des Feuersteins. Als der Zunder brannte, ging das Feuer schnell auf das Stoffzeug über und meine Fackel brannte. Sicherlich ein wenig primitiv für ein Mitglied des hochelfischen Königshauses, kein Zauber, einfaches Handwerk. Schnell hielt ich wieder meinen Speer bereit zum Angriff und die Fackel in der linken Hand an den Speer gedrückt.

Ich erkannte nichts Ungewöhnliches in der steinernen Höhle, nicht einmal eine Pflanze war zu sehen. Kaum war ich wieder ein Stück weiter gegangen erkannte ich rechts einen weiteren Felsspalt, der jedoch größer war als jener zuvor. Trotzdem war ich mir nicht sicher, ob die Bestie hindurch passte. Die Furcht in mir nahm zu, wie es sie immer tut, wenn man mit Gefahr rechnet. Vorsichtig ging ich weiter. Meine Fackel blendete mich leicht und dennoch war um mich herum zu viel Dunkelheit. Zu viel Stille. Ich befand mich in einer Art Gang oder Enge im Fels als würde ich dem Tod in die Arme laufen, nur ein Weg, eine Richtung zum Ziel.

Der Gang machte eine Biegung und ich sah immer weniger Weg vor mir. Ich umklammerte meinen Speer und die Fackel als hinge alles zukünftige von meiner Stoßkraft ab. Mein Atem hatte längst den unscheinbaren Klang des Wasserfalls draußen übertönt.

Mein Blick verkrampfte. Vor mir waren Stufen in den Boden gehauen. Tausend Gedanken schossen mir nun durch den Kopf. Hinter all dem steckte mehr, Gardona wusste das und ich war nicht im Bilde. Ich fühlte mich als hätte ich viel zu unbedacht gehandelt und würde nun die unwissenden Bewohner des Dorfes ins Verderben stürzen. Vielleicht waren alle schon verloren.

So schnell ich erstarrte, so schnell fing ich mich wieder. Es gab Gotlinde, sie war real. Ich klammerte mich an etwas und meinte es nur so beschützen zu können. So gewann ich meinen Mut zurück und stieg die Treppe vorsichtig hinunter.

Die Angst war verflogen, zumindest für den Moment. Merkwürdigerweise wurde der Wasserfall wieder lauter, je tiefer ich kam.

Als ich am Ende der Stufen angelangt war, trieb ein beißender, unerträglicher Gestank in meine Nase. So unerträglich, dass ich fast meinen Speer und meine Fackel fallen gelassen hätte. Der

Gestank von verwestem Fleisch ließ mich Schreckliches erahnen. Ich lief los, unachtsam. Ein weiteren, kürzeren Gang entlang, in die entgegengesetzte Richtung und erreichte eine stinkende, große Höhle.

Den beißenden Gestank übertraf nun die entsetzliche Grausamkeit, die sich mir darbot. An den Felswänden war getrocknetes Blut zur erkennen. Einzelne Flecken und Spritzer. Am Boden lagen überall Eingeweide und Knochen herum, hauptsächlich Tierkadaver, soweit ich es richtig erkennen konnte. Zwar hatte ich es befürchtet, aber mir kein Bild gemacht und hätte mir auch sicherlich kein solch grausames machen können.

Ich hatte zwar schon einiges gesehen, aber dieser Anblick übertraf jegliches Massaker, Gemetzel oder Ähnliches aus meinem Erfahrungsschatz, der mir nun mehr wie ein furchtbares, unvergessliches Trauma vorkam.

Der Kopf eines Rehs. Der unfassbare Gestank. Mir wurde schnell schwindlig und ich musste erbrechen, direkt neben den Eingeweiden von was auch immer.

Als ich mich wieder halbwegs gefangen hatte und versuchte, nur durch den Mund einzuatmen, suchte ich nach Überresten des Mädchens. Wie ich das überhaupt konnte, vermag ich heute kaum noch beschreiben zu können. Zwischen den zahllosen Knochen und Eingeweiden herumzustapfen, hier und da einem Schwarm Fliegen und Maden zu begegnen und darin irgendetwas Menschliches erkennen zu wollen, war eine wahrhaft große Herausforderung.

Schließlich fand ich ein Bein, nur leider ohne den restlichen Körper. Ich war mir ziemlich sicher, dass es das Bein des Mädchens war, da niemand sonst aus dem Dorf vermisst wurde und es recht klein war. Es sah angenagt aus, aber ich hielt mich nicht mit weiteren Merkmalen auf, um nicht noch einmal zu erbrechen. So schwer es mir fiel, ich sammelte mich mit der Zeit wieder vollständig und fasste klare Gedanken. Ich kam zurück zu meiner eigentlichen Aufgabe und bemerkte mein Glück, die Bestie hier nicht vorgefunden zu haben. Der Wasserfall war mir ebenfalls nicht aufgefallen. Er war direkt neben mir und der Teich reichte, wie in der Felsgrotte, in der ich die Fischweiber getroffen hatte, bis in die Höhle hinein. Ich war die steinerne Treppe also bis zum Teich hinab gestiegen und die Bestie musste durch den Eingang beim Wasserfall in die Höhle gelangt sein, was bedeutete, dass sie schwimmfähig war.

Nach dieser Erkenntnis konnte ich zumindest einen Fortschritt erkennen, der mich von Überresten der einstigen Lebewesen um mich herum ablenkte.

Ich sah mir das Wasser in der Höhle genauer an. Irgendetwas glänzte von der gegenüberliegenden Felswand. Mit gehobener Fackel und gesenktem Speer ging ich auf das Wasser zu und überquerte es, indem ich von Fels zu Fels sprang. Auf der anderen Seite angekommen konnte ich den nun deutlich leuchtenden Gegenstand erkennen. Es war ein blauer Kristall, nicht größer als meine Hand. Ich nahm ihn und steckte ihn in meinen Lederbeutel. Danach drehte ich mich um und suchte weiter nach Teilen des Mädchens. Ich fand es, zumindest den Rumpf und das was vom Kopf übrig war. Schnell verließ ich die Höhle auf dem Weg, auf dem ich sie betreten hatte und löschte meine Fackel im Tageslicht.

Die drei Gestalten befanden sich immer noch an der selben Stelle als hätten sie sich nicht bewegt. Sigurd, Armin, der Onkel des Mädchens und die Mutter des Mädchens, alle drei starrten gebannt mit fragenden Gesichtsausdrücken auf mich. Eigentlich wollte ich ihre Blicke ein wenig freundlicher erwidern, aber das hatte sich schon während des Denkens daran erledigt. Sie sahen es meinem kalten, starren Blick an und meinem darauffolgenden Senken meines Kopfes. Ich starrte auf den Felsboden vor mir und atmete tief ein und aus. Selbst das Kratzen am Kopf konnte ich nicht mehr verhindern. Der alte Armin nahm die schluchzende Mutter in den Arm und der arme Sigurd fühlte sich anscheinend ein wenig nutzlos und unsicher, war er doch nur mitgekommen, um etwas zu erleben, aber nicht so etwas.

Ich machte mich daran, den Fels wieder heraufzuklettern. Oben angekommen ließ ich der Mutter noch ein wenig Zeit und überprüfte die Umgebung. Keine Spur der Bestie. Einerseits hatte ich tatsächlich Glück gehabt, aber andererseits hatte ich eine Erinnerung mehr, deren bildliche

Darstellung ich lieber in Zukunft für mich behielt. Ich strich mir durch meinen inzwischen leicht nachgewachsenen Bart. Stirn runzelnd setzte ich mich einfach auf den Erdboden unter mir. Das erstaunte selbst die Mutter, sodass sie einen kurzen Moment innehielt. Genau das tat ich dort am Boden ebenfalls.

Schlachten gehörten dazu, Raubtiere töteten nun einmal und Unfälle ließen sich auch nicht immer vermeiden. Aber dies hier hatte solch bestialische Ausmaße, dass die Kreatur ihrem unfreiwilligen Namen alle Ehre machte. Es ergab keinen Sinn und ergäbe es einen, so hätte mit der Welt, zumindest meiner Welt, einfach gar nichts mehr gestimmt.

Der merkwürdige blaue Kristall in meinem Beutel, die von Lebewesen gehauenen Stufen im Fels, Gardonas Anmerkung, er müsse sich um etwas kümmern, alles deutete auf einen Sinn, einen Grund, eine Ursache hin, aber welche vorstellbare Ursache hatte solche Folgen?

Es war fast unerträglich für mich, aber das fast machte den Unterschied und ließ mich wieder aufstehen. Ich wand mich meinen drei Gefährten zu. „Kehrt zu eurem Dorf zurück und holt die anderen. Sie sollen alles vorbereitete mitbringen. Wenn ich mich nicht irre, dürfte der Weg von hier aus nicht so weit sein, da wir wieder in Richtung Norden gingen, um hierher zu kommen. Mit den Pfählen und dem Werkzeug bauen wir eine große Wildgrube, um die Bestie zu töten. Sammelt euch also am besten weiter weg, dort hinten an der letzten Lichtung, die wir durchquerten.“ Ich wies mit dem Speer in die Richtung aus der wir gekommen waren. „Es ist wichtig, dass ich hier bleibe, um zu sehen, ob die Bestie auftaucht und was sie dann tut. Hier geht einiges vor, was ich nicht verstehe, aber verstehen sollte. Falls mir etwas passiert, versucht euer eigenes Glück und lockt das Vieh in die Grube. Falls euch etwas passiert, versucht je nach Entfernung entweder zu mir oder zu eurem Dorf zu laufen. Wenn ihr bis zum Anbruch der Dämmerung nicht wieder da seid, kehre ich zum Dorf zurück. Ich warte nur ungern bis Anbruch der Nacht.“

Keiner von ihnen erwiderte etwas. Sie hatten sehr aufmerksam zugehört. Der Mutter des Mädchens standen die Tränen noch immer in den Augen. Sie hielt sich relativ tapfer. Ich sah wie sie tief durchatmete und versuchte sich zusammenzureißen, vermutlich ihres Interesses an dem Tod der Bestie wegen. Schließlich machte sie den ersten Schritt und ging in Richtung der Lichtung, von der ich gesprochen hatte. Die anderen beiden folgten ihr schweigsam. Bald waren sie ganz aus meinem Blickfeld verschwunden.

Der schöne natürliche Wald zerfiel vor meinen Augen und übrig blieb ein trostloser, wüster Ort, leer gefegt von allem Leben. Der Wunsch nach Aufklärung und mein daraus folgender Eifer hatten sich vollends gegen mich gewandt. Vor mir lag ein endloses Trauma, welches durch die Zeit des Wartens offensichtlich wurde.

Ich hatte mich auf den weichen, mit Nadeln bedeckten Boden unter einer Kiefer gelegt, die Arme verschränkt auf meinem Schild, um mein Kopf zu stützen.

Der Speer lag rechts von mir, mein Schwert steckte in seiner Scheide, der Dolch am Gürtel, griffbereit.

Gebannt starrte ich hinab auf das Ufer, des Teichs und über einige Baumwipfel hinweg. Ein Teil des Teiches war durch den Fels verdeckt, sodass ich mich von Zeit zu Zeit vorbeugte und die Felswand hinunterspähte. Zwar ging ich nicht wirklich davon aus, einer Kreatur aus der Höhle zu begegnen, doch ließ mich mein mulmiges Gefühl bei der Sache doppelt so vorsichtig vorgehen. Den Bogen, den hätte ich gut gebrauchen können, fiel mir leider viel zu spät ein. Sicher aber auch Sigurd, falls ihm etwas zustieß und so beruhigte ich mich wieder. Mir kam der seltsam leuchtende, blaue Kristall, den ich in der Höhle gefunden hatte, wieder in den Sinn. Mit dem Gedanken daran kam mein Eifer teils zurück. Wer auch immer hinter dieser Sache steckte, hatte diese Höhle ausgebaut oder wusste zumindest davon. Die Bestien konnte unmöglich zufällig hier sein. Gardonas Reaktion und Bedenken sprachen dagegen. Aber welchen Nutzen hatte es, dass sie auch die Bewohner Wallfurts angriffen? Warum hier? Bei einer Persönlichkeit wie Gardona, dessen Turm, Festung, Dämonen und seiner wunderbaren Schülerin, hätte einem sicherlich alles Mögliche in den Sinn kommen können, aber diese Bauern schienen aufrichtige, einfache Leute zu sein, nicht besonders

weise und sicherlich kein Ziel einer Verschwörung. Vor allem aber machte mich die Geschichte von der alten Verrückten, die mir die Dorfbewohner erzählt hatten stutzig. Wer war sie und was hatte sie mit der Bestie zu tun? Vielleicht steckte sie hinter all dem und war mit Gardona verfeindet, immerhin hatte er zu einigem geschwiegen.

Es schoss mir schlagartig durch den ganzen Körper und bewegte mich beinahe zum Aufstehen. Meine Hände verkrampften und ich riss meine Augen weit auf. Natürlich! Was auch immer der Hintergrund war, aber wenn sich diese furchtbaren Wesen auch hier herumtrieben, dann auch woanders und sei es nur an einem Ort, den Gotlinde passieren würde, es müsste kein gutes Ende nehmen.

So ahnte ich das Furchtbarste und blieb mit dieser Ahnung allein, weshalb ich nur das Beste zu hoffen begann.

Die Zeit verging und nichts regte sich. Allmählich bekam ich starken Durst und Hunger. Doch zunächst verrichtete ich voller Stolz mein Geschäft im Wald. Eine relativ heikle Angelegenheit. So verrichtete ich mein Geschäft etwas weiter weg von der Klippe entfernt. Glücklicherweise überraschte mich weder die Bestie, noch meine neu gewonnenen Bekannten aus Wallfurt.

Um meinem Hunger nachzukommen, suche ich essbare Beeren, und Pilze im Wald, was mir für die nächste Zeit ausreichte und kehrte schließlich zur Klippe zurück, auch um meinen großen Durst am Wasserfall zu stillen. Ich schlich mich also langsam zum Abhang zurück und hatte schon während des Essens die Gedanken an Gotlinde verdrängt. Eigentlich wollte ich gerade den merkwürdigen blauen Kristall aus meinem Beutel nehmen und noch einmal betrachten, um auf des Rätsels Lösung zu kommen oder gar auf das Rätsel selbst, doch wurde ich erneut unterbrochen.

Ein Knurren, ein Schnaufen und schon war alles klar. Sofort griff ich nach dem Speer, der noch immer oder besser gesagt wieder rechts von mir lag und kroch mit äußerster Vorsicht vorwärts, so nah an den Klippenrand, dass ich den gesamten Teich in meinem Sichtfeld hatte.

Merkwürdigerweise war ich kaum überrascht als ich das Untier dort unten am Teich erblickte. Schließlich handelte es sich um die fast exakt gleiche Gestalt, der ich bereits mit Gotlinde begegnet war. Dieses Ungetier mit ebenfalls schwarzem Fell und riesigen Krallen war scheinbar auf der Jagd gewesen, denn es hatte den Kadavar eines Rehs im Maul, den es nun entlang des Teichs mit sich schlepte. Im Größenverhältnis wirkte das vermutlich ausgewachsene Reh wie ein kleiner Mittagshappen für die Bestie. Sie ließ es auf halbem Weg um den Teich herum neben dessen Ufer fallen und machte sich sogleich an dessen Verzehr. Die Kau- und Reißgeräusche übertönten den restlichen Wald, doch nach der Besichtigung der Untiers Höhle, fühlte ich kaum noch etwas beim Anblick zeretzter Leichen und des Blutes. Vielmehr hielt ich meinen Speer fest in beiden Händen. Es schien mir als hätte ich jeglichen Bezug zum Moment und der eigentlichen Situation, auch der der Dorfbewohner verloren. Es war, als wäre es einfach, hinabzusteigen und sie aufzuspießen. Vielleicht lag es daran, dass sie von oben nicht mehr so riesig, so unmittelbar, so echt wirkte, vielleicht war ich auch einfach nur müde, vielleicht des Wartens müde.

Ich versuchte mich zu besinnen und konzentrierte mich, indem ich meine Augen weit aufriss, dann mit der Stirn runzelte und das Wesen genaustens betrachtete. Diese Handlung hatte kurz darauf zur Folge, dass mir der Angstschweiß vom ganzen Körper lief und mein Adrenalin freigesetzt wurde. Ich hätte in diesem Moment vermutlich auf eine einzige Anweisung hin meinen Speer auf die Bestie geschleudert und wäre mit dem Schwert auf sie losgegangen, doch glücklicherweise hielt auch dieser Zustand nicht lange an, da ich mich an den letzten Kampf nur zu gut erinnerte.

Die Angst gewann deshalb überhand, denn meine Erfahrung, alleine keine Chance gegen das Wesen zu haben, hatte diese gefestigt.

Inzwischen war die Bestie mit ihrem Mahl fertig und zog weiter in Richtung Höhle. Sie hatte mich nicht bemerkt, da ich mich vor Angst kaum rühren konnte und sie zu weit entfernt war. Dennoch war es ein großes Glück für mich an diesem Tag, dass sie ihren Blick nicht in meine Richtung gelenkt hatte. Nachdem sie in ihrer Höhle durch den Wasserfall verschwunden war, zog ich mich langsam zurück. Ich hatte den festen Entschluss gefasst, den Dorfbewohnern entgegentzulaufen, da

ich mir nun sicher war, dass die Bestie in ihr Versteck zurückkehrte und es nicht so schnell wechseln würde.

Außerdem ging ich davon aus, dass die Bewohner Wallfurts alsbald sowieso ankommen würden und wollte sie leise empfangen, obgleich sich die Lichtung im Wald weit genug entfernt befand. Also erhob ich mich und schlich mich davon.

Die Dämmerung brach herein, als ich an den vereinbarten Treffpunkt kam. Ich war mir gar nicht mehr so sicher, ob Sigurd, der alte Armin oder die Mutter des Mädchens überhaupt von der gleichen Stelle wie ich ausgingen, doch das spielte sogleich keine Rolle mehr als ich, wie der Zufall es wollte, einige Bauern zwischen den Bäumen hervortreten sah.

Ich erinnerte mich grob an ihre Gesichter von der Begegnung auf dem Dorfplatz. Sie trugen große gespitzte Holzpfähle, Hacken, Äxte und Bogen mit sich. Es waren nicht viele, hauptsächlich Männer, vermutlich die Jäger. Zwischen ihnen erkannte ich den Mann und die Frau, beide waren bewaffnet. Der Mann trug eine große Axt, die nicht so aussah als wäre sie zum Bäumefällen angefertigt worden und die Frau ihre Sense. Auch Sigurd war bei ihnen, jedoch nicht der alte Armin. Sigurd trug noch immer den Köcher mit dem Bogen auf dem Rücken und hielt einen großen Pfahl zusammen mit einer Hacke in den Händen. Langsam kamen alle auf mich zu. Es waren insgesamt vielleicht acht bis zehn Leute, weniger als ich vermutet hatte.

Der Mann ging auf mich zu und sprach selbst ruhig und etwas unsicher mit dem bauerlichen Dialekt, um Korrektheit bemüht: „Vergebt uns, aber wir konnten keine Netze besorgen, die paar Fischernetze, die wir besitzen eignen sich wohl kaum und die Zeit reichte nicht zur Fertigung.“ Ich nickte nur und sah mich um dann wieder dem Mann ruhig ins Gesicht. „Wir sind nicht gerade viele. Die Meisten von uns hatten zu viel Angst und blieben lieber im Dorf. Ich konnte sie nicht überzeugen.“ Nun standen alle anderen Anwesenden in einem Kreis um mich. Ich war ihr Zentrum und sie glaubten immer noch, ich könnte sie aus ihrer misslichen Lage befreien, also spielte ich mit, ohne die Zukunft zu kennen.

„Kennt ihr eine gute Position für eine große Wildgrube, möglichst mit einem steilen Abhang?“, fragte ich die Bauern mit ernstem, eindringlichem Blick.

Sigurd meldete sich einmal mehr als Erster zu Wort: „Außer der Klippe am Teich gibt es hier nicht viele Felsen.“ Doch sofort entgegnete ihm eine der anderen: „Ganz in der Nähe gibt es noch einen Fels, relativ niedrig, aber der einzige andere hier in der Gegend.“ Die Frau wirkte relativ gefasst. Als ich sie genauer musterte, um ihre Haltung zu verstehen, ergänzte sie noch: „Ich bin Runhild, Jägerin, ich habe das Biest getroffen.“ Sie wollte das Ganze zunächst stolz vortragen, erkannte jedoch frühzeitig, dass dies für sie selbst in keinsten Weise angebracht war, da dabei immerhin der Jäger Trudwin getötet wurde, der, wie ich später erfuhr, sogar ihr Mann gewesen war.

„Führe mich dorthin, dann stellen wir dort unsere Falle“, antwortete ich. In den Gesichtern herrschte Einigkeit und Entschlossenheit. Wer den Mut gehabt hatte, hierher zu kommen, hatte auch die Entschlossenheit noch weiterzugehen.

Am besagten Ort hoben wir neben dem besagten kleineren Felsen eine Grube aus. Die Dorfbewohner hatten sogar daran gedacht, mir eine Stärkung mitzubringen. Der Mann überreichte mir einen Beutel mit einem Brotlaib darin und beobachtete mich. Ich erwiderte sein Starren, woraufhin er einwandte: „Ihr habt das Mädchen gefunden, meine Tochter?“. Ich kaute langsamer und nickte vorsichtig. Der Mann schluckte und fasste sich an den Kopf. Runhild war bereits vorausgegangen und wir wendeten uns nun in ihre Richtung und folgten ihr langsam. „Sie war unser einziges Kind“, fügte er mit leiser, verzweifelter Stimme hinzu und ballte sogleich seine Fäuste: „Als wäre es nicht schon genug, in dieser rauen Gegend über die Runden zu kommen, mit den geringen Erträgen durch unseren Holzverkauf, auf die wir in schlechten Zeiten stets angewiesen waren. Diese Drecksgegend! Wir kamen für eine bessere, freiere Zukunft und ich habe meinem Kind den Tod gebracht.“ Mit diesen Worten brach er in Tränen aus und fiel auf seine Knie, die Hände vor sein Gesicht haltend. Ich ließ den Beutel sinken und beugte mich zu ihm hinab, doch seine Frau, die die Sense trug, war schon bei ihm. Was sich dramatisch, vielleicht sogar mitreißend liest, ist

unangenehm, nicht mehr.

Ich sah hinauf an den Ästen vorbei, auf den noch dämmernden Himmel und machte mir Sorgen um die mögliche Dunkelheit, bis wir die Grube ausgehoben hätten. Nachdem der Mann sich zusammengerissen hatte folgten wir der Gruppe. Meinen Brotbeutel hatte ich oben an meinen Speer gebunden, den ich nun geschultert trug und meinen Schild auf den Rücken gebunden. Es dauerte nicht lange bis unsere kleine Gruppe den besagten Fels erreichten. Wie ein Haufen unerfahrener Räuber, die ihr Glück mit ihrem ersten großen Überfall versuchten. Natürlich erwarteten alle Anwesenden nun weitere Anweisungen von mir. „Wir heben die Grube an dieser Stelle aus“, sagte ich nachdem ich einmal um den Fels gelaufen war. Er war tatsächlich relativ niedrig, aber dennoch groß genug, sodass die Bestie jenen, der dort stehen würde nicht sofort in Stücke reißen könnte, sollte sie wieder aus der Grube springen.

Das Ausheben der Grube dauerte tatsächlich nicht so lange wie befürchtet. Es war noch nicht dunkel, aber kurz davor es zu werden. Vielleicht war das die schnellste Aushebung, an der ich je teilgenommen hatte und das mit dem primitivsten Werkzeug. Wir benutzten ein einfaches Seil, das die Bauern mitgebracht hatten, um die Grabenden am Ende aus der Grube zu holen. Der große Nachteil lag in der Erschöpfung aller. Wir hatten die spitzen Holzpfähle gut in der Erde befestigt und dazwischen möglichst scharfe, eckige kleinere Felsbrocken platziert, damit die Bestie keinen Halt finden und sich womöglich noch stärker verletzen würde. Wir deckten die Grube nun mit einem Netz aus Ästen und Blättern zu, damit man sie zumindest aus der Ferne oder unaufmerksam übersah.

Etwas sagte mir, dass dieses Wesen mit Sicherheit jeder Spur eines Menschen folgen würde. Was ich in der Höhle gesehen hatte, die Aggression Gotlinde und mir gegenüber, die Art des Tiers, es sprach alles für ein reines Metzeln und Töten. Das war kein Tier, das sich vorsichtig an seine Beute schlich, um sich zu ernähren, das war ein Monster, eine furchtbare Bestie.

Die Dorfbewohner standen verteilt und starrten in den Wald oder schauten mir zu. Sie hatten kaum miteinander gesprochen. Wir hatten ein kleines Stück Erde zwischen der Wildgrube und dem Fels gelassen, auf dem einer von uns genug Platz zum Stehen hatte. Ein Windstoß fegte durch die Baumkronen. Es raschelte überall auf eine friedliche, sanfte Weise. Ich sah zu den anderen auf: „Die Bogenschützen stellen sich auf den Fels. Einer muss die Bestie herlocken, einer stellt sich zwischen die Grube und den Fels und sorgt dafür, dass die Bestie auf ihn zurennt und in die Grube fällt. Der Rest versucht das Vieh irgendwie auf andere Weise zu verwunden und falls es nicht in die Grube fällt oder wieder daraus entkommt, können wir uns mit Scheiße einreiben und vollpissen, denn dann sind wir das Armenviertel einer Stadt, das jährlich niedergebrannt und ausgemistet wird, damit die gehobene Gesellschaft sich zivilisierter vorkommt.“. Schweigen. „Das soll heißen, dass wir uns anstrengen müssen, denn jeder Fehler kostet uns das Leben und damit auch das eurer Freunde, eures ganzen Dorfes Wallfurt.“.

„Ich locke das Biest her“, sagte der Mann mit einer enormen Ausdrucksstärke. „Und ich warte an der Grube“, ergänzte die Frau, ebenfalls unglaublich überzeugend.. Ich sagte zur Frau: „Brüll, wenn die Bestie kommt, damit sie dich angreift, denn sie wird uns sicherlich alle wittern. Dein Mann muss zu dir rennen, nah an der Grube vorbei“, dann wand ich mich dem Mann zu und sagte zu ihm: „Versuch von der Klippe aus zu rufen, so laut du kannst, damit du das überlebst. Du musst nah an der Grube vorbeirennen, wenn du wiederkehrst und dich zu deiner Frau stellen. Ihr seid der Köder. Ich weiß, dass die Umstände dir das Gefühl geben, es wäre deine Pflicht. Wenn du aber nicht sicher bist, dass du es schaffen wirst, die Bestie hierherzulocken, dann lass es mich tun, es wäre sonst Verschwendung.“ Ich dachte in keinsten Weise, dass ich es besser schaffen würde. Es war ein idiotischer Plan und eine unsichere Falle, aber was sollte ich tun? Das Ganze musste endlich enden. „Ich kann das und ich muss das!“, rief der Mann. Ich streckte meinen Arm aus und wies mit meinen Augen auf seine große Axt. „Ohne die bist du schneller, nehme ich an“. Er gab sie mir und kehrte mir den Rücken zu. Ich hätte mich nicht entscheiden können, ob es wahrscheinlicher war, dass er bei dem Versuch sterben würde oder nicht. Er lief los.

Wir gingen in Stellung. Die Frau zwischen Grube und Fels an der engsten Position, Die Bogenschützen, zu denen auch Runhild und Sigurd gehörten legten sich auf den Fels und ich wartete hinter dem Fels mit den restlichen, mit Schlagwaffen bewaffneten Bauern. Ich lehnte mich gegen den Fels, meinen Speer umklammert und hörte mit den anderen dem Wald zu. Tatsächlich schaffte der Mann es die Bestie wie geplant herzulocken. Er rannte, rannte so schnell und mühevoll wie ich selten einen rennen gesehen habe. Hinter ihm ein Brechen und Rascheln. Das Grauen nahte. Der Mann schrie, er fluchte, er wedelte mit den Armen. Ich sah es, denn ich spähte vorsichtig am Fels vorbei. Wie geplant lief er zu seiner Frau. Die Bestie war noch nicht da und bemerkte folglich nicht, dass er einen Bogen um die Grube machte. Beide schrien nun mutig und versuchten die Bestie weiterhin auf sich aufmerksam zu machen. Ich erkannte nichts. Die Anspannung war fast unerträglich. Man hörte sie, aber sah nichts. Ein kurzer Moment und sie sprang hervor. Die Bestie war unglaublich schnell, aber glücklicherweise dadurch auch unglaublich unachtsam. Kaum hatte ich sie erblickt und war vor Schreck zusammengezuckt, brachen schon die wenigen Äste und Blätter unter ihr ein und sie fiel tatsächlich in die Wildgrube hinein. Es war fast schicksalhaft, vielmehr ein enormes Glück. Jetzt musste alles schnell gehen. „Los!“, rief ich sofort und trat neben dem Fels hervor, rannte zur Grube und warf dem Mann und der Frau auf dem Weg dorthin einen kurzen Blick zu. Sie waren fast starr vor Angst, wobei man ihnen ihre Erleichterung über das Geschehen dennoch ein klein wenig ansah. Die Bogenschützen erhoben sich mit ihren einfachen Jagdbogen und schossen auf die Bestie, die zähneflätschend lauter als jeder Bär brüllte. Sie versuchte mit ihren riesigen Krallen aus der Grube zu kommen, wenngleich sie bereits von mindestens vier Pfählen durchbohrt war. Tatsächlich hatten wir die Grube gerade so breit ausgehoben, dass die Bestie kaum noch Platz zwischen sich und dem Rand der Grube hatte. Sie fand keinen Halt. Ihre Pranken bluteten von den spitzen, kantigen Felsbrocken. Die ganze Wildgrube war voller Blut der Bestie. Tief genug war die Grube auch, sodass die Bestie nicht einfach herausklettern zu können schien. Ihre Fratze kam immer mal wieder bis an den Rand der Wildgrube, sodass sie mit ihren Augen darüber hinausspähen konnte, doch ein Aufrichten war ihr bereits aufgrund der schweren Verletzungen unmöglich. Meine bürgerlichen Gefährten, der Mann und die Frau zögerten. Ich hatte seine Axt neben der Felswand platziert und er trug sie bereits bei sich. Es war nicht ganz einfach die Bestie mit den kurzen Waffen zu verwunden, ohne sich in ernsthafte Gefahr zu begeben. Ein Gedanke, ein Gesichtsausdruck, ein Adrenalinschub und ein gewaltiger Schrei halfen mir. Ich hatte den letzten Kampf in Gotlindes Gegenwart vor Augen. Die Krallen in ihrem Fleisch, mein gebrochener Arm, das blutrünstige Wesen, die Kadaverreste der Tochter, sodass mir der reine Hass als Stärke blieb. Mit beiden Händen rammte ich den Speer hinab, in den Rücken der schwarzen Bestie, so tief hinein wie ich konnte und ließ los. Meine Augen waren so weit aufgerissen, wie irgend möglich, mein Gesichtsausdruck verzerrt, verkrampft. Beinahe wäre ich dabei in die Grube gestürzt. Es half den Bauern bei ihrer Orientierung. Einige warfen ihre Äxte auf die Bestie. Die Frau schnitt sie mehrmals mit ihrer Sense und der Mann schleuderte seine große Axt mit einer enormen Kraft auf den Kopf der Bestie. Die Schützen hörten erst auf, ihre Pfeile abzuschießen, als an der Bestie schon eine Weile keine Regung mehr zu erkennen war und sie keinen Laut mehr von sich gab. Wir standen da, mit offenen Mündern, verschwitzt. Ich kam zu mir, hob meine Augenbrauen an, während ich den Fellbrocken, der einst furchteinflößend und lebendig war, betrachtete. Danach sah ich in die Gesichter meiner Gefährten. In diesem Moment dachte ich, ich hätte tatsächlich die Fähigkeit in mir, Fremde zu führen, komischerweise ohne einen guten Plan. Wir hatten Glück, verdammtes Glück! Die Zufriedenheit war groß, so groß, dass wir einfach in

Richtung Wallfurt gingen, schweigend, ohne irgendetwas mit der Bestie anzufangen. Wir ließen sie verrotten.

Auch später war es für mich ein merkwürdiges Gefühl, Gewalt zu erleben. Die Vorbereitung, das Gerede, alles dauert an, ist als Vorgang erkennbar, doch die eigentliche Gewalt findet derart schnell statt, nur ein Augenblick, der über den Tod entscheidet.

Wer Glück hat, ist in diesem stark oder hat starke Helfer.

Wer Pech hat, ist ganz allein, selbst wenn er überlebt, Einsamkeit ist stets großes Pech.

Zurück in Wallfurt brach die Dunkelheit herein. Es erschien mir wie ein perfekt geplanter Tag meiner eigenen Sage, in der ich losziehe, Fremde in Not antreffe und das böse Ungeheuer töte.

Ich hielt es für Unsinn, aber geheuer war es mir ebenfalls nicht. Die Müdigkeit hatte ich nebenbei völlig vergessen. Man bot mir den besten Schlafplatz an. Ich lehnte nicht ab, ich konnte nicht mehr denken, alles war verwirrend. Alles war anders, es schien vorbei zu sein.

Der Traum jener Nacht blieb mir im Gedächtnis, mehr als der Tag selbst. Mir war dunkel vor Augen. Ich hörte mich atmen schwer, langsam und laut. Ich sah sogar meinen Atem. Mir war kalt. Neben mir befanden sich einengende Felswände. Von oben tropfte Wasser herab auf meine Haare. Meine frierenden Hände strichen über den feuchten Fels. Der Ort kam mir bekannt vor, gerade zu beängstigend vertraut. Der Wahnsinn hätte mich fast übermannt als ich beim Umdrehen den Felspalt sah. Der zweite, durch den ich in der Höhle des Grauens gekommen war, um nach dem Mädchen zu suchen. Ich konnte nichts kontrollieren, drehte mich wieder um, ohne Speer, ohne Fackel und dennoch erkannte ich vor mir den Weg durch die Höhle. Ein Sausen an meinen Ohren. Ich fasste mir unfreiwillig ans Kinn. Mein Bart war gewachsen als hätte ich ihn ein Jahr nicht rasiert. Ich fühlte mich alt und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Ab und zu hustete ich, erschrak jedes Mal, denn völlig grundlos wollte ich nicht bemerkt werden, nicht einmal von mir selbst.

Jeder Schritt brachte mich dem Ort näher, an den ich nicht wollte, den ich hätte meiden sollen, dieses Dorf. Ich hätte bei Gardona bleiben müssen. Doch dort war sie, die steinerne zu menschliche Treppe, die dem Ganzen widersprach. Eine Stufe, zwei Stufen, ich konnte mich nicht wehren, ich wurde nur älter, nur müder. So alt wie ich nun war, erinnerte ich mich an die Höhle als wäre es vor hundert Jahren gewesen. Ich erinnerte mich an Gotlinde, meine Gedanken an sie in dieser Situation, damals vor so langer Zeit. Nun versuchte ich es erneut auf diese Weise, klammerte mich an sie, um mich nicht zu fürchten. Es funktionierte, zumindest schien es so. Fast war ich unten angekommen, da stieg mir ein wunderbarer Duft in die Nase, kein Gestank, der mich an die Verwesung und Grausamkeit erinnerte. Es war ein befreiendes Gefühl. Vielleicht war das die Realität und das andere, das war der Albtraum, dachte ich. Etwas begann die Höhle zu erleuchten. Ein grünliches Licht. Sie sah aus wie die Felsgrotte am See im Gebirge, in der ich auf Gardona gewartet hatte. Die Wände moosbewachsen, schimmernd vom Licht. Mein Blick schweifte durch die Höhle.

In der Mitte ein Fleck Wasser, genauso blau und klar, wie der in jener Grotte. Ich wollte meine Augen schließen, um mich zu erinnern, doch da begann ein leises Plätschern. Ein Tropfen war auf den Wasserfleck gefallen. Ihm folgt weitere, doch begann sich das Wasser allmählich zu verfärben. Ich trat näher heran. Der Regen kam traf nur den Wasserfleck, ebenfalls wie in jener Felsgrotte, jedoch erkannte ich beim Herantreten, dass es kein Regen war. Es waren rote Tropfen, die immer zahlreicher wurden, sodass das Wasser vollständig abdunkelte. Ein Blutregen, der mich erschauern ließ, doch der Duft war immer noch in meiner Nase. Ein Zischen!

Alles war wie damals. Ich drehte mich um. Ein Lachen, einer mir bekannten Stimme aus der anderen Richtung. Ich riss meinen Kopf herum. Dort, wieder aus einer anderen Richtung!

Es verwirrte mich. Der Regen strömte nur so hinab auf den Wasserfleck und das mit Blut vermischte Wasser stieg an.

„Wo bist du gewesen?“, sprach Gotlindes Stimme ruhig aus einer dunklen Ecke der Höhle. Ich wurde selbst wieder ruhiger. „Gotlinde?“, fragte ich halb erstaunt, mit meiner müden alten Stimme. Der Regen hörte auf. Zitternd fuhr ich mir durchs Haar. An meinen Fingern blieben graue Strähnen

hängen. Langsam stapfte ich durch das Blut in Richtung der dunklen Ecke. „Baradé, Mensch der Hochelfen. Wo bist du nur gewesen?“, fragte sie wieder vorwurfsvoll. „Gotlinde, was machst hier?“, ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich blieb stehen und wartete einfach. Sie trat langsam hervor, sodass ich ihre Füße, schließlich ihre Beine sah. Sie trug eine silberne Rüstung, gefertigt in Mittillant von Menschenhand. Das Eisen machte jedes Mal ein lautes Geräusch, wenn sie ihre Gelenke bewegte und auf dem mit Blut überzogenen Steinboden auftrat. Sie trat weiter hervor ins Licht. Sie fiel auf die Knie. Ihr Kopf war frei, kein Helm darauf. Doch die Rüstung wirkte schwer. Ich verstand es nicht, wollte ihr aber auf helfen. Als ich auf sie zuing, hob sie ihren Oberkörper an, den sie zuvor auf ihren Armen abgestützt hatte, um nicht auf den Boden zu fallen. Ich erschrak sofort. Ihre Brust, der Harnisch war von einem großen Speer durchbohrt, dessen Spitze deutlich zu sehen war. Ihre ganze Rüstung war voller Blut. Ihr Gesicht war totenbleich, ihre Haare ebenfalls grau. Verzweifelt sah sie mich an: „Wo bist du nur gewesen?“. Ich kniete mich entsetzt zu ihr. „Was ist nur passiert?“, fragte ich und wiederholte es nochmal.

Das Lachen eines kleinen Mädchens. Ich drehte mich um. Hinter mir sprang das Mädchen aus dem Dorf umher, dessen Überreste ich hier gefunden hatte. Fröhlich und Munter sprang es um den Wasserfleck herum. Mit seinen kleinen Füßen spritzt es das Blut am Boden umher als wäre es das Wasser einer gewöhnlichen Pfütze.

„Gotlinde, was ist passiert?“, rief ich. Ich schüttelte sie, doch sie sank nur in sich zusammen. Sie schloss ihre Augen. Mir liefen die Tränen herunter. So beugte ich meinen Kopf zu ihrem herunter und gestand ihr alles, alles was ich von Anfang an für sie empfunden hatte. Doch es war zwecklos. Sie bewegte sich nicht mehr. Nur das Kind hüpfte weiterhin fröhlich umher. „He Baradél!“, rief es plötzlich. Ich drehte mich zu ihm. Mein Gesicht feucht von Tränen, schlaff, alt, beinahe schon tot. „Du hast sie getötet!“, rief es mir fröhlich zu. Dann rannte sie zum Ausgang, an dem sich der Wasserfall befand und sprang hinaus. Der Duft war weg, es stank nach Eingeweiden. Ich erhob mich mit letzter Kraft, um nach dem Mädchen zu sehen.

Niemals wäre ich aufgestanden, wäre es kein Traum gewesen, doch meine Beine trugen mich von selbst. Ich konnte sie nicht kontrollieren. Es erschien echt und zugleich gestellt. Vor dem Wasserfall wusste ich nicht weiter, doch ein Schnaufen hinter mir half mir, meinen unfreiwilligen Weg zu finden.

Die schwarze Bestie hatte sich aus dem blutigen Wasserfleck erhoben, das ganze Fell rötlich. Sie riss ihr riesiges Maul auf und schnappte nach mir. Ich wich zurück und fiel nach unten. Der Wasserfall drückte mich in die Tiefe. Hände zerrten mich von unten an meinen Beinen in den Abgrund des ebenfalls blutigen Sees. Unter mir erkannte ich die Fischweiber, doch hatten sie feurige rote Augen. Ich bekam keine Luft. Das Blut drang in meine Nase, dennoch ertrank ich nicht. In der Ferne das Gesicht des Wassermanns. Er sprach zu mir, doch ich verstand es nicht. Die Fischweiber zerrten mich weg von ihm, immer tiefer und tiefer. Das Blut drang in meine Lunge. Ich ertrank. Da packte mich etwas am Arm, das stärker war als die Fischweiber und zog mich hinauf. Sie ließen los. Das Etwas war Gardonas dämonische Hand. Er zerrte mich in Windeseile aus dem Teich und flog empor, mich unter sich tragend. Ich sah zu ihm auf und er zwinkerte mir zu. Unter uns verschwand der Teich, der Wald, alles wurde kleiner. Wir flogen über das Dorf Wallfurt hinweg, das in Flammen stand. Bestien kamen von überall und zerfleischten die Bewohner. Sie schrien und rannten über die Felder, doch die Bestien waren schneller.

Entsetzt sah ich nochmals zu Gardona auf, konnte seinen Blick aber nicht auf mich lenken, da er nach vorne sah und weiterflog.

„Gardona!“, rief ich so laut ich konnte. Schließlich wand er seinen Kopf nach unten, der jedoch die furchtbare Gestalt des Kopfes einer Bestie angenommen hatte und mich zähnefletschend anknurrte. Seine Hände waren zu Pranken geworden. Er ließ mich los. Er versuchte mich mit seinen riesigen Pranken zu zerfleischen, doch fiel ich zu schnell in Richtung Erde.

Kurz vor dem Aufprall erkannte ich das Haus, in dem sich mein Schlafplatz befand. Eine der Bestien rannte mit voller Wucht gegen dessen Tür, die dadurch zerbarst.

Ich wachte auf.

Mein Schädel brummte, mein ganzer Körper war vollkommen nass. Ich atmete schnell. Es war hell. Eigentlich hatte ich nach meinem Schwert greifen wollen, doch irritierten mich die Realität, sowie die Tageszeit so sehr, dass ich es schon wieder vergaß.

Mein Blick wanderte durch den niedrigen Raum. Ich befand mich in einem der wenigen Steinhäuser des Dorfes. Es gehörte der Müllerfamilie, die scheinbar die wohlhabenste Familie in Wallfurt war. Sie hatten mir das Zimmer der ältesten Tochter und ihres Ehemanns, einem Sohn einer der anderen Familien, gegeben. Wo die beiden untergekommen waren, wusste ich nicht. Am Abend des vorigen Tages war ich selbst zum Sprechen zu müde gewesen. Es war bereits Nachmittag, wie ich durch das fast winzige Fenster in der Steinwand erkennen konnte. Die Steine der Wand waren krumm und schief, passten aber in der Summe gut genug ineinander, um das Haus zusammenzuhalten. Eine für Bauern typische Bauart der Menschen. Die Dielen bestanden aus kaum bearbeiteten Holzbrettern, bei denen ich vor jedem Auftreten befürchtete, sie würden meinem Gewicht nicht standhalten und brechen. Immerhin hatten sie hier ein richtiges Ehebett mit Daunenbettzeug, weshalb man mich vermutlich hier schlafen ließ.

Möbel gab es kaum, zumal der Raum ja sehr klein war. Nur in der Ecke stand ein kleiner Holztisch, auf dem etwas Werkzeug lag, davor ein Stuhl. Über dem Bett hing ein Schutzkreis an der Decke, ein bei Abergläubischen häufig aufzufindender Gegenstand, der einen im Schlaf gegen böse Geister oder Alpträume schützen sollte. Welche Ironie.

Es war eigenartig, wie ich über den Komfort nachdachte, das im Moment absolut Unbedeutendste. Wie es wahrscheinlich bei vielen der Fall ist, wurde die Erinnerung an den Traum schnell durch die neu gewonnenen Eindrücke verdrängt. Erst später erinnerte ich mich wieder mit großer Nachdenklichkeit daran. Mir war furchtbar heiß, wie ich erst jetzt bemerkte. Ich hatte mein rotes Gewand, das mir Gotlinde gebracht hatte, beim Schlafenlegen einfach anbehalten. Nur meinen Gürtel samt Schwert und Messer hatte ich vorher noch abgelegt. Ich dachte an den Speer, den ich gestern noch so umklammert hatte und daran, wie er nun in der verrottenden Bestie steckte. Das gab mir ein befreiendes Gefühl. Heute war alles friedlich, keine Gefahr mehr. Die Opfer waren schrecklich, besonders das kleine Mädchen, doch war der Rest für mich an diesem Tag gerettet, einschließlich meiner selbst.

Langsam erhob ich mich. Ich zog mich am noch frischen Holz des Bettes hinauf. Erst einen Fuß, dann den anderen.

Einige schnatternde Gänse wurden von einem Kind mit genervter Stimme am fast winzigen Fenster draußen vorbei getrieben. Die Tür des Raums bestand aus ungleichmäßigen Brettern. Als Schloss diente ein einfacher Holzriegel an der Innenseite. Ich begab mich langsam zu ihr. Dabei fiel mir der Schild, den man mir zum Kampf mitgegeben hatte und der nun gegen die Zimmerwand lehnte und mein daneben liegender Gürtel mitsamt Schwert ins Auge. Dies hatte zur Folge, dass ich mich besser an das Zubettgehen des vorigen Tages zu erinnern versuchte. Allmählich fiel mir wieder ein, dass ich mich übermüdet, vermutlich zur Verwunderung der Beiden, die mich zum Zimmer gebracht hatten, einfach samt Kleidung und Ausrüstung aufs Bett hatte sinken lassen, nachdem ich meinen Gürtel abgeschnallt und in die Ecke des Zimmers geworfen hatte, und wahrscheinlich gleich einschlief. Als ich mich nun daran erinnerte, musste ich die Gedanken weiter ausführen und versuchte mir vorzustellen, was die Dorfbewohner überhaupt inzwischen von mir dachten, während ich bereits den Flur des Müllerhauses entlang stapfte. Die Zimmertür ließ ich einfach offen, schwitzend und genervt vom brüchigen, knarrenden Holzboden. Ich lief in Richtung des grellen Sonnenlichts, in Richtung des Hauseingangs.

Sie hielten mich bestimmt für einen großen Anführer, die Bewohner Wallfurts, jetzt erst recht.. Ob Gotlinde viel mit ihnen geredet hatte?

Sonst hatte sie doch kaum jemanden. Schließlich nahm ich mir vor, die Leute hier nach ihr – der Kräutерhexe – auszufragen, um mehr über sie zu erfahren.

Mein ganzer Körper stank nach Schweiß. Als ich ins Sonnenlicht trat schwitzte ich nur noch mehr,

doch ich fühlte mich gut, sogar befreit, trotz der starken Hitze.

Die gestrigen Ereignisse, vor allem das Ende hatten meine Gedanken heute verändert. Ich hatte vor, den Tag zu genießen. Das war mein einziger Plan.

Es kam mir vor als würde ich alles noch einmal durchleben, als würde ich erneut als Fremder in diesem abgelegenen Dorf eintreffen, nur gelassener. Ich zog mein rotes Gewand aus. Es kam einer Erlösung nahe, in der weißen Stoffhose mit dem weißen Stoffhemd im grellen Sonnenlicht zu stehen und das obwohl ich mich bereits befreit fühlte.

Glücklicherweise befand sich direkt rechts von mir, hinter dem Haus der Fluss. Kaum hatte ich ihn erblickt, lief ich auch schon schnurstracks auf ihn zu. Mein Gewand lies ich im trockenen staubigen Boden zurück.

Ich wusch mich, nicht gründlich, aber lange. Ich genoss jede Bewegung, jede Freiheit. Die Stiefel hatte ich ebenfalls einfach ans Flussufer geworfen. Es dauerte nicht lange da trafen erste Blicke aufeinander, nur nahm ich an diesem Tag alles anders wahr. Es waren nun individuelle Gesichter, in die ich blickte, eines schöner als das andere. Kinder rannten vorbei und flüsterten über mich.

Kinder, deren dreckige Kleidung mir am Tag zuvor noch aufgefallen waren und die sich heute kaum noch von mir zu unterscheiden schienen. Bald stand eine ganze Gruppe von Leuten nur einige Meter von mir entfernt auf dem Hof des Hauses und unterhielt sich. Zurückhaltend sahen sie auf den Boden oder sonst wo hin als ich sie ansah. Eine von ihnen rief einem, der etwas weiter weg vorbeilief irgendetwas zu. Bald darauf kam dieser mit anderen auf mich zu. Sie hatten Seife, Kleidung und Brot mitgebracht. Langsam aber sicher wagte sich der mit dem Brot zu mir vor. Wie ein wütender Golem drehte ich mich ihm entgegen. Das Wasser an meinem Körper glich dem gewegewaschenen Schweiß. Als wollte ich ihn zermalmen, weil er sowieso schon ein Wenig Angst vor meiner Reaktion hatte, doch lächelte ich ihn schließlich natürlich freundlich an. „Wollt Ihr etwas zu essen? Wir haben auch Seife und neue Kleider für Euch“, sagte er unterwürfig. Der links hinter ihm, der die Kleider in den Händen hielt, konnte sich das Grinsen nicht verkneifen, so musste ich den Armen auch beinahe für seine allzu höfliche Geste ebenfalls auslachen. „Sicher“, antwortete ich schnell. Ich nahm die Kleider, das Brot und die Seife und nickte dankend mit dem Kopf. „Malte und Lykke haben sich mit ein paar anderen im großen Dorfhaus versammelt, mein Herr“, merkte er noch unsicherer als zuvor an. Zum ersten Mal hörte ich die Namen der Eltern des toten Mädchens. Ich nickte wieder die Stirn runzelnd mit nachdenklichem Blick, da mir diese Information die Möglichkeit eröffnet hatte, die Versammelten später aufzusuchen. Er wandte sich mit den anderen ab und sie tuschelten noch irgendetwas beim Weggehen.

FORSTSETZEN: Baradé wäscht sich am Fluss, man bringt ihm Seife, man bedient ihn, grüßt ihn und flüstert über ihn.

Des schönen Wetters und meiner Gelassenheit wegen, schlenderte ich mit meiner neuen Bekleidung durch das Dorf und nickte allen zu, die mich freundlich grüßten, was abgesehen von den zurückhaltenden, neugierigen Kindern und denen, die mit etwas Anderem beschäftigt waren, weshalb sie mich nicht bemerkten, alle waren, an denen ich vorbeikam.

WIE LÄUFT ER DURCHS DORF UND SIEHT SICH DIE ARBEITEN AN, DENKT AN DEN PALAST UND DIE STÄDTE VON TFAHN ABER AUCH AN DAS REICH DER MENSCHEN (WANN WAR ER DORT) ER MUSS IN RICHTUNG DES HAUSES

Schließlich kam ich an jenem großen Haus an, das ich am Tag zuvor bei meiner Ankunft betreten hatte, über die Lage vor Ort aufgeklärt und verköstigt worden war. Scheinbar fand eine Art Versammlung statt. Die Tür stand offen. Vor ihr saßen zwei Jungen im Schatten des Vordachs. Sie spähten hinein und lauschten den murmelnden Erwachsenen drinnen. Als sie mich durch den Matsch stapfen hörten, erschrakten sie. Sie rannten lachend weg, wahrscheinlich um irgendwo anders zu spielen.

An der Versammlung waren nicht viele beteiligt, wie ich von draußen erkennen konnte. Zudem

hatte ich die meisten Dorfbewohner bereits außerhalb angetroffen. Ich erkannte die Eltern des Mädchens, Runhild und einige weitere, die gestern dabei gewesen waren. „Gegrüßt seid ihr“, sagte ich beim Eintreten nach kurzem Zögern vor dem Übertreten der Türschwelle. Für ein richtiges Lächeln reichte es mal wieder nicht, es verblieb wieder bei einem freundlichen, möglichst unvoreingenommenen Blick, ganz den Ereignissen entsprechend, zumindest letzteren. Sie unterbrachen daraufhin ihre Besprechung und wandten sich meiner zu. Eine halbe Ewigkeit des Schweigens wäre wohl gefolgt, hätte ich mich nicht dazu durchgerungen, einfach bestimmt auf sie zuzugehen. Sie bemerkten meine neuen Kleider. Sie musterten mich gerade zu, ohne sich ein besonderes Urteil zu bilden, welches ich ihren Gesichtern hätte entnehmen können. Vielleicht weil ich jetzt wie einer von ihnen aussah. Ein merkwürdige Gefühl, trotz meiner halbwegs entwickelten Reife, meiner Erfahrung damit, wie man als Andersartiger zwischen augenscheinlich Gleichen aufwächst und meiner Erkenntnis, dass sich die Unterschiede zwischen den Lebewesen mit Sicherheit nicht auf diese oberflächlichen Tatsachen beschränken, sich dennoch unter Menschen wohler zu fühlen als unter Hochelfen, obwohl doch jeder hier ganz anders war als ich.

Es war dennoch einfacher mit Menschen, weil es zumindest eine Gemeinsamkeit gab, die anscheinend mehr zählte als die tausend restlichen Unterschiede.

„Ihr habt sicher noch nichts gegessen. Dort auf dem Tisch steht etwas. Setzt Euch ruhig, wir betrachten Euch als unseren Ehrengast, mein Herr“, sprach Malte, der Vater des toten Mädchens. Er wies dabei auf den Tisch, an dem ich bereits am Tag zuvor gespeist hatte. Es war alles so unverändert, dass ich mich schon fast heimisch fühlte, als würde ich mich jetzt wie jeden Tag ganz gewöhnlich zum Essenstisch begeben.

„Nun lassen wir doch das Förmliche und duzen uns allesamt. Immerhin haben wir etwas Schreckliches gemeinsam durchgestanden. Ich kann gerne den Anfang machen und dich fragen, was es zu besprechen gibt, insofern ich fragen darf“, lautete meine geplant klingende Formulierung. Ich setzte mich an den Tisch. Essen hatte nun oberste Priorität für mich, denn aus der Gelassenheit heraus gab ich mich meinen Grundbedürfnissen hin.

Einige der versammelten Dorfbewohner setzten sich erneut mit mir zusammen an den Tisch. Die anderen blieben stehen. Die Stimmung war gelockert, trotz der tiefen Trauer um den Jäger und vor allem die Tochter.

Doch jeder war froh, selbst noch am Leben zu sein, denn jeder, der dabei war, wusste, dass es keinesfalls so hätte kommen müssen.

Der Schmerz um die Verlorenen verbarg sich noch oder wieder im hintersten Winkel des Herzens.

Ich griff zu und stopfte das Brot in mich hinein. Ich aß und trank als gäbe es nichts Anderes im Leben. „Wir machen uns Sorgen!“, sagte schließlich Lykke, die Mutter des toten Mädchens.

Allesamt, die am Abend zuvor dabei gewesen waren, wirkten völlig anders, hatte ich sie doch in einer extremen, hässlichen Situation angetroffen und waren sie mir mit halbzerissenen Kleidern, verschwitzt und kämpfend in Erinnerung geblieben. „Worüber?“, fragte ich. Malte runzelte die Stirn. Er saß rechts von mir, Lykke, die Mutter links. Ich sah beide abwechselnd an während ich einen Schluck aus einem Becher nahm. „Vielleicht gibt es noch mehr dieser Untiere da draußen! Du hast ja auch bereits eines getötet, hast du erzählt“, sagte wieder Lykke. Ich hielt inne, denn da fiel mir der Traum aus dieser Nacht ein, wie am Ende die Bestien in das Haus eindringen, in dem ich schlief. Alle am Tisch Befindlichen bemerkten dies und machten ängstliche erwartungsvolle Gesichter. Langsam setzte ich den Becher ab und stellte ihn zurück auf den Tisch. „Ich werde Hilfe holen“, erwiderte ich gefasst. „Wir hatten großes Glück. Darauf lasse ich es kein zweites Mal ankommen, auch ich lerne dazu.“. „Verzeih mir, aber wer soll uns helfen? Der König?“, es gab Gemurmel und einige grinsten, dennoch ein wenig zurückhaltend, dachten doch einige, mich hätte der König geschickt. Der König Willmar von Mittillant würde sich selbstverständlich einen Dreck um solche Angelegenheiten kümmern. Natürlich dachte ich auch nicht an diesen, sondern an Gardona, wollte aber weitere Details vermeiden. Sicherlich beruhigt es keinen einfachen Bauer oder

Jäger, ob Mensch oder Hochelf, wenn er erfährt, dass in den Bergen neben ihm ein Heer von Dämonen haust.

„Nein. Sicher nicht! Der König ist sehr beschäftigt“, antwortete ich. Der Antwort ließ ich ein Schmunzeln folgen während ich einen freundlichen Blick in die Runde warf, was jene erleichterte, die zuvor gegrinst hatten. „Ich habe da einen mächtigen Freund, der mir helfen wird. Ich werde zu ihm reiten, am besten noch heute“, sprach und überlegte ich gleichzeitig. Einige sahen sich fragend an oder kratzten sich am Kopf. Diese Reaktionen waren mir nur zu gut vertraut. Eine Unwirklichkeit folgte der anderen, saß ich nun ganz alleine hier, der Bruder des Königs der Hochelfen, nachdem ich einen kleinen Ausritt zu vertrauten Menschen machen wollte.

„Jetzt gleich?“, fragte Malte und fügte noch hinzu: „Wer ist Euer ... ich meine, wer ist dein Freund? Hat er dir auch geholfen, die erste Bestie, die dir begegnete zu töten?“. Es kam ihm unhöflich vor zu fragen, weshalb ich erneut möglichst freundlich antwortete, um ihm keinen Vorwurf zu machen: „Ja, das hat er in der Tat. Ihr werdet ihn früh genug kennenlernen, er befiehlt einige Leute. Die werden mit ein paar Bestien schon fertig, vertraut mir.“ Ich lächelte ihn an. Das erleichterte alle und auch mich, denn ich wollte niemandem weitere Angst einjagen. Diese Menschen brauchten endlich ein Wenig Gewissheit, ein Wenig Hoffnung, glaubte ich. „Ihr habt euch allesamt tapfer geschlagen, ich bin beeindruckt!“, ergänzte ich. Das Essen vergaß ich fast schon. Ich hatte Lust auf auflockernde Gespräche. „Wir verdanken dir unser Leben. Nur durch dich sind wir jetzt hoffentlich sicher!“, sagte Malte. Ein leichtes Lächeln zog sich über sein Gesicht. Er dachte in diesem Moment offenbar an all die Hinterbliebenen, die ihm noch wichtig waren. Die Umherstehenden und -sitzenden nickten, sie pflichteten ihm bei.

Sie machten mich zu ihrem Helden, nur weil sie mich bereits verurteilt hatten als ich auf meinem ach so glänzenden Ross in ihr einfaches Dorf geritten kam. Für sie schien ich immer noch der andere bessere Mensch zu sein. Das machte mich traurig, denn es war nicht wahr. „Ihr habt euch selbst zu danken, ihr habt euch selbst befreit. Ihr wart dabei, ihr wisst am besten, dass wir alle gemeinsam gekämpft haben und ihr dabei mehr wart als ich!“, sprach ich ernst vor mich hin. Diesmal beließ ich es nicht bei einem dankbaren Schmunzeln oder Nicken. Keiner sagte etwas. Ich ließ meinen Blick wieder durch die Runde schweifen. Sie waren noch ein wenig unsicher, ich eigentlich auch, doch ergriff ich frohen Mutes ein weiteres Mal das Wort: „Nutzt diese Erfahrung. Gewalt ist furchtbar, doch ihr seid stark. Man braucht keinen Adelstitel, keine prächtige Rüstung, um stark zu sein, man braucht Mut und den hatte jeder, der gestern Abend Seite an Seite mit seinen Freunden stand!“. Ich stand von meinem hölzernen Hocker auf, um auf uns alle zu trinken. Den Holzbecher angehoben, gefüllt mit Wasser aus dem Fluss, begann ich den vermutlich einzigen tatsächlich ehrlich gemeinten Trinkspruch: „Auf euch alle! Möge euer Dorf sich ewig im Frieden halten!“

Das war etwas ungewöhnlich, selbst für meine Verhältnisse, weshalb einige erstaunte Gesichter machten. Die Meisten freuten sich jedoch, selbst die Erstaunten schmunzelnden bald. Ich setzte mich wieder, nachdem ich den Becher leergetrunken hatte. Wieder war ich zufrieden. So nahm ich mir die Zeit einen kleinen Gedanken an Gotlinde zu opfern, besser gesagt zu verschenken. Vielleicht hatte ich mich selbst falsch gesehen als ich mit ihr auf dem Flammturm nachts gesprochen hatte. Ich wusste nicht, ob ich tatsächlich ein Held war, stark oder doch schwach. Eigentlich war es mir auch egal. Ich hoffte nur, sie wiederzusehen, so bald wie möglich. Am liebsten wäre ich sofort auf mein Pferd gestiegen, um ihr nachzureiten, doch wusste ich, dass ich zunächst mit Gardona sprechen musste. Schließlich hatte ich immer noch jenen bläulich schimmernden Stein in meiner Gürteltasche, den ich in der Höhle der Bestie gefunden hatte. Ich beschloss ganz offiziell in meinem Kopf, die Zeit noch ein wenig zu genießen, obwohl ich es inoffiziell bereits schon tat. Die Leute unterhielten sich, einige gingen langsam wieder an die Arbeit. Ich hörte, wie sie über das Untier sprachen, darüber wie es durch die Bäume gerannt kam, über die Zukunft. Ich saß dabei als stiller Zuhörer. Ich mochte diese Menschen. Schließlich stupste Lykke, die Mutter des Mädchens, mich an meine linke Schulter. Im Halbschlaf drehte ich meinen

Kopf ganz langsam zu ihr. Sie sah besorgt aus, wenn nicht sogar traurig. Komischerweise wunderte mich das. Sie sagte nichts, aber sah mich deutlich an. Ihr Mann, Malte, hatte das Haus bereits verlassen. Er musste arbeiten. Ich wollte gerade etwas sagen, da sah ich, dass uns auch noch die letzten Verbliebenen verließen. Vermutlich hatten sie in Lykkes Blick ebenfalls etwas sehr Ernstes erkannt. Sie ließen uns alleine.

„Was ist?“, fragte ich schließlich, vielleicht nicht aufmerksam genug. „Ihr ... du sagst, du holst Hilfe wegen den anderen?“, fragte sie mich ängstlich. Ihre Hand lag auf dem Tisch. Sie zitterte. Als ich das sah wurde ich sehr ernst, fast zu ernst. Ich sah sie fragend an. „Das war doch nur eine Vermutung. Wir ziehen es in Betracht, dass da noch mehr sind! Mach dir keine Sorgen“, antwortete ich. Sie schien mehr zu wissen als sie bisher gesagt hatte. Immerhin war ich bisher der Einzige gewesen, der bereits eine andere dieser Bestien gesehen hatte. So viel Angst konnte nicht von einer bloßen Vermutung her kommen, dachte ich. „Was hast du in der Höhle gesehen? Was war mit meiner Tochter?“, fragte sie. Die Tränen liefen ihr Gesicht hinunter, doch das kümmerte sie wenig. Sie nahm meinen Arm und ich spürte ihre zittrige, schwache Hand. Sie griff nicht einmal richtig zu, sie rutschte gleich wieder davon ab. Ich wurde nachdenklich, fast müde. Ich starrte vor mich hin. Das brachte sie vollends zum Weinen, was wiederum mich fast zum Weinen brachte. „Ich kann es dir nicht sagen. Es tut mir Leid!“, antwortete ich nach langem Zögern. Ich sah sie an. „Warum willst du das wissen? Was geschehen ist, ist geschehen. Dein Wissen würde nichts ändern“, ich versuchte sie zu beruhigen.

Sie fing sich tatsächlich wieder ein Wenig. Nachdem sie selbst eine Weile auf den Tisch gestarrt hatte, wischte sie sich mit dem Ärmel ihres Bauerntrachtenkleides die Tränen vom Gesicht. „Der alte Reimar, mit dem du gesprochen hast als du gestern hier angekommen bist, er ist mein Vater, er hat eigentlich das Sagen im Dorf, wie du weißt, aber er wird nicht mehr lange leben, leider. Er hat sehr viel gesehen, doch erzählt auch viele wirre Sachen, aber einiges ist auch wahr. Ich kann es unterscheiden, ich bin seine Tochter. Ich kannte ihn schon sehr gut als er noch jünger war. Alles hat bestimmt einen Grund, aber ich kenne ihn nicht!“ Sie hielt inne. Ich wartete kurz, dann ließ ich ihr Zeit nachzudenken. Sie hatte alles am Stück heruntergeredet als läge es ihr schon seit langer Zeit im Magen. Mein Blick schweifte über die einfache, aber effektive Inneneinrichtung des großen Bauernhauses. Ich sah zu, wie der Rauch aus dem Loch in der Decke über der Feuerstelle verschwand. Ich betrachtete die Tierschädel und Geweihe an den Wänden, die mir am ersten Tag im Dorf besonders aufgefallen waren. Ich fragte mich, ob sie auch den Schädel der Bestie hier aufhängen würden oder ob ihnen der Beigeschmack daran zu bitter wäre.

Der alte Reimar! Er war mir zunächst wie ein großer Ratsführer, ein Magier vorgekommen, mit seinen langen weißen Haaren, seinem weißen Bart, dem grauen Mantel und dem Holzstock. Dabei hatte ich ihn seit gestern nicht mehr gesehen.

Sie setzte ihre Aussagen fort. „Du hast doch bereits eines der Biester getötet, mit deinem Freund und seinen Leuten?“, fragte sie wieder ein wenig unsicher. „Ja“, antwortete ich. „Mein Mann erzählte dir doch von jener alten Verrückten, die uns heimsuchte. Du hast sicher schon darüber nachgedacht, was sie mit den Biestern zu tun haben könnte, oder?“, fragte sie weiter. „Ja“, antwortet ich erneut und fügte hinzu: „Aber ich kenne keine alte Verrückte. Ich werde meinen Freund fragen, vielleicht weiß er mehr.“ „Ich glaube, sie hat die Biester geschickt! Ich glaube, sie will uns alle töten. Bestimmt ist sie mit Dämonen im Bunde!“, rief Lykke voller Zorn. Sie schlug mit ihrer geballten Faust auf den Tisch. „Sie hat uns unsere Tochter genommen! Ich will nicht wissen, was du gesehen hast, aber ich kann es mir nun mal denken. Dieses Biest hat unsere Tochter gefressen! Du musst die alte Verrückte finden!“, sie beruhigte sich schnell wieder. Ihr Gesicht blieb jedoch rot vor Zorn. „Wie kommst du darauf, dass sie hinter den Bestien steckt? Ich meine, sie hat bestimmt etwas mit der Sache zu tun, das ist war sicher kein Zufall, dass sie hier aufgetaucht ist“, ich meinte es wie ich es sagte. Sie hatte Gardona gesucht. Der Kristall in der Höhle, die Treppe, der Überfall auf Gotlinde. Was wollte die alte Verrückte von Gardona? Aber warum Lykke sich so sicher war, musste ich zunächst ergründen. „Der alte Reimar erkannte etwas an ihr wieder, einen Stein ...“

„Einen blauen Kristall?“, rief ich und sprang auf. Völlig verdutzt sah mich Lykke an. Das bestätigte unsere Befürchtung. „Ja, sie sagte, sie sei selbst eine Magierin und auf der Suche nach diesem Magier mit seinen Dämonen. Dabei zeigte sie uns den Stein. Wir verstanden es nicht, aber später als die Alte bereits wieder weg war, da erinnerte sich Reimar, mein Vater, daran, dass er so einen Stein schon einmal gesehen hatte. Er war früher ein starker Krieger. Er kämpfte an der Seite der Hochelfen, er kann sogar noch Hochelfisch. In dieser Zeit begegnete ihm, wie er sagte, der damalige König der Hochelfen. Er besaß ebenfalls einen solchen Stein und man erzählte ihm, dass der Stein eine ungeheure Macht enthielt, die nur dem König der Hochelfen vergönnt sei. Natürlich glaubten wir ihm die Geschichte nicht sofort. Wer begegnet schon dem König der Hochelfen? Wer hat schon einen blauen Stein mit großer Macht dabei? Wenn es zwei Biester gab, kann es auch hundert andere geben, wenn der Stein oder Kristall so mächtig ist. Aber woher wusstest du, dass es ein blauer Kristall war?“

Ich setzte mich wieder. Nach dieser Geschichte hatte ich über vieles nachzudenken. Mein eigener Vater sollte jenen Kristall besessen haben? Ich hatte vorher noch nie davon gehört. Zufälligerweise wusste der alte Reimar davon? Hier ging aber auch gar nichts mit rechten Dingen zu. Wieso lag der Kristall überhaupt in der Höhle? Alles roch nach Vorhersehung, alles roch nach einer Falle, die ich keineswegs durchschaute.

„Ich fand einen in der Höhle“, antwortete ich. Langsam holte ich ihn aus meinem Lederbeutel hervor. Er war ganz matt. Ich legte ihn auf den Tisch. Lykke sah ihn sich nur an. Nach einer Weile zuckte sie mit den Schultern: „Glaubst du man kann damit diese Biester herbeirufen?“ „Ich weiß es wirklich nicht. Es ist gut möglich, aber ich bin kein Magier, ich weiß es nicht. Ich hoffe, ich finde bald einige Antworten“, sagte ich während ich den Kristall wieder in meinen Lederbeutel steckte. „Am besten breche ich sofort auf. Mein Gefühl wird immer schlechter, je mehr ich über diese Kreaturen und die Alte erfahre.“ Ich stand auf. „Ich wollte dich nicht vertreiben. Du bist jederzeit bei uns willkommen!“, entschuldigte sich Lykke. „Macht euch keine Sorgen, überlasst euer Problem mir. Du hast mir sehr geholfen, mit der Geschichte deines Vaters. Ich komme sicher bald wieder“, antwortete ich. Aus dem gemütlichen Tag wurde nichts. Vielleicht war es dumm von mir, nicht selbst weiter über die Situation nachzudenken. Immerhin war es mir selbst merkwürdig vorgekommen. Ich spürte, dass ich dem Ausmaß wahrscheinlich nicht gewachsen war. Zu warten war ein großes Risiko. Ich verließ das große Haus. Irgendwie dachte ich daran, dass Gardona das Meiste schon wusste. Er hatte vermutlich vom Wassermann einiges erfahren, was ich selbst noch gar nicht wusste.

„Ich lasse Euch ... dir dein Pferd bringen“, sagte Lykke zu mir. Sie lief an mir vorbei. Sie schien sich allmählich wieder gefangen zu haben. Ihre Furcht tat mir Leid, aber ich verstand sie, denn sie hatte wegen ihrer berechtigten Annahmen allen Grund sich zu fürchten. Einige Leute beobachteten uns neugierig. Auch die Kinder, die ich vorhin noch vertrieben hatte, sah ich erneut an einem der Häuser spielen. Nun stand ich auf dem matschigen, abgenutzten Boden des Platzes vor dem großen Haus. Mit verzogenem nachdenklichen Gesicht starrte ich in den Himmel. Die Sonne stand hoch oben, sie strahlte prall gefüllt auf mich herab. Ein sanfter Wind vertrieb die Hitze hin und wieder. Bald kam mir Lykke mit meinem Pferd entgegen, dessen Aussehen ich beinahe schon wieder vergessen hatte. Neben ihr liefen Malte und Sigurd. Sigurd trug einen Beutel bei sich. Malte meinen Gürtel samt Schwert dabei. „In dem Beutel ist Euer Gewand. Natürlich könnt Ihr ... kannst du die Kleider, die du anhatst behalten“, sagte Malte während er Sigurd den Beutel abnahm und mir Beutel und Schwert überreichte. Ich nahm beides dankend an. „Lykke hat mir erzählt, dass an der Geschichte vom alten Reimar etwas dran sein muss. Es tut mir Leid, dass ich ihm nicht geglaubt habe ...“, Malte wollte sich entschuldigen, doch ich unterbrach ihn: „Das macht nichts. Nicht alle Abenteuergeschichten sind wahr. Die Hauptsache ist jetzt, dass ich herausfinde, ob noch Gefahr besteht oder nicht. Kümmert euch zumindest für heute nicht mehr darum. Ich komme wieder, außer mir passiert etwas. Falls es tatsächlich so kommen sollte, was ich für unwahrscheinlich halte, denkt immer daran, dass ihr es wart, die die Bestie besiegten!“. Meine Ermutigungen waren alles, was ich

ihnen tatsächlich geben konnte. Ich saß auf meinem Ross, den Beutel vor mir an den Sattel geknotet, den Gürtel samt Schwert wieder umgeschnallt. Gekleidet als heimkehrender Veteran würde ich in meine sichere Burg zurückreiten. Ich fragte mich, wie solche Grausamkeiten passieren konnten, wenn nebenan ein mächtiger Magier samt Heer lebte, der den Dorfbewohnern sicher freundlich gesonnen war, allein schon wegen Gotlinde.

Nachdenklich ritt ich los, zurück in Richtung Norden, in Richtung des Schwarzen Gebirges.

Kapitel 6

Aufbruch

*Als ich eines Tages dort
Sah die Toten an dem Ort
Der mich nachts das Fürchten lehrte
Und mir dann den Rücken kehrte
Traf die Klarheit den Verstand
Doch zerran im Zweifelssand*

Als ich Wallfurt allmählich hinter mir ließ, wurde mein Bewusstsein klarer. Ich spornte mein Pferd an, schneller zu laufen. Bald war ich über die Ebene, auf der Wallfurt lag, hinweg geritten und befand mich im Wald, der sich über den Berghang erstreckte. Nun kam es mir wie eine Ewigkeit vor hier gewesen zu sein. Mich machten neue Bekanntschaften und Erlebnisse müde.

Sicher musste man als königlicher Vertreter ständig Leute treffen, etwas erleben. Das Meiste jedoch war eher verwaltungstechnisch oder rein symbolisch bedingt. Ich dachte an meinen Bruder, der König. Ob er von dem Kristall wusste, den mein Vater angeblich bei sich trug?

Mir fiel ein, dass man sich inzwischen fragen dürfte, wo ich abgeblieben war. Es war sicher nicht erstrebenswert oder bedacht, einfach so zu verschwinden, als Vertreter des Königs. Beinahe wurde mir schlecht bei dem Gedanken an die lächerlich oberflächlichen Reden all der Mitglieder des Hofstaats. Über Pflichten, Loyalität, Wohlstand und all die anderen so bedeutsamen Dinge konnten sie große Rede halten. Selbst mein Bruder war inzwischen recht gut darin, andere von seiner Meinung zu überzeugen, wenngleich er das als König nur sehr selten musste.

Da ich jedoch augenblicklich an den eigentlichen Grund meines Verschwindens dachte, musste ich schmunzeln. Vergnügt ritt ich weiter, vorbei an Wiesen, Felsen, durch den Fluss vorbei am Wasserfall, dann oberhalb des Wasserfalls erneut durch den Fluss, bergauf, bergab, kreuz und quer.

Langsam begann es zu dämmern. Immer wieder sah ich die flache Spitze des weißen Flammturms. Wie konnten die Bewohner Wallfurts ihn nicht bemerkt haben? Bestimmt war der ein oder andere im Laufe der Zeit einmal hier gewesen, vielleicht sogar näher. Andererseits arbeiteten sie die meiste Zeit, um sich ernähren zu können. Es erinnerte mich irgendwie an den Palast meines Bruders. Einige derer, die darin schon seit Generationen lebten, setzten kaum einen Fuß vor das Tor. Sie würden es nicht einmal bemerken, wenn alle anderen Bewohner der Hauptstadt außerhalb des Palastes verschwänden. Mein Pferd schien, wie ich, müde zu sein. Vielleicht spürte es, dass ich es nicht ganz so eilig hatte.

Das Nachdenken lenkte mich stets von meiner sogenannten Mission ab. Nun hatte selbst ich wieder Arbeit gefunden. Schließlich erreichte ich die Ebene vor der Schlucht, über die sich die schier endlose steinerne Brücke zum Turm hin erstreckte auf dem östlich verlaufenden Weg, auf dem ich am Tag zuvor losgeritten war. Geradezu majestätisch kam mir der Anblick des Turms und der mit den roten Fahnen behangenen Brücke vor. Zum zweiten Mal kehrte ich nach einem Kampf mit einer dieser Bestien in den sicheren Turm zurück und hielt die Gegend gewitzt für ein schlechtes Ausflugsziel, in dem man täglich eine riesige, bärenartige Bestie töten muss, um sich wohler zu fühlen. Ich ritt, nun wieder etwas schneller, über die Brücke. Kurz vor dem großen, dunklen, mit dämonischen Kreaturen versehenen Tor fragte ich mich, wer mir dieses überhaupt öffnen sollte. Eigentlich war es mir egal, da ging es auch schon von selbst auf. Mich wunderte gar nichts mehr. Ich ritt durch den Torbogen in die steinerne Halle. Als ich gerade den Beutel mit meinen Sachen vom Sattel losgemacht hatte und von diesem aufsaß, um das Innere der Halle zu betrachten, blieb

mein Mund offen und mein Gesichtsausdruck angestrengt. Ich erstarrte förmlich, nur mein Pferd trabte langsam weiter. Jeder Schritt hallte durch die eisernen Hufe und brach die Stille.

Vor mir stand eine mir nur allzu vertraute Person. Ich schloss meinen Mund. Ein Lächeln folgte. Schließlich bewegte ich mein Pferd zum Stillstand und stieg ab, den Beutel in der Hand. „Schicke Kleidung“, sprach die Stimme der vertrauten Person mit einem leicht sarkastischen Tonfall zu mir. Innerlich musste ich schmunzeln, beinahe aufspringen vor Freude, äußerlich guckte ich ernst.

Es war tatsächlich Gotlinde. Sie trug das tiefschwarze Gewand, welches sie im Gefängnis getragen hatte. Sie hatte sogar die Kapuze über ihren Kopf gezogen, jedoch konnte ich ihr Gesicht deutlich erkennen. Ich hielt die Zügel meines Pferdes und schritt langsam auf sie zu. „Die Bauern haben mir ...“, ich unterbrach mich selbst während ich auf meine Kleidung deutete. Sie wusste es sicher. Ich wollte keine Worte verschwenden, ich freute mich einfach. Ich lächelte sie an. Die Halle war bis auf uns beide und das Pferd leer. Keine Wachen waren zu sehen, auch von Gardona fehlte jede Spur. Sie zog die Kapuze vom Kopf. Ihre goldblonden Haare kamen zum Vorschein, jedoch war es nicht wie beim ersten Mal in ihrer Zelle. Es hatte vielmehr etwas Vertrautes, was mich nicht unsicher machte, sondern mir ein sehr beruhigendes Gefühl gab.

Ich stand nun direkt vor ihr. Angesicht zu Angesicht standen wir uns gegenüber. Ich war wieder todmüde. Stirn runzelnd begann ich schließlich zu fragen: „Wieso bist du wieder hier?“.

Natürlich hatte sie mit dieser Frage die ganze Zeit schon gerechnet. „Deinetwegen“, antwortete sie. Mir wurde schlecht, beinahe schwarz vor Augen. Ich hatte mich selbst mit tausend Gedanken belastet, ihre Antwort sollte mich von allen frei machen, das war zu viel.

Sie bemerkte mein bleicher werdendes Gesicht. Ihr Gesichtsausdruck wurde trauriger. „Hört sich das naiv an?“, fragte sie ernst. Ich fuhr mir mit der Hand druchs Gesicht und in den Haare. „Was ist?“, fragte sie, nun besorgt. „Mein Meister hält mich für naiv, obwohl er dich auch mag“, fügte sie hinzu. Ich sah sie wieder an, nachdem ich kurz auf die großen Fenster der Halle gestarrt hatte. Mir waren die Ereignisse des gestrigen Abends wieder eingefallen. Irgendwie hatte ich mir nach ihrem Abschied eine wissbegierige arbeitsame Einstellung zugelegt, diesselbe, die ich hatte als ich an jenem Tag ihre Zelle betrat. Das wurde mir nun erst bewusst. Sie hatte mich wach gerüttelt, wach von allem, was mir wie ein Albtraum vorgekommen war. Der Alltag im immer währenden Dasein eines Privilegierten, der alles hat, auch das Gefühl, dass er denen, die wenig haben alles nimmt. Ich sah ein, dass das einer der Hauptgründe dafür war, dass ich den Bewohnern Wallfurts um jeden Preis helfen wollte, dass mir die Sache tausendmal schwerer auf dem Herzen lag als man hätte annehmen können. Ich fühlte mich so schuldig wie nie, denn es kam mir so vertraut vor. Der Anblick der hart Arbeitenden von meinem hohen Ross aus.

„Was ist passiert? Sag doch was!“, rief sie mir einen Schritt nach vorne tretend ins Gesicht, wich aber sogleich wieder ein wenig zurück. Ich war beinahe in Trance gefallen. Sie konnte natürlich nichts dafür, aber um berichten zu können, musste ich nun mal meine Gedanken sammeln, wobei die Erinnerungen an die Leichenteile einen unvermeidlichen Stellenwert einnahmen. Ich sah sie vor mir, roch den Gestank des Todes erneut. Es tat mir so leid, dass das passiert war und noch mehr, dass Gotlinde sich jetzt Sorgen machte also riss ich mich zusammen, so gut es ging.

„Darüber können wir später noch reden“, sagte ich, noch etwas nachdenklich. „Du bist meinetwegen wieder hier?“, fragte ich verlegen und beugte mich erwartungsvoll, ungläubig und lächelnd zugleich nach vorne. Sie besann sich daraufhin ebenfalls. „Ja“, antwortete sie, ebenfalls lächelnd. Da fiel mir zu allem Übel mein unangenehmer Traum der letzten Nacht wieder ein. „Ich muss mit deinem Meister sprechen“, sagte ich daraufhin zu ihr. „Er ist, wo er immer ist. Lass mich dein Pferd wegbringen, dann kannst du sofort zu ihm. Was ist in dem Beutel?“, sie übernahm die Zügel meines Pferdes. „Die Kleidung, die du mir gegeben hast. Die Leute aus Wallfurt haben mir neue Sachen gegeben“, antwortete ich, erneut mit meinem Kopf auf meine neuen Kleider

weisend. Sie streckte ihre rechte Hand aus und ich überreichte ihr den Beutel. Mir war nun als hätte sie mir eine große Last abgenommen. Sie sah es wohl meinem Gesichtsausdruck an, dass ich nun darauf brannte, mit Gardona zu sprechen. „Geh nur. Ich komme gleich nach“, sagte sie. Sie sah nun ruhig und ernst aus. Ich nickte und lief schnellen Schritts los.

Es kam mir wie ein großer Fehler vor als ich mich von ihr entfernte, zur hinteren Tür in der Halle. Ich drehte mich nicht um. Wieso bemühte ich mich, derart distanziert zu bleiben? Gardona saß auf seinem hölzernen Thron. Er hatte seinen Kopf auf seine Handfläche gestützt. Er konnte tun, was er wollte, er sah stets mächtiger und weiser aus als zuvor. Zunächst sah ich im Turm hinauf, was mich beinahe rückwärts stolpern ließ, dann ergriff er das erste Wort: „Hat es dir gefallen?“.

Die abertausend Bücher in den Regalen. All das Wissen hier und dennoch Tote dort. „Menschen sind gestorben!“, sagte ich während ich weiter auf ihn zuging. „Ich glaube sie mag es, dass du Augen nicht verschließt. Sie ist deinetwegen wieder da, aber das weißt du sicher schon. Sie sollte sich erst wieder an die Gesellschaft gewöhnen, aber ihr Wille, ihr Wille ...“. Ich blieb stehen und hörte zu.

„Was bedeutet sie dir?“, fragte er. Er erhob sich mit seinem riesigen Gewand von seinem Thron. „Ich habe einen seltsamen blauen Kristall gefunden. Eine Hexe war in Wallfurt, eine Hexe, die ebenso einen bei sich hatte. Ich fand ihn in der Höhle der Bestie. Mein Vater hat auch etwas damit zu tun. Seltsam, dass das alles so zusammenpasst“, aus meinen schnellen, hektischen Berichten wurde ein nachenkliches schwaches Seufzen. „Bitte, ich mache mir Sorgen um meine Schülerin“, antwortete Gardona. Er stand nun ebenfalls vor mir. Nur größer als ich. Seine Hörner, seine rote Haut. Die Tür ging auf. Gotlinde kam herein. Wir schwiegen eine ganze Weile. „Warum bist du wieder hier?“, fragte ich sie schließlich wieder. Sie sah mich fragend an. Ich wollte etwas zusammenstottern, hob meine Hand, ließ aber wieder davon ab. Dann sah ich Gardona an. Mein Gesicht verzog sich, ich spürte ein Stechen in der Brust: „In der Höhle ... es ... da, da starben Menschen“, bekam ich irgendwie aus meinem Mund heraus.

„Ich habe Tote gesehen, aber das?“, fügte ich ein wenig gefasster hinzu. „Warum bist du wieder hier?“, fragte ich Gotlinde nun lauter. „Nichts läuft nach Plan“, antwortete Gardona. „Es tut mir Leid, was geschehen ist.“ Er setzte um sich wieder auf seinen Thron. Gotlinde stellte sich neben ihn. Zum ersten Mal erschienen mir die Beiden als Meister und Schülerin. Ein Dämon und ein Mensch. Beide durchbohrten mich mit ihren Blicken, obwohl sie nicht gerade erwartungsvoll aussahen. „Es muss dir nicht Leid tun. Du weißt doch nicht einmal ...“ „Es war eine Bestie?“, unterbrach er mich. „Ja“, antwortete ich. Wir kamen endlich zum eigentlichen Gespräch. „Was ist mit dem Kristall?“, fragte er. „Ich fand ihn in der Höhle der Bestie“, gab ich zur Antwort. Ich faste in die an meinem Gürtel befestigte Tasche und holte den blauen Kristall hervor. Langsam ging ich auf Gardona zu und überreichte ihm den Kristall. Dabei sah ich kurz in Gotlindes Gesicht. Sie stand ruhig neben Gardonas Thron und beobachtete alles aufmerksam. „Dein Vater?“, fragte Gardona.

„Die Frau, Lykke, sie hat erzählt, ihr Vater habe einen solchen Kristall in meines Vaters Besitz gesehen. Ich wusste bisher nichts davon“, antwortete ich. „Du wunderst dich zurecht, weshalb alles zusammenpasst. Mir scheint als hätten wir ein großes Problem. Was ist mit der Bestie?“, fragte er weiter. „Wir haben sie getötet. Aber es könnten noch mehr dort sein. Immerhin waren es schon zwei in zwei Tagen“, antwortete ich mit besorgter Stimme. Gardona nickte nur. „Deshalb kam ich auch wieder her. Das Dorf braucht Schutz!“, sagte ich entschossener. „Iss, trink, ich kümmere mich darum“, er stand auf, steckte den blauen Kristall in eine Tasche an der Innenseite seines Gewands und ging wie ein gewöhnliches Wesen auf die Tür des Turms zu. Beinahe hatte ich einen weiteren Zauber mit erschütternder Aufmachung erwartet, aber er verschwand in der Tür, wie ein gewöhnliches Wesen eben, er schloss die Tür hinter sich. Nachdem ich ihm nachgesehen hatte, drehte ich meinen Kopf wieder zu Gotlinde. Sie stand unverändert neben dem Thron. „Ich wusste nicht, dass etwas Schlimmes passiert ist, aber es ist umso besser, dass ich hier bin, glaube ich“,

sagte sie. „Ich habe Lykke kennengelernt als ich mit den Dorfbewohnern Handel trieb. Mein Meister wird dir wohl davon erzählt haben, wenn er dich schon nach Wallfurt geschickt hat“, fügte sie hinzu. Sie setzte sich auf den Thron, ein wenig verwundert über ihr eigenes Handeln, schien es mir. Ich holte tief Luft. Der Augenblick meiner Bestimmung als Botschafter mit einer grausamen Botschaft. Ich wollte fliehen: „Lykke, ihre Tochter wurde getötet. Auch ein Jäger wurde getötet, wenn ich mich recht erinnere.“

Gotlinde wurde bleich. Es nahm sie mehr mit als mich. Ich war froh, dass sie nicht in der Höhle gewesen war. All die Bücher und das, was keiner Wissen will, steht auch nirgendwo. Beinahe ein Segen. „Ansonsten sind aber alle unverletzt. Wir hatten großes Glück als wir die Bestie töteten“, fügte ich beruhigend hinzu. Sie sank in sich zusammen. „Ich verstehe die Welt nicht mehr“, seufzte sie vor sich hin. Dann wurde sie wirklich traurig. Ich erkannte mein Gefühl in ihr. „Ich freue mich, dass du wieder hier bist, ernsthaft, ich kann gar nicht sagen, wie sehr“, sagte ich erleichtert. „Wenigstens kümmert sich mein Meister nun darum. Wir hätten sie beschützen müssen!“, sie schien sich zu ärgern. Sie gab sich die Schuld. Das hatte ich nicht gewollt.

Ich starrte vor mich hin. Es gab dazu nichts zu sagen, was es hätte erträglicher machen können. „Baradé“, fing sie nun an. „Was?“, fragte ich. „Ich mag diese Welt nicht. Erst sah ich, wie Menschen im Dreck lebten, dann wie man einsam lebt und alles hat, vor allem Weisheit und nun sterben die Wenigen, die mir viel bedeuten. All diese Weisheit umsonst? Oft habe ich mich das gefragt, sehr oft. Mein Meister sah immer einen großen Nutzen darin, aber ich, vielleicht bin ich nicht alt genug, vielleicht weil ich noch keine Geschichte hinter mir habe, die solange ist wie seine und in der mir dieses ganze Wissen, die Magie und all jenes von Nutzen sein konnte, aber selbst er konnte das nicht verhindern. Deshalb bin ich wieder da., eben deinetwegen“, ich hatte aufmerksam zugehört. „Aber wieso ...“, sie unterbrach mich: „Du siehst die Welt auch wie sie gerade ist. Du planst nicht groß oder sprichst ständig von einer Gesamtheit der Dinge, von tausend Sachen, die so sind, aber von denen man eben keinen Gebrauch macht. Du bist mir einfach ähnlicher als mein Meister, so viel ähnlicher, das habe ich vermisst. Es ist nicht einfach die Gesellschaft, die ich auch schon in deinem Königreich hatte bevor man mich in Gewahrsam nahm oder in Wallfurt, wir sind einfach ...“ „verliebt“, unterbrach ich sie, beinahe unfreiwillig, aber es war nun mal für mich so. Für einen Moment wussten wir beide nicht mehr viel zu sagen. Schließlich nickte sie und sagte: „Ich wollte eigentlich etwas anderes sagen, ich weiß nur nicht mehr was, aber du hast Recht. Ich empfinde so“. Wir blieben erstaunlich ruhig. Es gab mir das Gefühl, dass es umso mehr bedeutete. Andererseits fragte ich mich, weshalb es in meiner Vergangenheit zu wenig bedeutet hatte. Eigentlich wusste ich die Antwort darauf. Ich hatte die Verliebtheit auf Dauer stets abgelehnt. Sie kam mir wie ein böse endendes Übel vor, das das Urteilsvermögen ab und zu zunichte machte. Wirklich gewehrt hatte ich mich dagegen nie, aber genauso wenig hatte ich vielmehr zugelassen als eine bloße Vorstellung, die ich für mich behielt. Ich sah Gewalt, Unruhen, Armut und viel Schlimmes. Ich war hin- und hergerissen von meiner Verantwortung, von den Dingen, die mir sonst noch am Herzen lagen. So verliebte ich mich hin und wieder. Mehr geschah aber nicht. Dieses Mal war es durch die tiefe Einsicht anders. Ich fühlte mich keineswegs reifer. Es schien nur einfach alles besser zu passen. Sie erwartete nicht, was die anderen erwartet hatten.

„Bleiben wir nun hier?“, fragte ich. „Es wäre wahrscheinlich das Beste“, antwortete sie. Sie erhob sich vom Thron. „Ich wollte dich überraschen“, sagte sie mit den Augen rollend, weil es ihr vielleicht nun selbst etwas albern vorkam. Sie kam auf mich zu. „Das ist dir gelungen“, antwortete ich mit gehobenen Augenbrauen und musste sogleich lachen. Sie lachte ebenfalls. Wir wandten uns beide der Tür des Turms zu, durch die Gardona verschwunden war. Nebeneinander liefen wir schweigend, langsam auf sie zu, bis wir sie erreicht hatten und den Turm verließen.

Wie zwei Tage zuvor, gingen wir die steinerne Wendeltreppe im Nebenturm hinauf. Diesmal sehr gelassen. „Du hast dasselbe Gewand wie in ...“, sagte ich schließlich und wurde sogleich von ihr unterbrochen: „Ja, das gehörte zur ... zur Überraschung. Ich habe sehr viel darüber nachgedacht,

über unsere Begegnung, wie alles gekommen ist, in so kurzer Zeit.“ „Ja?“, ich wollte alles wissen. „Ja, ich glaube, ich verstehe dich immer besser. Was du damals auf dem Dach des Turms gesagt hast. Aber vor allem, wenn du nicht mit mir sprichst, wenn du mit meinem Meister redest. Deine ganze Art ist immer nach dem gleichen Prinzip aufgebaut“, sie bewegte ihre Arme dazu, um zu verdeutlichen, was sie meinte. Es amüsierte mich sehr, also fragte ich weiter während wir die Treppe weiter hinaufgingen: „Tatsächlich? Nach welcher denn?“ „Ich glaube, du willst den Frieden bewahren, du strebst nicht nach Ruhm, schon gar nicht nach Reichtum, nicht einmal nach Wissen oder Fortschritt. Vielleicht willst du sogar, dass alles bleibt wie es ist, solange Frieden herrscht“, sie führte es immer weiter aus. „Ich bin Diplomat“, gab ich knapp zur Antwort. „Ja, sicher. Aber niemand wird als das geboren, was er zu irgendeinem Zeitpunkt später mal ist oder?“, sie kam mir so ernst vor, obwohl es für mich keine große Rolle spielte. „Mag sein, das stimmt schon, ja, aber Friede ist doch für jeden gut. Du machst dir viele Gedanken. Wenn ich an Dinge denke, dann nicht unbedingt, um sie zu hinterfragen, mehr, um mich zu erinnern, manchmal an Gutes, aber auch oft an Schlechtes“, antwortete ich wieder. Es gefiel mir, wieder offen zu sprechen. Im Dorf Wallfurt, mit neuen Gesichtern, mit Fremden, die eigentlich keine waren. Es war jedes Mal mit Aufwand verbunden, ich kannte es nur zu gut von meiner Tätigkeit her. Allein für diese Unterhaltung musste ich sie schon lieben. „Siehst du, ich habe es ja gesagt. Bei dir bleibt alles beim Alten, darauf kann man sich verlassen. Ich bin immer noch eine Schülerin. Ich habe einen Meister. Lernen und Verstehen waren wichtige Bestandteile in meinem Leben hier. Ich glaube, ein wenig Abwechslung kann nicht schaden, aber nichtsdestotrotz will ich noch vieles Kennenlernen bevor ich eines Tages sterben werde“, ich hatte kaum richtig zugehört. Sie redete es am Stück herunter, was ihr auf dem Herzen lag. Es machte Sinn, aber ich sah sie erschrocken an. Es lag an meinem Albtraum. Ich dachte an sie, in der Rüstung, durchbohrt von einer Lanze. Das furchtbarste aller Bilder in meinem Kopf. „War es so schlimm?“, fragte sie besorgt. Wir waren stehen geblieben. Ich besann mich: „Es geht schon. Ich glaube nur manchmal, ich verliere den Verstand“ „Ja, den verliert man nur, wenn man einsam ist. Das habe ich von meinem Meister gelernt. Er hat Erfahrung, was Einsamkeit betrifft, leider“, sagte sie mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck. Ich strich ihr freundschaftlich aufmunternd über ihren Rücken. Sie lehnte sich daraufhin mit ihrem Kopf an meine Schulter. Ich sah in ihr Gesicht, zum ersten Mal direkt, so schien es mir. Mein Gesicht verkrampfte ein wenig, ich wurde unsicher, aber ich machte mir nichts daraus. „Lass uns niemals einsam werden!“, sagte ich. Es klang wie eine Ankündigung, wie ein Plan, voller Eifer, natürlich nicht ernst gemeint, so wie ich es sagte, jedoch wussten wir beide, was ich damit meinte und dass es uns wichtig war.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, schlief ich wieder ein. Beim zweiten Mal passierte genau dasselbe, es reichte sogar für ein drittes Mal, bis ich endlich wach auf dem Strohhaufen in Gotlindes Zimmer vorerst liegen blieb. Anstatt uns unserem Trieb hinzugeben, hatten wir friedlich nebeneinander geschlafen. Etwas Anderes erschien mir einfach unangebracht oder nicht notwendig, ihr vielleicht auch, ich wusste es nicht. Dennoch hatten wir nebeneinander geschlafen, vermutlich weil wir uns einfach ein Stück mehr vertrauten. Sie war nicht mehr im Raum, wie ich kurz darauf feststellte. Wir hatten noch ein Wenig über dies und jenes gesprochen. Wir wollten vielleicht gemeinsam nach Tfhahn, in das Königreich meines Bruders, zurückkehren. Pläne schmieden, mit neuen Freunden, das war mir nichts Neues. Sie war bereits weg. Ich hatte keine Ahnung, wo. Es war ein merkwürdiges Gefühl. Mir kam es vor als hätte ich etwas getan, ohne groß darüber nachzudenken und als müsste ich dies nun nachholen. Glücklicherweise tat ich es aber nicht, sondern blieb einfach liegen. Natürlich hatte sie mir angeboten, erst einmal einen besseren Schlafplatz für mich herzurichten. Ich hatte dankend abgelehnt. Das Stroh war gar nicht so unbequem, zumindest nicht angesichts meiner großen Müdigkeit, die eine gewisse Gleichgültigkeit mit sich brachte. Wie gerufen öffnete sich die Tür ihres Zimmers. „Du hast lange geschlafen. Es ist bereits Mittag“, sagte Gotlinde als sie schon wieder die Tür hinter sich schloss. Sie trug ein graues Nachthemd und sah selbst sehr verschlafen aus. „Ich war müde“, antwortete ich. Langsam richtete

ich mich auf und streckte mich. Ich war immer noch todmüde. Sie setzte sich auf den Stuhl an ihrem Schreibtisch. Sie sah nachdenklich aus. Draußen regnete es in Strömen. Mein Blick schweifte durch das Zimmer, über die Bücherregale, über die blauen Wände, die erloschenen Fackeln und zurück zu Gotlinde. Sie starrte aus dem großen Fenster vor dem Schreibtisch, ihren Kopf auf ihre beiden Handflächen gestützt. Halb gekrümmt sah sie dem Regen zu. Ich legte mich wieder auf das Stroh. „Wie ist es so, in deinem Palast in Tffahn?“, fragte sie auf einmal. Sie starrte immer noch aus dem Fenster. Ich sah von ihr zur steinernen bogenförmigen Decke des Raums. „Anstrengend“, antwortete ich schmunzelnd. „Ich möchte ihn sehen, ich möchte dorthin gehen, wo du gewesen bist. Du hast meine Welt kennengelernt und ich möchte deine kennenlernen“, fuhr sie fort. „Das wirst du. Wir kehren gemeinsam zurück“, antwortete ich gähnend. „Dann hast du dich also entschieden? Das freut mich sehr!“, sie lächelte zu mir herüber. Ich sah sie ernst an. „Gardona ist besorgt. Wie immer. Aber diesmal ist es tatsächlich sehr ernst. Er glaubt, der König der Hochelfen steckt hinter den Bestien“, berichtete sie mir als sie meinen ernsten Blick sah und wendete sich wieder dem Regen zu. „Mein Bruder? Der Kristall ... aber“, sie unterbrach mich: „Ja, mein Meister hält es für pure Absicht. Ein eindeutiges Zeichen, eine Herausforderung. Er glaubt, dein Bruder wollte, dass mein Meister es herausfindet. Mein Meister wirkte beinahe so als hätte ihn etwas Altes wieder eingeholt. So habe ich ihn schon lange nicht mehr erlebt.“ „Aber der Kristall ... die Hexe hatte ihn“, ich konnte nicht glauben, dass das Gardonas Schlussfolgerung war. Gotlinde aber redete weiter: „Er kennt diese Hexe, das habe ich ihm sofort angesehen. Ich glaube nicht, dass ihn der Kristall alleine überzeugt hat, auch wenn er anscheinend seine Bedeutung durchaus kennt.“ Ich runzelte die Stirn. „Als ich ihm den Kristall überreicht habe, wirkte er gar nicht so“, sagte ich ein wenig verwundert. „Mach dir nichts daraus. Seine Gedanken zu erraten, ist unmöglich, glaube ich“, antwortete Gotlinde. „Du schaffst es immerhin“, fügte ich hinzu. Ich stand auf. Ich hatte immer noch die Kleider an, die mir die Bauern überreicht hatten. „Ich will mit ihm sprechen“, sagte ich voller Eifer zu Gotlinde. „Das dachte ich mir“, antwortete sie schmunzelnd. „Er ist unten im Turm, er erwartet dich bereits. Ich ... ich komme gleich nach“. Sie las in einem aufgeschlagenen Buch auf ihrem Schreibtisch. Ich wollte zu ihr gehen, mich irgendwie verabschieden, obwohl es kaum Anlass dazu gab. Ich ließ es bleiben, dennoch bemerkte sie, dass ich zögerte und ließ von ihrem Buch ab. Sie sah mich erwartungsvoll an. Möglichst erwartungslos sah ich zurück und drehte mich zur Tür. Gardona saß wie gewohnt auf seinem Thron. Er las in einem Buch. „Mein Bruder hat nichts damit zu tun!“, rief ich, lauter als ich eigentlich wollte. „Ah, der Dramatiker! Keine Sorge, deinem Bruder geschieht nichts“, erwiderte er ruhig, immer noch auf sein Buch starrend. „Es gibt keinen Grund, ihn zu verdächtigen. Er hat keinen Streit mit dir, außerdem ist er König, warum also diese grausamen Spielchen?“, ich rechtfertigte alles mit großer Überzeugung. „Ach wirklich? Ich bitte dich, du weißt nicht genug, junger Baradé, nicht einmal genug über deinen eigenen Bruder, der sich König nennt. Der Wassermann, sogar er weiß, mit wem sich dein Bruder abgibt“, er war sehr bestimmt. Ich sah ihn erwartungsvoll an. Er blickte mir nun tief in die Augen: „Die Hexe, die Wallfurt aufsuchte gehört zu den Kreaturen auf dieser Welt, die es zu vernichten gilt und diese Kategorie von Kreaturen existiert nur noch ihretwegen, denn sie ist die einzige Verbliebene ihrer Art! Der Kristall sagt mir, dass sie sich deines Bruders bemächtigt hat. Mit den Hochelfen, die mich seit jeher verachteten, hat sie nun einen mächtigen Verbündeten. Sie will mich vernichten“, er stand auf und kam auf mich zu. Ich war sehr unsicher geworden. Es verwirrte mich. Hatte ich zwar gewusst, nicht viel zu wissen, so überraschte es mich dennoch sehr, dass es für Gardona sonnenklar zu sein schien. Er stand mir gegenüber. „Ich habe großes Glück, dass Gotlinde zurückgekehrt ist. Wer weiß, was man mit ihr in Tffahn angestellt hätte, wenn sie herausgefunden hätten, dass sie meine Schülerin ist“, sagte er. Er war voller Energie. Er war wütend. „Ihr müsst hier bleiben, in Sicherheit. Ein ganzes Heer wird euch beschützen, dafür ist gesorgt. Es wird dauern, bis ich die Hexe aufspüre und noch länger, bis ich sie vernichtet oder zumindest vertrieben habe. Ich dachte, die Kämpfe würden hier enden, doch selbst hinter dicken Mauern, versucht sie mich zu besiegen“, er wandt sich wieder seinem Thron zu, auf den er sein Buch gelegt hatte. „Wieso sollte mein Bruder

mit dieser Hexe einen Pakt schließen? Wieso hasst sie dich so sehr?“, fragte ich verzweifelt. „Beides kann ich dir leider nicht beantworten, aber es ist, wie es ist“, antwortete Gardona. „Nun soll ich dir einfach blind vertrauen? Willst du etwa gegen alle in den Krieg ziehen?“, fragte ich vorwurfsvoll. Gardona lief langsam in Richtung des riesigen Regals voller Bücher, das sich ringsum an der Wand des Turms befand. Er sah hinauf: „Krieg ist schrecklich. Es ist schwierig jemanden davon zu überzeugen, der nicht sehen will, was Krieg eigentlich bedeutet. Meistens werden Kriege von jenen begonnen, die am wenigsten daran teilhaben werden. Wenn die Hexe vertrieben ist, dann wird sich der König, dein Bruder, hoffentlich nicht mehr um mich scheren. Ich fürchte nur ...“, er hielt inne. Langsam drehte er sich zu mir. Ich stand die ganze Zeit am selben Fleck. Erwartungsvoll wie immer, wie jemand, der nur allzu sehr vom Handeln und den Entscheidungen anderer abhängig ist. Es hatte mich geduldig gemacht, das Warten. „Ich fürchte nur, sie wird nicht gehen. Sie kennt keine Skrupel mehr“, sagte Gardona schließlich. Er kam wieder auf mich zu. „Schade. Ich hatte dich schon als Schüler aufgenommen, in Gedanken zumindest. Wer alt ist, hat vieles weiterzugeben, nehme ich an. Ich breche nun auf, aber zerbrich du dir nicht den Kopf über alles, was ich dir vorenthalte. Es ist einfacher so. Ist Gotlinde in ihrem Zimmer?“, seine Worte endeten mit einer einfachen Frage, die mich vom Nachdenken kurzzeitig abhielt. „Ja, ich nehme es an. Sie wollte eigentlich nachkommen“, antwortete ich. In diesem Moment öffnete sich die Tür des Turms. Gotlinde betrat den Turm. Wir sahen sie beide an. „Stimmt etwas nicht?“, fragte sie. Sie trug ein weites blaues Kleid aus glänzendem Stoff. Sie sah nicht mehr verschlafen aus. Sie trug Stiefel, die bei jedem Schritt ein deutlich hörbares Geräusch machten. Wir antworteten nicht. „Ich dachte, wir gehen an den See, die Sirenen besuchen, du weißt schon, die Schwestern des Wassermanns“, fügte sie hinzu während sie weiter auf uns zukam. Sie sah keinen von uns dabei an. „Ihr solltet hier bleiben! Ich wollte mich verabschieden und dir raten, hierzubleiben. Zweiteres habe ich nun getan. Ich spüre diese Hexe auf! Gardona klang sehr entschlossen, sehr ernst, sehr bestimmend. Das gefiel Gotlinde nicht besonders., aber sie nickte ihm bloß zu und fügte ein einfaches „Na gut“ hinzu. Gardona nickte mir daraufhin zu und ging zur Tür. „Bis dann“, sagte er noch, bevor er die Tür hinter sich schloss.

„Beunruhigt?“, fragte sie mich. „Das mit meinem Volk macht mir zu schaffen“, antwortete ich. „Deinem Volk?“, fragte sie. „Den Hochelfen. Ich hoffe noch, dass Gardona sich irrt. Er erzählt sehr wenig“, ich ging langsam ebenfalls auf die Tür zu. „Er vertraut keinem, glaube ich. Absichtlich nicht einmal jenen, die er eigentlich mag. Dafür müssen wir ihm nun vertrauen, bis er zurückkehrt, denke ich“, sie war sich nicht ganz sicher, aber sie hatte sich dafür entschieden. Ich folgte ihrer Entscheidung und wollte abwarten, bis Gardona zurückkehrte. Also nickte ich zustimmend. „Du schreibst viel?“, fragte ich, etwas zurückhaltend. Sie sah mich verwundert an. „Die Bücher auf deinem Schreibtisch. Vorgestern hast du doch gesagt, du hättest sie geschrieben, über alles, was dir so in den Sinn kam“, fügte ich hinzu. „Ach ja, ja, ich habe viel Zeit und wenig Pflichten, so wie du vielleicht. Willst du sie lesen? Du wärest sicher eine Weile damit beschäftigt“, sie wirkte kühl. „Gerne“, antwortete ich freundlicher. „Na dann los, bevor wir hier noch verrotten!“, sagte sie aufgeweckt. Wir kehrten in ihr Zimmer zurück. Sie holte eines ihrer Bücher aus dem Regal. Wir legten uns auf den Strohhaufen und sie schlug es auf, blätterte ein Wenig darin und las mir einige Stellen vor. Ich hörte kaum auf den Inhalt, mehr auf die Art, wie sie es vorlas. Ich tat als würde ich mitlesen, beobachtete meist aber ihr Gesicht aus dem Augenwinkel heraus. Ich wollte mehr über sie herausfinden. Es war beinahe ein Drang, keine reine anfängliche Neugier, es war vielmehr Angst. Angst vor Missverständnissen. Irgendwann hörte sie auf zu lesen. Draußen rauschte der Regen hinab. Es war kühl, die Luft war feucht. Ich mochte dieses Gefühl. Es erinnerte mich an die regnerischen Tage meiner Kindheit, draußen auf den Wiesen und in den Wäldern. Alles scheint wie leer gefegt. Man bewegt sich durch einen Schleier von Tropfen. Alles verschwimmt miteinander, man möchte zur Ruhe kommen. Sie legte das Buch neben dem Strohhaufen auf den Boden. Wir waren still. Lange lagen wir dort, so lange bis ich irgendwann die Augen schloss. Obwohl ich bereits lange geschlafen hatte, schlief ich erneut ein. Ich schob es auf das Wetter. Dieses Mal wachte ich

zuerst auf, da wünschte ich mir Gardona würde ewig fortbleiben. Wir lagen beide seitlich in Richtung der Wand. Sie hatte ihren linken Arm um mich auf meine Brust gelegt. Sie schlief tief und fest. Sie war ein wenig zusammengekauert, eng an mich gedrückt. Ich spürte das Pochen ihres Herzens an meinem Rücken. Ich hörte ihren leisen Atem, gleichmäßig. So wollte ich ewig verweilen. Ich lächelte zufrieden vor mich hin. Irgendwann wachte sie auf. Einige Tage vergingen. Es war eine halbe Ewigkeit. Ich hatte das Gefühl ein zweites, weiteres Leben zu leben, abseits von allem, was mir bis dahin bekannt gewesen war. Gardona war die meiste Zeit unterwegs. Er suchte die böse Hexe. Es fiel mir schwer, mir das vorzustellen. Zweifellos ging er nicht mal eben in jeden nahegelegenen Wald und drehte Äste um, weil sie sich darunter vielleicht verbergen könnte. Gotlinde und ich hatten viel Zeit füreinander. Es hätte sicherlich länger gedauert, sich kennenzulernen, wären wir unter anderen Leuten gewesen. Wir waren allein, wir schwiegen sehr viel, dann redeten wir wieder, mal sie, mal ich, es gab keine Regeln, wir ließen das höfliche Gehabe. Sie las mir vor, was sie geschrieben hatte, irgendwann las ich es selbst, während sie spazieren ging, etwas Neues schrieb oder nach irgendeinem Dämon sah. Die Dämonen erschienen mir merkwürdig. Ich hatte irgendwie Mitleid mit ihnen. Sie sprachen kaum ein Wort, sie taten alles, was man ihnen auftrug. Sie waren die perfekten Diener. Gotlinde kannte die Namen vieler von ihnen. Sie sprach freundlich mit ihnen, was mich manchmal amüsierte, da sie keinen Ausdruck von Gefühlen zeigten. Abends, wenn Gardona zurückkehrte, aßen wir gemeinsam im Turm. Wir sprachen lange und ausführlich über viele Dinge, wir lernten uns besser kennen. Gardona war sogar zum Scherzen aufgelegt, manchmal zumindest. Er war Gotlinde wie ein besorgter Vater. Sie war einfach alles für ihn. Sie selbst zeigte es nicht, es war für sie einfach selbstverständlich, dass er auch für sie alles war. Ihre Einsamkeit hatte sie über die Jahre stark geformt. War sie am Anfang vielleicht sogar aus Übermut direkt gewesen und hatte mich hier her geführt, so stellte sich bald heraus, dass sie sehr unsicher war, was viele alltägliche Dinge betraf. Sie hatte Umgang mit Menschen und anderen Wesen gehabt, war sich aber nicht sicher, ob ihr Verhalten so angebracht war. Ihre Fähigkeiten waren unglaublich, aber laut ihren eigenen Aussagen noch weit von jenem entfernt, was Gardona zu tun vermochte. Sie beherrschte ihre Umgebung, schien es mir. Sie konnte die Erde zum Erzittern bringen, einen Sturm aufziehen lassen, das Mächtigste aber, was ihr in den Sinn kam, war die Beherrschung des Feuers. Ihr Meister, der den Stab des Feuers besaß, der Herrscher des Dämonenvolks, war ein wahrer Feuermeister. Mein Bruder Dararos hatte als legitimer Nachfolger meines Vaters den Stab des Wassers geerbt. Das Hochelfenvolk, das ursprünglich aus der Tiefe des Meeres kam, war seit jeher dem Wasser verbunden. Hier sah ich nun den Gegensatz, in viel ruhigerer, weniger prunkvollen Umgebung. Gotlinde besaß so viel Macht, die sie noch nie wirklich einsetzen musste. Sie übte sich im Kampf, sie war die gemachte Anführerin. Am meisten interessierte mich jedoch die Zeit vor Gardona. Ich hatte kaum Vorstellung davon, wie es sein musste, in ärmlichen Verhältnissen im Dreck aufzuwachsen. Sie sprach nicht gerne davon, sie wurde schnell ruhig und ich hörte auf zu fragen. Umgekehrt sprach ich nicht gerne über die Kämpfe, die ich schon hinter mir hatte. Im Namen unseres Königreiches Tjahn hatte ich gemordert. Für mich bestand damals kein Zweifel, dass meine Seite die richtige war, doch inzwischen war es längst nicht mehr so. Ich vergaß den Tag mit den Menschen aus Wallfurt allmählich. Ich bemühte mich, nicht an die Höhle oder meinen Traum zu denken. Gardona hatte nun den Kristall, ich war befreit. Obwohl wir bereits zusammen in ihrem Zimmer geschlafen hatten, distanzierten wir uns, was die Zärtlichkeit betraf schnell wieder. Wir waren einander nicht abgeneigt, ganz im Gegenteil, wir verstanden einander sehr gut. Wir waren ernst und ruhig, wir warteten ab. Gotlinde schmiedete Pläne, sie wollte Gardona dazu bewegen, sich anderen Völkern wieder zu öffnen. Sie wusste von der Gefahr und nahm sie ernst, aber hielt es für eine schlechte Lösung, sich ewig zu verstecken. Sie war es leid und durch mich war ihre Entscheidung, in eine neue Welt aufzubrechen endgültig. Für mich war es umgekehrt. Ich liebte den Ort an dem wir waren. Wir blieben nur am ersten Tag im Flammturm, die Tage darauf gingen wir zum See, wir trafen die Fischweiber, wir gingen erneut zur Flammburg, wir wanderten den Berg hinauf und

hinab. Es gefiel mir, weil es ruhig war.

Das war es, was zwischen uns stand, was uns das Gefühl gab, unsere Beziehung würde nicht lange wären. Sie wollte aufbrechen und ich wollte bleiben. Ich hatte gesehen, wonach sie sich sehnte und sie, wonach ich mich sehnte. Es war eine Kleinigkeit, aber sie überschattete all die schönen Momente. Es musste eine Entscheidung fallen, eine Veränderung kommen, sodass wir uns einer neuen Zukunft bewusst waren. Dann wären wir bereit, von allen Hindernissen abzusehen.

Gardona begann mir tatsächlich viele praktische Dinge beizubringen, in sehr kurzer Zeit. Gotlinde führte es weiter aus, den restlichen Tag lang, so lernte ich selbst vieles über die Magie. Schließlich konnte ich das Wachsen von Pflanzen beeinflussen und sogar auf eine sehr einfache Weise mit manchen Tieren sprechen. Ich liebte die Natur und jedes Tier darin. Kaum sah ich ein Reh oder einen Steinbock, war ich vollkommen fasziniert. Die Begeisterung für das Natürliche fehlte in meiner Heimat am Hofe völlig. Es gab Gelehrte, die forschten, aber sie akzeptierten nicht was sie sahen, sie liebten es nicht einfach, weil es schön war. Sie dokumentierten es, sie untersuchten es, sie wollten es kontrollieren. Ich lernte, dass Magie keine reine Kontrolle war. Wie alle Handlungen, war sie ein Versuch, mit Vorhandenem zusammenzuarbeiten. Man benötigte enorme Willenskraft. Die Hochelfen, wie die Menschen, scheiterten jedoch daran, wie Gardona und Gotlinde mich lehrten, das Falsche zu wollen. Sie hörten nicht zu. Ich legte meine Hand auf die Erde und lernte zu spüren, was die Erde spürte, so gab ich einen Teil meines Willens auf, um eine Blume wachsen zu lassen. Es faszinierte mich, jedoch ließ ich die Dinge lieber wie sie waren. Es machte mich noch müder, meinen Willen abzugeben, um zu zaubern. Gotlinde schien unerschöpflich zu sein. Wenn sie müde war, hörte sie einfach auf es zu sein. Das machte mir Sorgen. Sie verletzte sich und hielt dennoch nicht inne. Ich bewunderte zugleich diese Stärke, aber wusste nicht, woher sie kam. Schließlich nach jenen Tagen, liefen wir abends am großen See entlang. Wir trugen nun immer Rüstungen, die uns die Dämonendiener angelegt hatten, zu unserem Schutz vor was auch immer die böse Hexe schicken sollte. Zudem hatte ich zusätzlich zu meinem Schwert, einen Bogen und eine große Lanze dabei. Gotlinde trug nur ihr Schwert an der Rüstung. Sie hätte alles Mögliche mit einem Sturm aus Flammen hinwegfegen können, wenn sie nur darauf gefasst war. Es war Gardonas Bitte gewesen, die uns zu diesem Schritt brachte. Wir fühlten uns wie in einer fremden Welt in unseren Rüstungen und hatten unseren Spaß daran. Ja tatsächlich, wir lachten darüber. Ob die Rüstungen wirklich einen Zweck hatten, war uns egal. Wir fanden es amüsant schwer bewaffnet am See entlang zu laufen, jeder in Gedanken versunken, vollkommen friedlich. Es war noch nicht besonders dunkel, es dämmerte aber schon. Die Bäume waren immer wieder vom Rot der Abenddämmerung durchzogen. Es war sehr still, wir sprachen schon eine ganze Weile nicht miteinander. Nur unser schweres Rüstzeug machte Geräusche, an die wir uns längst gewöhnt hatten. Nach einiger Zeit des gemütlichen Dahinlaufens, sahen wir Krähen am Himmel kreisen. Sie krächzten laut. Es wurden immer mehr und mehr. Sie kreisten über einer Stelle über dem Wald, ein Stück weiter weg vom See. Ich sah Gotlinde fragend an. Sie wusste auch nicht, was los war, also gingen wir zu der Stelle, über der die Krähen kreisten. Durch die Stämme der Nadelbäume erkannten wir etwas größeres Schwarzes. Viele Krähen saßen darauf oder daneben. Es musste ein Tierkadaver sein. Tatsächlich, Gotlinde ging näher auf ihn zu und verscheuchte die Krähen so gut es ging, aber sie kamen schnell zurück und pickten auf den Leib des Wesens ein. Ich aber blieb stehen und sah zwischen den zahlreichen Stämmen des Waldes hindurch, um irgendetwas zu erkennen. Ich hielt meine Lanze bereit in beiden Händen, blieb aber ungewöhnlich ruhig. Es war eine der bärenartigen Bestie. Es rief die bösen Erinnerungen zurück, doch hatte er Tod einen beruhigenden Beigeschmack, der uns beiden die Angst nahm. Vielmehr ernsthaft und bestimmt als vorsichtig betrachteten wir den toten, haarigen Körper des ungeheuer großen Wesens. Ich sah hinauf in den Himmel zu den über uns kreisenden Krähen, die inzwischen zu einem ganzen Schwarm geworden waren. Es wunderte mich, dass es hier oben so viele Krähen lebten, aber das Ganze hatte sowieso schon etwas Unheimliches. Gotlinde hatte sich zum Wesen hinabgebeugt. Es stank noch nicht

einmal besonders. „Hier, sieh mal“, sagte sie und deutete auf die Mitte des toten Leibs. Ich senkte meine Lanze. Auf den Knien betrachtete ich eine große runde Eintrittswunde im Leib der Bestie, auf die Gotlinde gedeutet hatte. Ich verzog mein Gesicht. „Wurde sie aufgespießt?“, fragte ich. „Anscheinend. Wir sollten meinen Meister holen“, antwortete sie. Wir standen beide auf und sahen uns aufmerksam um. Wir schwiegen eine Weile. „Gehen wir zurück“, sagte ich schließlich. Wortlos wandten wir uns der Bestie ab und gingen zurück, aus dem Wald hinaus an den See. Wir liefen ein Stück des Weges zurück, von dem wir gekommen waren. Als wir an eine Lichtung kamen, zog ein starker Sturm auf. Die Bäume schwankten im Sturm. Äste brachen ab. Sie fielen hinab und zerschmetterten auf dem Boden. Kurz darauf trat der Regen ein. Es goss hinab als würden die Wolken ganze Meere entleeren. Es war schlecht für unsere Rüstungen, aber das war unsere kleinste Sorge. Wir kämpften uns vorwärts durch den Sturm und das Wasser, versuchten abseits der Bäume zu gehen, was kaum möglich war, um nicht von einem herabfallenden Ast erschlagen zu werden. Plötzlich hörten wir ein leises Galopieren hinter uns. Als wir uns umdrehten, saubte schon ein weißes Pferd an uns vorbei. Wir hatten es durch den Sturm erst so spät gehört. Wir erschrakten und duckten uns, dann richteten wir uns schnell wieder auf und sahen dem weißen Pferd nach. Es verschwand schnell im Regen zwischen den Bäumen, die teilweise von der Kraft des Sturms umgeworfen wurden. Die Rüstungen machten uns immerhin schwerer, sodass wir nicht einfach hinweggefegt werden konnten. Das Vorankommen wurde immer mühseliger. Bald galoppierte das weiße Pferd erneut, dies mal zu unserer Rechten, an uns vorbei. Es war unglaublich schnell. Wir konnten kaum etwas erkennen. „Gehört es euch?“, rief ich Gotlinde mit aller Kraft zu. Sie schüttelte mit vom Regen verzogenen Gesicht den Kopf. „Nein!“, antwortete sie. Ein kräftiger Windstoß trug sofort den Klang ihrer Stimme davon. Ich erriet es nur. Das Pferd tauchte galoppierte in einem engeren Kreis um uns herum. Ich glaubte irgendetwas an seiner Stirn erkennen zu können, das dort befestigt war. Als es wieder vor uns stand, scharrte es mit seinem linken Vorderhuf den Boden auf. Es schnaubte und schüttelte seinen Kopf. Ich versuchte den Gegenstand auf der Stirn zu erkennen, jedoch war es beim starken Regen nur möglich einzelne, voneinander abgehackte Bilder zu erkennen. Es senkte seinen Kopf. Im nächsten Moment erkannte ich, wie es bereits auf uns zu galoppierte. Wir erschrakten. Gotlinde wich nicht aus also stellte ich mich mit der Lanze im letzten Moment vor sie, steckte die Lanze mit dem hinteren Ende in die vom Regen aufgeweichte Erde, kniete mich auf den Boden und hielt die Lanze mit beiden Händen fest. Eigentlich wollte ich das Pferd nicht töten, aber genauso wenig wollte ich, dass es einen von uns beiden einfach niedertrampelte. Kurz vor der Lanzenspitze stoppte das Pferd und bäumte sich auf. Es wieherte laut und fiel mit den Vorderbeinen zurück auf den Boden, während es einen Schritt rückwärts machte. Gotlinde ging an mir vorbei. Ich hatte einen kurzen Schockmoment erlebt und war wie gelähmt. Gotlinde fasste mit ihrer Hand an den Hals Pferdes. Es war nicht scheu, es bewegte sich kaum. Gotlindes Hand zitterte. Es war bitterkalt. Meine Ohren schmerzten durch die Nässe und den darauf treffenden Wind. Gotlinde streichelte den Hals des Pferdes und betrachtete den Gegenstand auf dessen Stirn mit großem Staunen. Ich erhob mich schließlich wieder und kam zu ihr. Es war ein silbernes, langes Horn, nicht etwa befestigt, sondern angewachsen. Tatsächlich hatten wir ein Einhorn vor uns.

Die Kälte, verstärkt durch die starke Nässe, ließ unsere Gesichter erstarren. Jede Bewegung schmerzte. Mein unbedachter Einsatz mit meiner Lanze hatte mich überanstrengt. Ich war davor bereits nahezu am Ende meiner Kräfte gewesen, doch nun war ich völlig außer Atem. Ich schnaufte förmlich. Während Gotlinde das weiße Tier, dessen Fell völlig durchnässt war, bewunderte, erinnerte ich mich an Tage meiner Kindheit. Dies war nicht das erste Einhorn, das ich zu Gesicht bekam. Es war das zweite. Gemeinsam mit meinem Bruder war ich vor mehr als zehn Jahren einem Einhorn bis tief in den Wald hinein gefolgt. Später, zurück in einem Landsitz unserer Eltern, glaubte uns keiner unsere Geschichte, so selten waren Einhörner. Bei all den wundersamen Dingen, die diese Welt barg, war es wahrscheinlicher, einem Drachen, ja selbst einem wie Gardona zu begegnen als einem Einhorn. Da fiel mir auf einmal die Höhle wieder ein, auf die wir stießen als

wir jenes Einhorn verfolgten. Die Gedanken wurden jedoch sogleich wieder undeutlicher. Mit großer Mühe versuchte ich stark zu bleiben, hatte jedoch schon von der eisigen Kälte Fieber bekommen. Das Einhorn vor uns wandt sich ab und schnaubte kräftig, wobei es seinen Kopf auf und ab bewegte. Es wirkte beinahe so als würde es mit seinem mächtigen silbernen Horn in die Richtung deuten, aus der es auf uns zugaloppiert war. Schließlich galoppierte es tatsächlich in diese los.

Der Anblick von Gotlindes Gesicht machte mir große Sorgen. Sie sah halb erfroren aus. Ihre Haare waren völlig durchnässt. Der peitschende Wind und Regen nahmen einfach kein Ende. „Frierst du nicht?“, rief ich ihr mit aller Kraft zu. Sie hörte mich nicht, stattdessen sah sie mit glänzenden Augen dem Einhorn nach. „Wir sollten umkehren!“, rief ich nochmals aus vollen Halse. Das Fieber machte mir schwer zu schaffen. Zudem schmerzte allein schon das Öffnen des Mundes. Gotlinde aber kämpfte weiter gegen den Sturm an, um dem Einhorn, das bis auf das Horn äußerlich nichts Besonderes an sich hatte, sondern bloß einem weißen Schimmel glich, zu folgen. Für mich war es ein schlechtes Zeichen. Ich erinnerte mich wieder für einen Moment an mein Kindheitserlebnis, bei dem etwas Sonderbares mit meinem Bruder und mir passiert war. War er mit großer Furcht aus der Höhle des Einhorns zurückgekehrt, so hatte ich eher ein starkes Gefühl der Schuld zu tragen gehabt. Wieder befürchtete ich das Schlimmste im Zusammenhang mit den jüngsten Ereignissen. Wir kämpften uns dennoch vorwärts, auch wenn Gotlinde inzwischen bemerkt hatte, das ich damit großes Unbehagen verband, ihre Neugier schien jedoch zu groß zu sein. Schließlich kamen wir nach einer halben Ewigkeit des mühsamen Vorankämpfens durch einen dichten, gefährlich lebendigen Wald, in dem uns Äste auf den Kopf fielen und uns die nasse Sturmwelle immer wieder am Vorankommen hinderte, an einen größeren Hügel. Er war vielleicht noch hundert Schritte von uns entfernt, da erkannten wir wieder die Umrisse des Einhorns am Rand des Hügels. Als hätte ich seine erste Erscheinung für ein Trugbild gehalten, glaubte ich nun daran und auch daran, dass Gardona meinen Bruder Dararos zurecht verdächtigte, an der ganzen Sache teilzuhaben.

Da packte ich Gotlinde mit meiner rechten Hand an ihrer linken Schulter und rief ihr durch den Sturm zu: „Lass uns umkehren! Das bedeutet nichts Gutes, ich erkläre es dir später!“ Sie sah meine Bedenken, meine begründete Furcht, aber sie wollte das Risiko eingehen. Sie sah mich verständnisvoller denn je an, als nähme sie Rücksicht auf mich und wollte mir sagen, ich müsse nicht mitkommen, denn es sei nun ihr eigener Weg, den sie beschreite. Dann kämpfte sie sich weiter nach vorne. Ich umklammerte meine Lanze fest und versuchte trotz meines zunehmenden Fiebers und der eisigen Kälte, die Umgebung mit meinen Augen nach weiterem Unheil abzusuchen, konnte aber nichts erkennen. Gotlinde hatte sich bereits ein Stück weit von mir entfernt und stapfte in ihrer schweren eisernen Rüstung weiter nach vorne hin zum Hügel. Durch mein körperliches Unbehagen kam mir der sonst so sehr von mir geliebte Wald gar nicht mehr schön vor. Gotlindes langes, nasses Haar wurde nach hinten geweht. Es flatterte in alle Richtungen und sah wie eine große, wilde Flamme aus, die sich von einem stürmischen Regen wie diesem nicht einfach löschen lassen würde. Sie musste unheimlich frieren. Wieso wollte sie unbedingt weitergehen, fragte ich mich. Wir kamen dem Hügel langsam näher, da riss es eine große Buche ein Stück vor uns, zu unserer Rechten, aus der Erde. Sie schmetterte unmittelbar vor uns mit ihrer Krone in das Geäst eines anderen Baumes zu unserer Linken. Sie lehnte nun schräg an den anderen Baum, sodass man unter ihr hindurchlaufen konnte. Sie verdeckte jedoch die Sicht auf das Einhorn, das sich bis dahin die ganze Zeit in unserem Sichtfeld befunden hatte. Das veranlasste Gotlinde dazu, sich mit noch größerer Mühe vorwärts zu kämpfen, um es wieder ins Sichtfeld zu bekommen. Wir gingen unter der umgekippten Buche hindurch. Das Einhorn trabte eine Art Weg entlang des Hügels hinauf. Gotlinde wurde immer schneller und mein Fieber immer stärker. Meine Beine waren schwer, die Lanze in meinen beiden Händen war schwer und ich versuchte mit mir selbst zu kämpfen, aber langsam wurde der Abstand zwischen uns immer größer und größer. Ich stützte mich auf meine Lanze. Ich musste kurz innehalten. Schon eine ganze Weile spürte ich mein Gesicht nicht mehr, also fasste ich es mit

meiner linken Hand an. Jede Berührung schmerzte. Nach einer Weile ging ich weiter. Der Sturm ließ allmählich nach, da ihm der Hügel nun im Weg stand. Ich benutzte meine Lanze wie einen Wanderstab. Gotlinde war bereits auf dem Weg nach oben. Das Einhorn war verschwunden. Es dauerte sehr lange bis ich oben auf dem Hügel angekommen war. Ich hatte große Furcht, was mich erwarten würde und ob Gotlinde etwas passiert war. Bevor ich sehen konnte, was es oben mit dem Hügel auf sich hatte, blitzte es dort oben rötlich auf, als wäre für einen kurzen Moment ein großes Feuer entfacht worden, dann wieder und wieder. Mit einem Ruck nahm ich alles zusammen, was meine schweren Beine noch hergaben. Ich schrie auf vor Schmerzen und Entschlossenheit. Voller Furcht versuchte ich so schnell wie möglich, das zu erblicken, was dort oben vor sich ging, kam mir dabei aber wie eine elend langsam kriechende Schnecke vor. Endlich sah ich über die Spitze des Hügels hinweg Gotlindes mit Schlamm bedeckte Stiefel, dann wanderte mein Blick an ihr hinauf, während ich weiter auf sie zulief. Sie stand am vorderen Rand des Hügels, in Richtung des Sturms. Es war ein unglaublicher Anblick, je näher ich ihr kam. Sie hob wieder und wieder ihren rechten Arm und schleuderte mit ihrer Hand gewaltige Flammen den Hügel hinab, die den Himmel erleuchteten. Es donnerte bei jedem Flammenstoß. Überstürzt vergaß ich alles, versuchte zu rennen, doch es gelang mir nicht. Das Fieber war zu stark und meine Beine waren zu schwer. Quälend langsam kam ich näher zu ihr. Der Sturm peitschte in ihre Richtung. Er warf mich hier oben, völlig schutzlos, beinahe zu Boden, doch sie stand einfach da vollkommen furchtlos und stark und schlederte die Flammen mit solcher Leidenschaft den Hügel hinab in den Wald als wäre sie selbst eine Göttin des Feuers und würde die Welt mit ihrer Macht verschlingen. Ihre Hände leuchteten bläulich. Ich hielt mir bei jeder riesigen Flamme den linken Arm vor meine Stirn. Es war fürchterlich und wunderschön zugleich. Endlich konnte ich in den Wald hinabsehen, da ich nun nur noch ein kleines Stück weit neben ihr stand. Dort waren bereits riesige Schneisen aus Asche und der gesamte Abhang war ebenfalls verbrannt. Da sah ich eine schwarze Kreatur nach der anderen aus den hinteren Bäumen auf den Hügel zurennen. Ein ganzes Rudel, doch Gotlinde verbrannte sie alle, sodass nichts als Asche von ihnen übrig blieb. Sie schrie nicht, sie war nicht zornig, sie war ernst und das ließ mich erschauern. Die Kreaturen kamen und kamen, aus allen Ecken des Waldes vor uns und starben, ohne den Hügel überhaupt erst erreicht zu haben. Mein Fieber raubte mir jeden Gedanken. Gotlindes gewaltige Feuersbrunst wärmte mich auf, doch war mir immer noch bitterkalt. Plötzlich kam zu meiner Linken auf dem Hügel eine der schwarzen Kreaturen herangeprescht. Ich erkannte sie, wie ich es bereits vermutet hatte, als eine Bestie, wie wir sie bei Wallfurt getötet hatten. Zitternd versuchte ich meine Lanze anzuheben. Mir war eiskalt und ich fürchtete mich, denn alles in mir fühlte sich bereits nach Tod an. Die schlechten Erinnerungen an Wallfurts Leid gaben mir keine Kraft, wie ich hoffte. Ich war einfach zu schwach. Die Lanze fiel mir aus der Hand. Ich kniete mich hin, hinein in den Schlamm, um sie aufzuheben, doch die Bestie war schon zu nah, da zog ich knieend mein Schwert und umklammerte es zitternd mit beiden Händen, doch Gotlinde schmortete schon einen dünnen Feuerstrahl auf die Bestie, der sich durch den Kopf der Bestie bohrte und sie zu Staub machte. Ich drehte meinen Kopf zu Gotlinde, weil sie mein Leben gerettet hatte, doch sie erwiderte keinen Blick. Es schien mir, als hätte sie vor, den ganzen Wald in Flammen aufgehen zu lassen. Erschöpft lehnte ich mich an einen Fels auf dem Hügel und sah ihr bei ihrem Kampf zu. Mit meinem Schwert in meiner rechten Hand schämte ich mich, dass ich ihr nicht beistehen konnte.

Ihr Inferno endete schließlich. Anscheinend kamen keine Bestien mehr aus dem Wald. Der Sturm hatte stark nachgelassen. Es tröpfelte nur noch leicht. Halb erfroren stützte ich mich auf mein Schwert und stand so gut es ging, halb lächelnd auf. Bewundernd wollte ich ihr etwas zurufen, irgendwas, da fiel sie auf ihre Knie und kurz darauf auf den schlammigen Boden neben ihr. Ich erschrak, mehr als bei jeder der Bestien, die mich hätten vernichten können. Meine Angst stieg ins Unermessliche. Halb wahnsinnig vor Fieber humpelte ich zu ihr, da ich zum Rennen immer noch nicht ausreichend Kraft hatte. Vorsichtig drehte ich sie um. Ihr Gesicht war mit schlammiger Erde verschmirrt, ihr Haar, ihre Rüstung, alles war nass und schlammig. Ich wischte ihr den Dreck so gut

es ging aus dem Gesicht. Es schimmerte bläulich, so wie ihre Hände. Aufgeregt rief ich ihren Namen, rüttelte sie, gab ihr eine leichte Ohrfeige, doch sie reagierte nicht. Ich fühlte mit meiner rechten Hand nach ihrem Puls an ihrem Hals. Sie lebte, war aber scheins bewusstlos. Ich holte mein Schwert, ließ die Lanze liegen und legte in Windes Eile meine Rüstung ab. Dann entfernte ich ihre Rüstung und Waffen (SCHWERT????? welche Waffen hat Gotlinde dabei). Mit aller Kraft, die ich noch aufbringen konnte, hob ich Gotlinde mit beiden Händen hoch und legte sie vorsichtig über meine Schultern, um sie besser tragen zu können. Dabei schrie ich vor Anstrengung kurz laut auf. Es kam mir noch tausendmal langsamer vor als die Geschwindigkeit mit der wir hergekommen waren, aber nicht mühsamer trotz der unglaublichen Belastung durch Gotlinde auf meinen Schultern, mein Fieber und meine beinahe schon verkrampften Beine. Irgendwie kam ich voran. Ich hörte auf zu denken, ich hörte auf zu fühlen, ich sah nur noch eine Aufgabe vor mir, ich wollte laufen, bis ich vor Erschöpfung umfiel. Ich trug sie den Hügel in jene Richtung hinab, aus der wir gekommen waren. Als ich an der umgekippten Buche angekommen war, hörte ich ein leises Schnauben. Ich drehte mich nur kurz um, um einen Blick nach hinten zu werfen, da sah ich wieder das Einhorn, wie es vor dem Hügel stand, doch ich kümmerte mich nicht weiter darum. Mein Fieber war so stark, dass ich alles nur noch verschwommen wahrnahm. Ich war mir nicht einmal mehr mit der Richtung sicher, aus der wir gekommen waren, überquerte aber schließlich die Lichtung, auf der wir dem Einhorn begegnet waren. Es stürmte und regnete nicht mehr und der Wald war wieder friedlich. Ich hielt ein paar Mal inne und setzte Gotlinde völlig erschöpft ab. Meine Beine fühlten sich geschwollen an, meine Füße wie Brei und auch mein Gesicht schien geschwollen zu sein. Meine Ohren spürte ich immer noch nicht wieder. Ich entfernte den Schlamm von ihrer Kleidung und aus ihren Haaren. Ich fühlte mich wie ein Kind, das die Tapferkeit eines kühnen Helden bewundert, jedes mal, wenn ich in ihr schönes Gesicht sah. Sie musste leben. Die Helden mussten immer weiterleben, sonst wäre die Welt nichts mehr wert. Außerdem liebte ich sie abgöttisch. Bis zum See des Wassermanns schaffte ich es, dann spürte ich, dass mich das Leben langsam verließ. Mein Geist und mein Körper waren völlig zerstört. Mit letzter Kraft setzte ich sie unter einem Baum nahe des Seeufers ab. Erschöpft ließ ich mich daneben fallen. Ein Stück weit richtete ich mich wieder auf und lehnte mich an den Baum, unter dem ich sie abgesetzt hatte. Ich nahm sie mit beiden Armen und drückte sie leicht mit ihrem Rücken zu mir an mich, dann schloss ich die Augen.

Zu meinem eigenen Erstaunen erwachte ich wieder. Es fühlte sich merkwürdig an. Zunächst war ich völlig orientierungslos, als hätte ich zum ersten Mal diese Welt betreten. Langsam erkannte ich, dass ich mich in der Grotte des Sees befand. Gotlinde lag mit geschlossen Augen, nicht weit von mir in der Grotte, in Richtung des Seeufers. Um sie herum krochen die beiden Fischweiber, die sich anscheinend besorgt um sie kümmerten. Es war ungewöhnlich warm. Es fühlte sich gut an, es fühlte sich gemütlich an, wenn auch jeder einzelne meiner Knochen schmerzte. Wir beide, Gotlinde und ich, trugen immer noch dieselbe Kleidung wie unter dem Baum, unter dem ich meine Augen geschlossen hatte. Sie kam mir nun nur etwas sauberer vor, nicht mehr völlig verdreckt. Dennoch hatte sie große Löcher, Risse und andere Abnutzungsspuren. Ich blinzelte ein paar mal und versuchte mich an das Licht zu gewöhnen. Draußen war es dunkel, aber die Grotte wurde durch den Wasserfleck in ihrer Mitter erhellt. Zufrieden betrachtete ich erneut die moosbewachsenen Felswand der Grotte. Das grünlich schimmernde Licht und das blaue klare Wasser der Grotte gaben mir ein befriedigendes Gefühl, wie schon an jenem Tag, als ich sie das erste Mal betreten hatte. Langsam richtete ich mich von der Felswand, an die ich gelehnt saß, auf. Dabei war ich nicht besonders leise. Die nackten, großen, blauen, schuppigen Fischweiber bemerkten mich. Das eine mit dem korallenförmigen Bogen kam langsam auf mich zu. „Hats sich erholt?“, zischte es mit besorgtem Ton. Ich hob die Hand, winkte ab und nickte dazu mit einem freundlichen, aber auch erschöpften Gesichtsausdruck. „Geht schon“, sagte ich, um sicher zu gehen, meine Stimme nicht verloren zu haben. Das Weib hielt inne. Es machte einige merkwürdige zittrige, ausweichende Bewegungen. „Es tut uns Leid, so schrecklich Leid. Es hätte nie passieren dürfen, niemals, es tut uns Leid“, es entschuldigte sich bei mir, das Riesenwesen, aber ich starrte nur zu Gotlinde und dem anderen

Weib, dessen Lanze an die Felswand gelehnt war. Schwerfällig ging ich auf Gotlinde zu. Die Schritte schmerzten und ich wurde schnell schwächer, doch die Kälte und das Fieber waren verschwunden. Ich fühlte mich gut. Das andere Weib blickte nun von auf zu mir, nachdem es Gotlinde mit seiner schuppigen und doch menschlichen Hand fast liebevoll über ihr Gesicht gestrichen hatte., während das eine Weib langsam vor mir zurück ins Wasser in der Mitte der Grotte glitt, um Platz für mich zu machen. Auch das andere Fischweib wich fast unterwürfig zurück, als ich mich neben Gotlinde hinkniete. Gotlindes Gesicht schimmerte nicht mehr bläulich. Es war einfach blass. „Wird sie wieder gesund?“, fragte ich, weiterhin hoffnungsvoll und ernst auf ihr Gesicht starrend. „Bestimmt!“, zischte das eine Weib. „Ja, ganz bestimmt!“, ergänzte das andere. Erschöpft von wenigen Schritten lehnte ich mich wieder gegen den Fels. „Wo ist mein Schwert?“, fragte ich. Es war nicht mehr da. Die Fischweiber starrten sich gegenseitig an. Die Bogenschützin schwamm langsam und leise im Wasser der Grotte entlang, die Lanzenträgerin antwortete schließlich halb stotternd: „Wir haben es gut verwart!“. Fragend sah ich die beiden an. „Falls die Wut im Menschen zu groß ist und der Mensch uns erschlagen will!“, zischte die Bogenschützin vom Wasser aus und beugte sogleich ihren Kopf wie eine unterwürfige Dienerin. „Ihr meint, ich sollte wütend auf euch sein und euch erschlagen wollen, nachdem ihr uns gerettet habt?“, fragte ich ungläubig. Ich war viel zu erschöpft als dass ich von selbst irgendwelche Schlussfolgerungen hätte machen können. Erst jetzt erkannte ich, dass etwas nicht stimmte. Ich strich mir über mein Kinn, betrachtete Gotlinde noch mal und fuhr misstrauisch fort: „Was ist passiert? Erzählt schon!“. Doch sie zögerten noch. Erst als ich meinen Blick wieder von ihnen auf Gotlinde bewegte und mich schließlich neben ihr auf den harten Fels setzte, fing die Bogenschützin wieder an, zu zischen: „Sie hat das Einhorn gesehen. Sie ist ihm gefolgt!“ Mit zusammengepressten Lippen fuhr ich mir mit der Hand durch die Haare. Langsam strich mich mit beiden Händen über den Fels am Boden. Ich genoss jedes noch so kleine Gefühl, das keinen Schmerz mit sich brachte. Das unglaublich klare Wasser der Grotte gefiel mir so sehr, dass ich für einen Moment vergaß, dass die Bogenschützin etwas gesagt hatte, ich starrte einfach nur wie gebannt hinein, bis zum felsigen Grund hinab. Erst als sie in mein Blickfeld tauchte und vorsichtig aus dem Wasser glitt, dachte ich über das nach, was sie gesagt hatte. „Woher weißt du das?“, fragte ich misstrauisch. Sie beugte sich zu mir herab, sodass ich in ihre dunkelblauen, glänzenden Augen und ihre tiefschwarze, lange, gespaltene Zunge direkt vor mir sehen konnte. „Wir haben es ihr aufgetragen“, zischte sie traurig. Da sah ich erstaunt zu, wie aus ihren glänzenden Augen silberne Tränen hinab flossen. Es sah aus wie flüssiges Eisen. Sie beugte sich tiefer hinab, bis fast auf den Boden vor meinen Füßen und versuchte sich auf diesem mit ihren menschlichen, schuppigen Händen aufzustützen. Sie war völlig aufgelöst, so kroch sie schließlich in sich zusammen auf ihrem schuppigen Schwanz und schluchzte in diesen hinein.

Ich bekam weiche Knie und wusste nicht so recht, was ich sagen sollte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, zu misstrauisch oder streng mit ihr gesprochen zu haben. Hilfloß sah ich zur Lanzenträgerin hinüber, die ihre Lanze wieder in beiden Händen trug. Sie stand am Eingang der Grotte und sah mit ausdruckslosem Blick zu ihrer Schwester hinüber, dann drehte sie sich um und starrte hinaus in die Dunkelheit. Mit ihrer Lanze und ihrer Besorgnis, wie sie dort stand und Wache hielt, erinnerte sie mich an mich selbst, dabei machte sie einen stärkeren Eindruck als ihre Schwester, nicht wie bei Gotlinde und mir. Mit diesem Gedanken, erhob ich mich langsam. Die Knochen schmerzten, aber es war immer noch gemütlich, in der schön beleuchteten Felsgrotte am See. Zudem war ich bereits zweimal nur sehr knapp dem Tod entgangen, in nur wenigen Tagen. Ermutigt von diesen Gedanken, wollte ich mein Glück teilen, so ging ich ein Stück auf die schluchzende Bogenschützin zu, kniete mich neben ihr auf den Felsboden und strich ihr sachte mit der Hand über ihr dunkles Haar. „Gräme dich nicht!“, sagte ich mit sehr ruhiger Stimme. „Heute sind wir alle noch am Leben.“, fügte ich lächelnd hinzu. Meine Hand erschien mir angesichts ihrer riesigen Haarpracht und ihres enorm großen Körpers geradezu winzig als würde ich einen Riesen streicheln, dem ein leckerer Zwergenhappen entgangen war und der nun darüber äußerst traurig nach seelischem Beistand ersuchte. Ich musste schmunzeln. Hoffentlich würde Gotlinde bald wieder ihr Bewusstsein

erlangen, dachte ich. Gardona hatte einmal mehr Recht gehabt. Es war nicht nur die Verbindung zwischen dem Einhorn und meiner Kindheit, es war auch die Tatsache, dass für uns eine große Gefahr bestanden hatte. Getröstet durch meine inzwischen geistesabwesenden Handbewegungen, sah die Bogenschützin mich langsam vorsichtig wieder an. An ihren blauen Lippen, auf ihrer schuppigen Haut waren überall die silbernen Tränen. Sie wischte sie mit ihrer schuppigen Hand weg. „Du vergibst schnell. Damit hat sie nicht gerechnet! Gotlinde ist mächtig, mächtiger als ihr Meister sich eingestehen wollte. Damit hat sie nicht gerechnet! Ihr beide, ihr beide ... fast wie Schicksal erscheint uns alles“, fuhr sie schließlich ernüchtert fort. Ich stand auf. „Wer hat nicht damit gerechnet? Es gibt kein Schicksal ohne Plan und den, der die Feder dazu führt“, fragte ich, nun wieder ungeduldig, aber ohne jeden Vorwurf. „Gardona hat alle Antworten“, zischte sie und glitt rückwärts hinab ins Wasser. „Leb wohl, junger Mensch. Ihr beide ... ihr beide. Gib gut auf sie Acht, besser als wir!“, rief sie mir zu während sie schon rückwärts in Richtung des Sees schwamm. Dabei rückte auch ihre Schwester, die Lanzenträgerin, wieder in mein Blickfeld, die auf mich zuglitt und mir mein Schwert überreichte. Sie drehte sich wortlos um und verschwand auch am Ufer des Sees, in dessen Tiefe. Stille kehrte ein, nachdem die beiden verschwunden waren. Allmählich fühlte ich mich wieder unsicher. Merkwürdigerweise hatte ich mich nun mehr auf Gardonas und Gotlindes Bekanntschaften verlassen als auf meine eigenen, nachdem mir das Einhorn begegnet war. Doch nun stellte sich heraus, dass auch hier die treuesten Freunde irgendetwas im Schilde führten. Gelassen legte ich das Schwert auf den Boden und setzte mich wieder neben Gotlinde. Welche Schmerzen sie nur ertragen hatte, fragte ich mich während ich schon mit den eigenen zu kämpfen hatte. Meine Schultern fühlten sich an als hätte ich einen Berg auf meinen Schultern aus dem Gebirge ins Tal hinab getragen. Vorsichtig nahm ich Gotlindes linke Hand und betrachtete sie, ohne mir irgendwelche Gedanken zu machen. Ich erinnerte mich an die Zeit als ich den Fischweibern das erste Mal begegnet war, als diese Welt mich noch faszinierte und einschüchterte. Bald dachte ich an meine Heimat, an meinen Bruder, meine Gefährten dort, mein ganzes Leben zog an mir vorüber. Ich wusste, ich würde bald zurückkehren müssen. Am meisten würde ich vielleicht die momentane Stille vermissen, dachte ich. In meiner Heimat war es nur selten still und wenn es still war, hatte ich mich einsam gefühlt. Das war nun anders. In meinem Handeln hatte sich noch nie besonders Tiefsinniges verborgen. Angesichts einer möglichen Verschwörung und politischer Intrigen gegen Gardona durch die Hochelfen machte mir das große Sorgen. Für mich waren derartige Spielchen immer insgesamt die gleiche Art von Lüge gewesen, für die man sich endlos schämt, wenn sie von Freunden begangen wird. Was wenn es zum Krieg käme, nun nachdem wir beide hätten sterben können? Ich konnte mir nicht vorstellen, mich entweder für Gardonas Seite oder die meines Bruders zu entscheiden. Ich wollte mich am liebsten raushalten, falls es soweit käme, aber glaubte nicht daran, dass das ohne Weiteres überhaupt möglich wäre. Gebannt starrte ich auf mein Schwert neben mir, während ich immer noch Gotlindes Hand in meiner hielt.

Woher kam diese Gewalt? Woher dieser Hass? Was trieb uns alle an, immer weiter zu kämpfen? War es das wert? Alles was übrig blieb, war Tod und Zerstörung. Es gab keine glorieichen Siege, nur Tod oder Leben, jagen und gejagt werden, Furcht und Tapferkeit. Es gab keinen Sinn hinter all dem, selbst wenn es einen Grund gab. Waren wir so blind, dass wir alle Schwerter brauchten? Ich schämte mich für das was ich war. Ich musste mir eingestehen, in meiner Rolle als Diplomat niemals wirklich den Frieden gebracht zu haben, nur eine Drohung. Seht, das ist Baradé, der Bruder des Königs. Tut was er sagt, sonst gibt es Krieg! Ich sah es in ihren Gesichtern, die Furcht vor Macht. Ich drohte nie, aber es war ihr Vorurteil. Sie gaben, wenn sie sich fürchteten, nicht weil sie geben wollten. Als Teil der Königsfamilie wusste man niemals, was ein gewöhnlicher Bewohner des Königreichs wirklich dachte. Sie würden es einem vielleicht nicht einmal unter Folter sagen. Es war für sie selbstverständlich, sich zu unterwerfen. Auch die Leute in Wallfurt hatten ein bisschen was davon. Nur in Gardona und Gotlinde, in all den stummen Dämonen und in den Tieren, dort sah ich Hoffnung auf Ehrlichkeit, auf Unvoreingenommenheit.

Erschöpft schloss ich die Augen und sank endgültig in mich zusammen. Die angenehme Wärme der Grotte machte einem das Schlafen sehr leicht.

Wie erwartet erwachte ich nach einiger Zeit wieder. Gotlinde lag neben dem Wasserfleck der Grotte. Sie stützte ihren Rücken auf ihre Arme, die sie auf angewinkelt auf den Felsboden drückte. So hatte sie ihren Hals etwas eingezogen und sah in Richtung des Sees. Es sah nicht besonders bequem aus, aber sie spielte mit ihrer linken Hand etwas im Wasser herum. Ich freute mich, sie wieder wach zu sehen. Da hörte ich sogleich eine mir vertraute Stimme vom See her: „Immerhin gesteht er sich seine Fehler ein!“. Mein Blick wanderte nach rechts. Gardona stand am Eingang der Grotte. Er sprach offensichtlich mit Gotlinde, die etwas geistesabwesend wirkte. Es erinnerte mich daran, wie er wundersam trocken aus dem See herausgeschritten gekommen war. Auch nun war er vollkommen trocken. „Es tut mir Leid!“, sagte nun plötzlich auch Gardona. Langsam stand ich auf. Meine Gelenke schmerzten nun noch mehr als zuvor. Gotlindes Blick wanderte zu mir.

„Entschuldige dich bei ihm!“, rief sie Gardona vorwurfsvoll zu und nickte dabei mit ihrem Kopf in meine Richtung. Ich sah zu ihr dann wieder zu ihm. Erschöpft hob ich leicht die Hand und winkte erneut ab. „Geht schon“, sagte ich, zum zweiten Mal. Meine Stimme war schwach. Gardona schritt mit seinem großen Gewand näher auf uns zu. „Bei euch beiden. Gotlinde, es war eine Lüge, mach dir das klar. Sie lügt, sie manipuliert, das ist ihre einzige Stärke. Das bedeutet nichts!“, antwortete Gardona. Ich sah Gotlinde nun genauer an. Scheinbar machte ihr irgendetwas zu schaffen. Sie sah unglücklich aus, sie hatte ein ausdrucksloses Gesicht. Langsam stapfte ich in ihre Richtung. Mit müder Miene trat ich vor sie und ging vor ihr in die Hocke. „Alles in Ordnung?“, fragte ich leise. Sie nickte ohne mich anzusehen. Stattdessen starrte sie auf das Wasser und zog mit ihrem Finger Kreise. „Der Wassermann und seine Schwestern haben sie in die Irre geführt. Sie folgte dem Einhorn, weil ihr eine Geschichte erzählt wurde, die nicht wahr war. Sie hätte sterben sollen. Ihr beide hättet sterben sollen, aber es kam anders. Darüber bin ich sehr froh“, Gardona versuchte mich aufzuklären. „Wieso haben sie das getan?“, fragte ich verwundert. Ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass sie Gotlinde etwas Böses antun wollten. „Weil auch ihnen eine Lüge erzählt wurde. Es ist der ewige Teufelskreis, mit dem sie ihre sogenannten Feinde vernichten will“, antwortete Gardona. „Sie verspricht ihnen etwas oder droht mit etwas und verlangt als Gegenleistung eine Lüge, einen Verrat, einen Betrug. Den Meisten erscheint es als eine kleine moralische Schwäche, weil sie nicht die Summe, ja das ganze Ausmaß ihres Handelns erkennen können. Diese Hexe aber hat einen großen Plan, der schwere Folgen haben könnte“, fügte er hinzu.

Ich stützte mich wie Gotlinde auf meine Ellenbogen und streckte meine Beine aus. „Das Einhorn! Der Plan! In meiner Kindheit sah ich bereits ein Einhorn. Geht ihr Plan soweit zurück? Steckte diese Hexe hinter dem, was damals meinem Bruder und mir geschah?“, fragte ich erwartungsvoll. „Das nehme ich an. Ich glaube, sie manipuliert deinen Bruder schon sehr lange. Ein Heer der Hochelfen marschiert bereits. Wir haben nicht viel Zeit“, sprach Gardona sehr ernst. Er stand nun da wie ein Kriegsherr vor einer Schlacht, der im Kopf kurz zuvor versucht alles noch einmal zu überblicken, um seine Armee zum Sieg zu führen. „Ein Heer meines Bruders? Hierher? Wieso?“, fragte ich weiter. Es ging mir alles zu schnell. Noch hatte ich kaum etwas von allem verstanden, wenn ich auch wusste, was meinem Bruder und mir damals widerfahren war. „Dein Bruder möchte mich sicher vernichten. Die Hexe ist hinter meinem Stab her, dem mächtigen Stab des Feuers, das ist alles. Ich wollte euch nicht alles erzählen, aber jetzt spielt es keine Rolle mehr. Ihretwegen lebte ich im Exil, unerkant bis sie mich schließlich doch fand. Keiner konnte den anderen bezwingen. Es war ein Kampf, den wir beide verloren. Zwar wusste ich, dass sie noch irgendwo verweilte, jedoch hatte ich gehofft, sie wäre von ihrem damaligen wahnsinnigen Plan abgekommen. Ich habe zu langsam gehandelt. Der Wassermann hat mir bereits erzählt, dass sie dahinter steckt als wir beide, Baradé, das erste Mal hierher kamen. Jedoch sagte er mir, sie hätte Angst und würde sicher nicht selbst auftauchen. Ich dachte, ich hätte es unter Kontrolle, aber was euch gestern auf dem Hügel passiert ist, das wollte ich auf keinen Fall, doch damit ist jetzt endgültig Schluss!“, rief er wütend.

Ich erkannte wieder den Menschen in ihm. Sein wütender Gesichtsausdruck, seine geballten Fäuste. Sein Zorn machte mir große Sorgen. „Was wirst du tun?“, fragte ich vorsichtig. „Zunächst einmal müsst ihr unverzüglich zum Flammturm zurückkehren, damit ihr in Sicherheit seid bevor das Heer deines Bruders auftaucht. Keine Kämpfe mehr! Ihr habt genug getan, nun bin ich am Zug. Wenn das Heer auftaucht, dann auch sicherlich die Hexe“, antwortete er. Er drehte sich um und ging in Richtung des Sees. Draußen war es nicht mehr ganz so dunkel. „Lass mich mit meinem Bruder sprechen! Er hört auf ...“, Gardona unterbrach mich während er auf den See hinausstarrte: „Nein! Er steht unter ihrem Einfluss. Ich risikiere höchstens dein Leben, wenn ich dich gehen lasse oder noch schlimmer Gotlindes, wenn sie dir folgt. Kommt jetzt!“. Er war in Eile. Er sah nicht einmal mehr zu uns, sondern ging einfach weiter am Seeufer entlang. Ich sah zu Gotlinde hinüber. Sie sah immer noch auf das klare Wasser, völlig ausdruckslos. Ich beugte mich langsam zu ihr hinüber: „Gehen wir“, sagte ich freundlich. Sie erkannte an meiner Stimme, dass ich wusste, dass etwas ganz und gar nicht mit ihr stimmte, aber dennoch zunächst Gardonas Anweisung folgen wollte. Nach einem kurzen Zögern sah sie mich an. „Du hast mir das Leben gerettet, dort oben!“, fügte ich so dankbar wie irgend möglich hinzu. Wir standen beide auf und folgten Gardona.

Nachdem wir schließlich im Morgengrauen zum Flammturm zurückgekehrt waren, zogen Gotlinde und ich uns in ihr Zimmer im Turm zurück. Gardona hatte uns angewiesen, den Turm auf keinen Fall mehr zu verlassen, worüber ich ganz froh war. Aber Gotlinde sah immer noch traurig aus, erschreckend traurig, denn sie hatte immer noch den gleichgültigen Gesichtsausdruck. Wir hatten uns wieder zusammen auf ihren Schlafplatz gelegt. „Willst du mir vielleicht erzählen, was passiert ist?“, fragte ich nach einer Weile des Schweigens. Wir trugen nun leichte Kleidung. Meine Knochen schmerzten immer noch, aber ich hatte mich daran gewöhnt. Sie war mir nun ähnlicher geworden, was mich aber nicht gerade freute. Sie hatte nicht mehr eine Ausstrahlung von Vorfreude auf das Entdecken der Welt. Sie war ruhig und schien sich an die Ruhe zu gewöhnen. Wir schwiegen wieder eine ganze Weile. „Sie haben mir erzählt, dass alles anders wird, dass meine Einsamkeit verschwindet“, sagte sie schließlich mit zittriger Stimme. Ich hatte meinen Arm um sie gelegt. Ich bekam ihre Gestalt auf dem Hügel wieder vor Augen, wie sie die Bestien hatte in Flammen aufgehen lassen und nun war sie schwächer als ich. Das machte mir die Schwere ihrer Trauer bewusst, noch bevor sie mir eigentlich erklärt hatte, weshalb genau sie sich so fühlte. „Der Wassermann und seine Schwestern?“, fragte ich mit aufmerksamer Stimme. „Ja“, sie zögerte wieder kurz, dann fuhr sie fort: „Bevor ich los zog in dein Reich, zu den Hochelfen. Sie sagten dort würde die Einsamkeit enden, die ich hier jeden Tag trotz derer, die ich liebe verspüre. Als du meine Zelle betreten hast, wusste ich, dass das der Zeitpunkt war. Kein Hochelf, den ich zuvor traf gab mir das Gefühl, endlich meine Einsamkeit aufzugeben. Ich war eine Fremde, aber nicht weil es Hochelfen waren und keine Menschen. Es waren einfach beschäftigte Wesen mit Zielen, mit einer Geschichte, die keinen Platz für Fremde hatten. Deshalb wurde ich auch eingesperrt, nehme ich an. Aber du, du warst zwar pflichtbewusst, ja berechenbar, aber dennoch nicht beschäftigt. Du warst offen, zugänglich, einfach so. Ich wusste, dass sie das gemeint hatten, also nahm ich dich mit.“

Jetzt wurde ich selbst ein wenig bleich. „War alles geplant?“, fragte ich misstrauisch. „Ja, aber nicht von mir, nicht von mir! Du denkst jetzt sicher, ich hätte dich nicht hierher mitgenommen, wenn sie mir das nicht erzählt hätten! Das mag sein, weil ich mir nicht sicher gewesen wäre.“ Ich schob es für den Moment auf und fuhr fort, um erst einmal ein Bild von allem zu bekommen: „Und das Einhorn?“. „Ein weiteres Versprechen. Das Zeichen für den Weg, den ich endgültig gehen sollte. Sie sagten mir, wenn ich das Einhorn träfe, müsste ich ihm nur folgen und es würde mir die richtige Entscheidung in seiner Güte zeigen“, antwortete sie. Sie war nun nicht mehr zittrig. „Die richtige Entscheidung?“, fragte ich. „Ja, die richtige Entscheidung, um nie wieder einsam zu sein, nie wieder. Mein Meister brachte mir den Frieden, aber auch die Leere, die ich hier Tag für Tag verspürte. Als ich dich traf, wusste ich, dass es auch wieder etwas anderes für mich geben könnte, aber ich wusste noch nicht, wie lange. Als ich das Einhorn sah, wollte ich es unbedingt

herausfinden, ich wollte unbedingt die richtige Entscheidung treffen. Ich alte Närrin! Dabei hatte ich sie schon längst getroffen!“, sie fasste sich an die Stirn. Sie ärgerte sich über ihre eigenen Taten, aber ich wusste, dass man Menschen mit falscher Hoffnung leicht manipulieren konnte. Sie drehte sich auf die Seite, um mich anzusehen. Ich lag auf dem Rücken und drehte meinen Kopf zu ihr. Sie fuhr fort: „Warum bin ich wohl zurückgekommen und habe meine Reise nicht fortgesetzt? Selbst wenn wir nicht ewig leben, ich habe nur geträumt. Es gibt nichts von Ewigkeit. Mögen sich mein Meister und dein Bruder ewig bekriegen, die Welt in Asche versinken und diese Hexe ewig ihrer Gier nach einem mächtigen Stab folgen, aber ich werde keiner falschen Hoffnung mehr folgen. Wir sind beide noch hier, trotz meines Versagens.“ Sie fand Kraft. Ich konnte meine Bewunderung kaum verbergen. „Du hast nicht versagt! Im Gegenteil, du hast die Falle überwunden, in die man dich gelockt hat“, sagte ich voller Stolz, Stolz auf sie. „Du hättest dich nur selbst sehen müssen, wie ich dich sah“, fügte ich lachend hinzu. „Du könntest das Heer meines Bruders wahrscheinlich alleine vernichten und anschließend in aller Ruhe an einem deiner Bücher weiterschreiben!“. Wir mussten beide lachen. „Mein Meister hat mir zu viel beigebracht fürchte ich“, antwortete sie schmunzelnd. Ich schluckte, mir lief eine Träne über mein Gesicht hinunter. Ich schloss die Augen. „Ich bin dankbar, unendlich dankbar noch am Leben zu sein und noch viel dankbarer, dass du es auch bist“, sagte ich während ich meine nassen Augen langsam wieder öffnete und meinen Kopf zu ihr drehte. Sie schien ähnlich zu empfinden. Wir waren einfach dankbar, überlebt zu haben und umarmten uns dafür eine halbe Ewigkeit. Es gab keinen Grund, der gut genug war, wieder loszulassen.

Schließlich schliefen wir ein und schliefen und schliefen, erschöpft wie wir waren, bis zum nächsten Morgen. Wir erwachten, wuschen uns, aßen etwas, wir bewegten uns wie an den Tagen zuvor als wäre nichts geschehen, doch schließlich trafen wir Gardona im Turm auf seinem Thron an. Er war in Gedanken versunken. Nach einiger Zeit erklärte er uns, dass Vorkehrungen getroffen worden wären, sein eigenes Heer bereit stünde und noch tausend andere Kleinigkeiten, die ich sofort wieder vergaß. Ich machte erneute den Vorschlag, mit meinem Bruder zu sprechen, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, doch er lehnte strikt ab. Es wäre zu gefährlich und würde nichts bringen. Ich kannte meinen Bruder gut, das dachte ich zumindest, jedoch hatte ich auch nicht damit gerechnet, dass er sich von der Hexe derartig hatte manipulieren lassen. Ich glaubte an eine große Furcht in ihm, die er mit sich zu tragen hatte seit er geboren wurde, da er das Erbe eines riesigen Königreichs als Herrscher auf sich allein gestellt antreten musste, so wie jeder Herrscher letztlich auf sich allein gestellt war. Ich erfuhr, dass die Hexe dem Wassermann versprochen hatte, seinen Sohn aus den Tiefen zu erwecken, der vor langer Zeit von einem riesigen Kraken getötet worden war. Sie musste eine enorme Überzeugungskraft besitzen und die Wünsche ihrer Opfer genaustens kennen. Es fiel mir schwer, mir ein solch bössartiges Wesen vorzustellen, ohne ihre Beweggründe zu kennen. Jedoch kannte nicht einmal Gardona diese. Er schien auch nicht besonders daran interessiert zu sein, sie zu verstehen. Er wollte sie nur noch vernichten, für das, was sie vorhatte und schon getan hatte.

Ich dachte an die Tochter aus Wallfurt, deren Einzelteile ich gefunden hatte. An den Schmerz der Bewohner, aber ich konnte keinen Hass für etwas empfinden, das ich ganz und gar nicht kannte. Ich empfand nur Schmerz. Es war wie eine unsichtbare Macht, wie das, was man großes Pech nennt. Während wir uns mit Gardona unterhielten, wurde plötzlich die Tür des Turms aufgerissen. Ein kräftiger, dunkelroter, gehörnter Dämon mit einem Waffenrock und einem Harnisch trat herein. Mit ruhiger Stimme sagte er noch während er die Tür öffnete: „Gebieten, wir haben sie am Fuße des Berges gesichtet!“ Er verneigte sich und blieb in der Tür stehen. Gardona nickte ihm zu. Der Dämon verschwand und schloss hinter sich die Tür.

„Sie sind tatsächlich schon da. Wie konnte mir das nur entgehen?“, sagte Gardona bestürzt zu uns und auch sich selbst. Er versank wieder für einen Moment auf seinem Thron in Gedanken. Er stützte sein Kinn auf seine roten Hände und kratzte mit seinen Krallen daran. Ich sah sogar zum ersten Mal, wie er sich an sein rechtes gewölbtes Horn fasste. Da kam mir ganz von selbst auf

einmal wieder Wallfurt in den Sinn. „Was ist mit Wallfurt?“, fragte ich aufgeregt. Beide sahen mich erstaunt an. Wir waren so mit unseren eigenen Gedanken und unserer Sorge beschäftigt gewesen, dass wir das Dorf unterhalb des Schwarzen Gebirges fast völlig vergessen hatten. Keiner antwortete mir, was mich das Schlimmste annehmen ließ. „Die Hochelfen wissen doch bestimmt hinter wem sie her sind? Das Dorf hat doch nichts mit uns zu tun!“, ich versuchte mir selbst Hoffnung einzureden. Ich sprach von uns, obwohl das bedeutete, dass meine eigene Heimat gegen mich marschierte. Die Höhle, Lykke, Malte, Armin, Sigurd, Reimar, Namen und Gesichter zogen in Windeseile an meinen Augen vorbei. Der Kampf mit der Bestie. Hoffnung und Mut. „Das kannst du am besten von uns einschätzen“, sagte Gotlinde zu mir, beinahe schon vorwurfsvoll. „Es ist das Heer deines Bruders“, fügte sie hinzu. Meine Entscheidung war gefallen. „Ich ziehe meine Sachen an, damit sie sofort sehen, wer ich bin. Keine Schlacht, nicht heute! Das hätte ich sofort tun sollen“, sagte ich entschlossen. „Sie werden nicht deinetwegen aufhören. Du vergisst den Einfluss der Hexe ...“ „Schluss mit diesem Gerede von Hexen. In meiner Heimat hat man Gotlinde gefürchtet, nur weil sie große Macht besitzt. Ich muss es versuchen!“, ich unterbrach ihn wütend. Kurz darauf wandte ich mich ab und rannte durch die steinerne Halle vor dem Flammturm in das Zimmer, in dem meine Sachen lagen. Mir gingen die Schlachten der Vergangenheit der Hochelfen durch den Kopf, die Aufstände, die Belagerungen. Ich wusste, wenn erst einmal zur Schlacht aufgerufen wurde, gab es keinen Halt mehr. Wallfurt schwebte ich großer Gefahr. Vielleicht war es schon zu spät. Wieder trug ich meine alte Kleidung, in der ich am Flammturm mit Gotlinde auf dem Rücken ihres Drachens angekommen war.

Die alte Kleidung gab mir wieder das Gefühl, mich in der Fremde zu befinden. Mit dem magentafarbenen Kapuzenumhang, meinem blauen königlichen Gürtel. Gotlinde trat ins Zimmer. „Er hält es für einen schlechten Plan. Wenn sie schon am Fuße des Berges sind, waren sie bereits in Wallfurt“, sagte sie. Ich befestigte mein Schwert an meinem Gürtel. „Was denkst du?“, sagte ich knapp während ich noch einmal meine schwarzen Lederstiefel betrachtete.

Zunächst meinen magentafarbenen Kapuzenumhang, dann legte ich meinen blauen ach so kostbaren königlichen Gürtel samt Schwertscheide und Messerscheide ab. Es folgten die braune Lederjacke, das ebenfalls so wertvolle Seidenhemd, die schwarzen Lederstiefel, die eine Ewigkeit halten sollten, zumindest laut königlichem Schuster, die braune Lederhose. „Ungeachtet dessen, was dir in Wallfurt passiert ist, sind es auch meine Freunde, die mir sehr am Herzen liegen. Ich möchte mitkommen“, antwortete sie. Sie war ebenfalls sehr entschlossen. „Du hast Recht damit, ein Gemetzel verhindern zu wollen. Mein Meister hat auch Recht. Versuchen wir es einfach“, fügte sie hinzu. Sie machte dabei einige Gesten mit ihren Händen, um zu verdeutlichen, was sie sagte. „Was bringt es, wenn wir uns beide in Gefahr begeben. Mich kennt man, dich nicht! Mach keinen Unsinn, warte einfach, bis ich wiederkomme“, entgegnete ich ihr sehr ernst. Lieber wäre ich gar nicht gegangen als mit ihr zusammen. Sie aber schaute mich wütend an. „Was ist, wenn du nicht wiederkommst?“, fragte sie. „Das ist mein Volk. Sie werden mich sicher nicht töten. Ich bin Botschafter, Diplomat, kaum zu glauben, dass sich das mal als nützlich erweisen könnte“, ich versuchte sie zu beruhigen, dabei hatte ich überhaupt keine Ahnung, was mich erwartete. Nie hätte ich mit diesem Zug meines Bruders gerechnet. Alles kam mir nun fremd vor. „Spotte nicht noch darüber! Glaubst du, es wird zu einer Schlacht kommen?“, fragte sie mit Zweifeln in ihrer Stimme. Ich setzte mich auf des Bett im Zimmer, um mich noch einmal zu besinnen, mir alles durch den Kopf gehen zu lassen und an meinen Bruder zu denken, der womöglich irgendwo im Palast in unserer Hauptstadt mit seinen königlichen Pflichten beschäftigt war. Wie konnten zwei Brüder in so eine Situation kommen, sich so unterschiedlich verhalten, in wenigen Tagen? Hatten wir tatsächlich aneinander vorbeigelebt? War uns von unserer Kindheit ein unterschiedliches Schicksal vorbestimmt? Ich schloss nichts mehr aus. An Kontrolle hatte ich nie geglaubt oder daran, wirklich viel von Führung, von Herrschaft oder von langfristig sinnvollen Entscheidungen zu verstehen, aber dennoch hatte meine Welt für mich ganz gut ohne diese Dinge funktioniert. Nun vermischte sich die

Welt der großen Herrscher, die Gardonas und Dararos', meines Bruders, mit meiner eigenen und das gefiehl mir ganz und gar nicht mehr. Sicherlich war ein gewisses Maß an Ordnung, an Herrschaft notwendig, aber ich hasste die Folgen der Konflikte, besonders mit denen, denen die Macht zugesprochen worden war. Sie konnten am zähsten darum kämpfen, bis zum bitteren Ende, wo ich alles freiwillig lieber teilte, um den Frieden zu wahren.

Abschließend presste ich meine Lippen zusammen und schluckte leicht, dann nickte ich kurz vor mich hin. „Gut“, sagte ich. Entschlossen stand ich auf. Gotlinde sah mich fragend an. Ich hatte ihre Frage beinahe schon wieder vergessen. „Es muss sich schon um eine Verschwörung handeln, die mir entgangen ist, wenn sie deinen Meister vernichten wollen. In meiner Heimat kennt man nicht einmal einen einzigen Dämon oder hegt einen besonderen Hass gegen sie“, antwortete ich, wieder beruhigend. Sie erkannte mein diplomatisches Gerede. Sie kannte mich inzwischen besser als erwartet. Das freute mich sehr. Sie neigte ihren Kopf leicht zur Seite, wick damit ein Stück zurück und seufzte mit angehobenen Augenbrauen als hätte sie von meiner Schönrederei genug und hielt es fast schon für eine Beleidigung, dass es beinahe so wirkte als würde ich mit einem besonders dummen Menschen sprechen, was natürlich keineswegs meine Absicht war, weshalb sie vermutlich auch nichts mehr hinzufügte. Sie machte sich Sorgen, ich aber auch und deshalb schien sie zu verstehen, dass ich nicht vorhatte mein Leben leichtsinnig aufs Spiel zu setzen.

„Ich verließ das Zimmer, sie folgte mir schweigend in die steinerne Halle. Dort stand bereits ein Dämon, der die Zügel eines großen, stattlichen Pferdes hielt. Wie immer stand alles zur Verfügung. Auch Gardona stand unweit des Dämons und sah zu uns hinauf, wie wir von dem höher gelegenen, nach innen geöffneten Gang in Richtung der Treppe gingen. Die Sonne schien von Westen her, also der gegenüberliegenden Seite der Halle durch deren riesige Fenster hinein und ließ die Halle noch größer wirken. „Manchmal wünschte ich, ich hätte noch die Gestalt eines Menschen“, sagte Gardona zu mir als wir schließlich vor ihm standen. „Sicher, mit Magie ist das zumindest für eine Weile möglich, aber wenn ich mir dich so ansehe, dann fällt es mir schwer zu glauben, dass ich auf Dauer eine echte Chance hätte mit dem Volk deines Bruders in Einklang zu leben.“ Er sah Gotlinde an. „Junger Baradé, eines Tages wirst du vielleicht erkennen, dass es manchmal nicht mehr als ein kleines Missverständnis braucht, um die Welt in Asche zu legen, vielleicht nur deine Welt, aber das ist schlimm genug“, sprach er ernst während er seine Schülerin stolz betrachtete, wie ein Vater seine Tochter. Sein Blick wanderte wieder zu mir. Ich stand schweigend da und hatte jedes Wort in mich aufgesaugt, erwartungsvoll wie ich nun kurz vor der Begegnung mit den Hochelfen war. Keiner sagte mehr etwas. „Gut, hoffentlich haben sie Wallfurt verschont“, meinte ich schließlich zum Abschied und gab mir damit einen Ruck. Ich stieg auf das große, stattliche, weiße Pferd, das der Dämon mir gebracht hatte, der sogleich in Richtung des großen, dunklen Tors der steinernen Halle ging. Ihren Gesichtern entnahm ich, dass Gotlinde und Gardona etwas Ähnliches wie ich empfanden. Das machte mir Mut, mir wenigstens keinen völlig verrückten Plan ausgedacht zu haben. „Los!“, rief ich meinem Pferd zu und trat es sehr leicht mit meinen Beinen, sodass es unverzüglich lostrabte. Das Licht wechselte ständig durch die riesigen Fenster und die Mauer dazwischen. Ich trat mein Pferd kräftiger, sodass es schließlich galoppierte. Das Tor öffnete sich wie von Geisterhand. Der Dämon stand daneben. Ich sah ihn an, während mein Pferd hinaus auf die lange Brücke vor der Halle galoppierte. Vorbei an den großen roten Fahnen, hinweg über die riesige Schlucht, vorbei an den großen steinernen Pfeilern, in der Ferne die Flammburg und den daneben gelegenen Wald, die Wiesen, die Berge. Noch auf der Brücke kam mir ein ganzer Trupp schwer gepanzerter Dämonen mit großen Lanzen und Schilden entgegen. Ich meinte, den vordersten Dämon wiederzuerkennen. Es war Thrémuld, der starke Dämon, gegen den ich in der Flammburg gekämpft hatte. Ich nickte ihm von meinem hohen Ross aus freundlich zu. Er marschierte jedoch ohne Reaktion geradewegs weiter in Richtung des Flammturms.

Erneut ritt ich hinab ins Tal. Mit Gotlinde hatte ich mich nur oberhalb des Wegs, auf jenem Plateau, auf dem sich der See und die Flammburg befanden, aufgehalten. Es fühlte sich wie das Überwinden

einer großen Angst an. Am Tag nachdem wir in Wallfurt die Bestie getötet hatten, war es noch zu früh gewesen, doch jetzt verspürte ich eine große Furcht. Ich hatte das ständige Hoffen satt, keinen Einfluss auf irgendetwas nehmen zu können. Voller Frust ritt ich hinab. Abends verließ ich den Wald vor der Ebene, auf der Wallfurt lag. Tatsächlich konnte ich schon von hier aus einige neu errichtete Palisadentürme und zahlreiche Feuer erkennen. Das Bild des Krieges hatte mich wieder eingeholt. Bald erkannte ich das Heerlager der Hochelfen immer deutlicher. Sie hoben Gräben aus, errichteten Wälle, sägten, verbrannten, zerschlugen, arbeiteten und arbeiteten wie die fleißigen Bienen, um ihren Stock zu versorgen. Ich ritt auf dem Weg nach Wallfurt vorbei an den Feldern, die nun abgeerntet waren, vermutlich um die Hochelfen zu versorgen.

Der Anblick war mir zu vertraut geworden, hatte ich beim ersten Eintreffen noch bemerkt, dass es sich nicht um hochelfische Gebäude handelte, verwandelte sich nun das Bild immer mehr in meine Heimat, die die Natur zu verschlingen schien und nichts als eine große herrschende Macht übrig ließ, die meines Bruders. Der Lärm nahm zu. Ich erkannte zwei Gestalten nicht weit vor mir. Wachen, mit spitzen Ohren, langen Haaren, groß, gar stattlich, schlank. Ich besuchte mein Volk auf ein Wort. „Halt!“, rief mir der Rechte der beiden zu. Eine kühle, deutliche, laute Stimme. Sie hielten ihre Lanzen bereit, waren aber nicht besonders gut ausgerüstet. Ich brachte mein großes Pferd dazu, langsamer zu werden, bis es schließlich ganz stehen blieb. Erleichtert stieg ich ab. Nun konnte ich endlich etwas tun. Schnell griff ich nach den Zügeln meines weißen Pferdes und ging auf die beiden zu. Sie sahen bereits, dass mein Kapuzenumhang magentafarben war, was sie zum Staunen brachte. Für einen Menschen, der zuvor kaum einen Hochelfen gesehen hatte, durfte es besonders schwer sein, Mimiken dieser zu interpretieren. Die Hochelfen hatten eine nach außen hin sehr ernste, ruhige Art, die sie beinahe humorlos erscheinen ließ, jedoch zeigten sie lediglich ihre Gefühle nicht völlig offen und waren auch sonst oft weitaus verschlossener als Menschen, was vielleicht an ihrer wesentlich höheren Lebenserwartung lag. Sie standen mir nun direkt gegenüber. Der eine blond, der andere schwarzhaarig, beide sehr jung anzusehen, selbst für Hochelfen. Sie staunten noch mehr, weil sie nun meinen blauen, nicht besonders unauffälligen Gürtel sahen. Ich schmunzelte als ich fühlte, dass ich etwas Vertrautem begegnete. Ich war wieder in der Welt angekommen, in der die Rechte eines Einzelnen oft mals nur allein durch die Farben seiner Kleidung bestimmt wurden, in der Welt, derer ich nur allzu froh gewesen war, ihr entkommen zu sein.

Sie sagten nichts. „Bringt mich zu eurem Hauptmann, schnell!“, sagte ich bestimmt. Sie nickten. Keine Antwort, kein Zweifel, sie drehten sich um und gingen voraus. Ich folgte ihnen, die Zügel in meiner rechten Hand während ich links neben meinem großen, weißen Pferd herlief. Die Abenddämmerung legte einen düsteren Schatten über das Dorf, bei dem man beinahe hätte annehmen können, dass es ein großes Fest feierte, bei all den Feuern und Zelten, die ich nun erkannte. Wir kamen vorbei an zwei Palisadentürmen, auf denen große Fackeln brannten. Auf jedem von ihnen stand ein Wächter, der aufmerksam über die Ebene zum Gebirge hin sah. Man beäugte mich neugierig, konzentrierte sich aber schnell wieder auf die Arbeit. Ich sah bald hunderte von Hochelfen, Krieger, Reiter, Magier, einfachere Arbeiter, Ingenieure, alle waren schwer beschäftigt. Das Dorf war heil geblieben, auf der anderen Flussseite sah ich bis weit in die Ferne zahlreiche Zelte. Das Lager war riesig, viel größer noch als ich zunächst angenommen hatte. Ich fragte mich jedoch, was mit den Bewohnern Wallfurts geschehen war. Ein lauter Schrei vom Himmel her riss mich aus meinen Gedanken. Über uns flogen Greife, die anmutigsten Kreaturen der Lüfte, nicht so groß und stark wie ein Drache, aber stolz und furchtlos. Es waren ganze Schwärme dieser großen, gefiederten Kreaturen. Mein Gefühl wurde immer schlechter. Zwar staunte und bewunderte ich diese Wesen für den Moment so sehr, dass ich meine Absicht, die Hochelfen aufzuhalten beinahe vergaß, jedoch bedeutete ihr Erscheinen auch, dass man keineswegs vorhatte, nach einer friedlichen Lösung zu suchen. Dieses Volk, das seine Wurzeln in den Tiefen des Meeres hatte, führte keine kleineren Schlachtereien, um ihren Feinden zu beweisen, dass sie Kraft besaßen. Es gab keine Großspurigkeit, keine Prahlerei, es gab nur Krieg und wenn es zu diesem kam, dann

solange bis einer der beiden Kontrahenten besiegt war. Das wusste ich nur zu gut. Mein Vater hatte so regiert, um das Volk geeint zu halten, um Politik zu machen, um zu herrschen und mein Bruder würde es ebenso tun. An sich war es etwas, das ich nicht befürworten konnte, aber da ich nicht in der Verantwortung eines Königs stand, auch verstehen konnte und hinnahm. Doch nun, da der vermeintliche neue Feind meines Volkes mir ans Herz gewachsen war, konnte ich nicht mehr einfach zurückkehren. Ich hatte vor, zu bleiben solange es nötig wäre oder ich selbst verfaulte. Einige der Hochelfen erkannten mich als wir auf den Platz des Dorfes kamen, wo ein großes Banner des Königreichs aufgestellt worden war. Es zeigte den blauen, wilden Kraken aus der Legende der Hochelfen, in der sie aus dem Meer gekommen waren. Wo ich auch hinsah, ich konnte keinen einzigen Menschen sehen. Hochelfenwachen in goldener Rüstung, am Himmel die weiß gefiederten Greife, die ihre Kreise zogen. Der matschige Boden auf dem Dorfplatz war durch die tausend Schritte der Hochelfe noch durchwühlter als zuvor. Man versank regelrecht. „He da, Baradé?“, rief eine tiefe Stimme vom anderen Flussufer herüber. „Baradé?“, rief eine andere von der Seite her und sogleich hatte ich mindestens zehn bekannte Gesichter vor mir, die alle auf mich einredeten. Was ich hier denn täte, dass mein Bruder sich Sorgen gemacht hatte und überhaupt der ganze Hofstaat, dass Gefahr bestünde und man eine ganze Reihe starker Wesen erwartete, die den Hochelfen im bevorstehenden Kampf beistünden. Sie redeten auf mich ein und ich hörte mir alles genau an, ohne Fragen zu stellen. Aufmerksam betrachtete ich ihre Gesichter, ihre Rüstungen, ihre Waffen, ihre Gewänder, ihre Bücher, ihre Tränke, eben alles, was sie bei sich trugen. Schließlich kam sogar ein Mitglied des Kreises der Elemente auf mich zu, das in seinem Hochmut, wofür der Kreis unter anderem bekannt war, ganz und gar nicht über den schlammigen Boden erfreut war, wie anscheinend auch die anderen Hochelefen nicht, die sich mit mir unterhielten. Während sie sprachen streiften sie sich immer wieder den Schlamm von den Stiefeln, versuchten eine Stelle zu finden, auf der sie besseren Halt fanden und möglichst nicht gleich versanken. Mit der Zeit amüsierte mich das, dass meine Aufmerksamkeit fast verflog. Sie redeten inzwischen sowieso alle völlig durcheinander. Schließlich als das Mitglied des Kreises der Elemente, ein mächtiger Magier namens Haemlorn, mit seiner Leibgarde aus anderen hohen Magiern bei mir angekommen war, schwiegen sie alle auf einmal. Sie gingen zur Seite, einige wandten sich sogar ganz ab und fuhren mit ihren Tätigkeiten fort, vor allem die, die sich für nicht wichtig genug hielten. Haemlorn, der oft den Eindruck machte, besonders elegant wirken zu wollen, sprach mit besonders ruhiger Stimme: „Ein Wunder ist geschehen, so könnte man meinen, wäre man nicht mit der Gesamtheit der Realität als solcher beschäftigt! Der verlorene Bruder kehrt zurück. Habt Ihr in Eurer Abwesenheit geschwind ein neues Bündnis für Euren Bruder erwirkt oder hattet Ihr vielleicht nur Sehnsucht nach ein Wenig Bergluft?“. Er lachte überspitzt. Am liebsten hätte ich ihm und seinen Wachen vor die Füße gepisst und ihn gefragt, was er von meiner neuen Form der Diplomatie halte, aber ich blieb stattdessen schweigend stehen. Er versuchte einerseits gebildet und wortgewand zu wirken und andererseits ständig sich die Gunst des Königs zu verdienen. An meinem gleich bleibenden Gesichtsausdruck erkannte er jedoch, dass ich noch der selbe geblieben war und wechselte glücklicherweise sogleich in einen ernsteren Tonfall. „Der halbe Kreis ist hier. Unser Königreich durchsteht eine Krise, aber Euer Bruder scheint sich seiner Sache sicher zu sein“, fuhr er fort. „Wo ist er?“, fragte ich ungeduldig, obwohl ich sah, dass er noch mehr zu sagen hatte. „Nun, im Palast. Er plant etwas Größeres, so scheint es mir und möchte keinen einweihen. Deshalb fehlt Ihr ihm umso mehr, denke ich. Wir haben versucht, ihm zuzureden, aber etwas macht ihm schwer zu schaffen und ...“, ich unterbrach ihn erneut, um endlich Antworten zu erhalten: „Was genau tut ihr hier?“ Er lächelte verlegen, der alte Hochelf mit seinen weißen, langen Haaren, der sich vermutlich in Mimik und Gestik sein Leben lang geübt hatte und nun in diesen Fähigkeiten fast einem Menschen glich. Für mich war er nur ein politischer Schleimbeutel, dem man besser aus dem Weg ging, wenn man nicht jegliches Mitgefühl verlieren wollte. „Ich weiß Ihr seid ein Mann offener Worte, aber würde es Euch etwas ausmachen alles weitere im Zelt des obersten Hauptmanns der Truppen zu besprechen“, sagte er überhöflich und überdeutlich mit geneigtem Kopf als hätte er in

der kurzen Zeit, in der wir uns nun unterhielten bereits besonders viel Verständnis für mich entwickelt. Er zog seine Stiefel wieder aus dem Schlamm und sah kurz angewidert auf den Boden vor sich. Als er mich wieder ansah, fiel ihm auf, dass ich immer noch die Zügel meines Pferdes in der Hand hielt. Um mir die Entscheidung zu erleichtern, besser gesagt einfach abzunehmen, wies er kurzerhand seinen ebenso höfischen Adjutanten seiner Leibgarde mit einem kurzen Nicken an, mir die Zügel abzunehmen. Er gehorchte und schon drehte sich Haemlorn um und ging in Richtung des Flusses, aus der er gekommen war, zurück. Währenddessen redete er weiter, vermutlich, um mich zum Folgen zu bewegen. Ich folgte bereitwillig, jedoch ohne ihm wirklich zuzuhören. Man behandelte mich gut, besser als jeden der Krieger, wie einen großen Anführer, als Bruder des Königs und doch wurde mir schon fast übel, wenn ich Leute wie Haemlorn begegnete und wusste, ich müsste mich mit ihnen ständig auseinandersetzen. Wieder und wieder die gleichen Gespräche, um die zufriedenzustellen, die besonders viel verlangten. Er kam mir wie ein Wolf vor, den man zähmen konnte, indem man ihm nur hin und wieder ein gutes Stück Fleisch zuwarf. Auch wenn Haemlorn seinem Ruf als Schleimbeutel alle Ehre machte, waren viele der Angehörigen des Hofstaats und des Kreises und all jener Institutionen, die dies und jenes für das Königreich in Ordnung halten sollten so wie er. Sie alle redeten meinem Bruder zu, hauptsächlich um ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Alle arbeiteten doch irgendwie gegeneinander. Mein Bruder mochte das genauso wenig wie ich, aber er lebte damit, er führte und er konnte führen und von diesen Dingen absehen. Dazu hatte ihn mein Vater ohne besonderes Einwirken gemacht. Nur durch bloßes Zuschauen hatte mein Bruder all das von ihm gelernt. Ich nickte immer wieder Hochelfen zurück, die ich teilweise sogar kannte. Viele nur von kurzen Begegnungen, doch einige auch persönlicher. Vor allem unter den einfacheren Leuten hatte ich Freundschaften geschlossen, da ich diese für ihren Charakter und ihre Gutmütigkeit bewunderte, welche meiner bei weitem überlegen war. Viele von ihnen glaubten noch an dieses oder jenes Wunder, sahen das Königreich als funktionierendes Paradies, auch wenn es ihnen selbst nicht immer besonders gut ging. Ich machte mir nicht die Mühe, irgendwen von seinem Glauben abzubringen, nur um ihn wach zu rütteln. Dafür hatte ich nicht genug Ausdauer. Viele dachten wohl, mein Bruder hätte mich geschickt und sahen es als ein ermutigendes Zeichen. Schon wieder versprach meine Kleidung mehr als ich selbst. Endlich kamen wir zum großen Zelt des obersten Hauptmanns. Ich fragte mich, welcher von den zehn oder zwölf, die es inzwischen gab, es war. Ich kannte sie selbstverständlich alle beim Namen. So alt wie die Hochelfen wurden, hatten die meisten von ihnen schon meinem Vater gedient. Nur einige wenige hatte mein Bruder selbst dazu ernannt, um ein wenig mit den Alteingesessenen aufzuräumen und frischen Wind in seine Streitmacht zu bringen. Das Zelt wurde schwer bewacht. Ringsum standen Wachen, die aufmerksam die Gegend überblickten. Das erinnerte mich an meine Erleichterung, nicht das Schicksal meines Bruders geteilt zu haben, sich manchmal vor lauter Schutz wie ein Gefangener zu fühlen. Sein Schutz ging keinesfalls von ihm selbst aus. Genau wie ich, zog er es vor, weniger Aufsehen zu erregen als notwendig, jedoch waren viele mit politischem Einfluss sehr besorgt um ihn, sodass auch ihm stets eine Schar von Wachen folgte. Der wortgewandte Haemlorn ließ mir höflicherweise den Vortritt. Im großen, kostbar ausgestatteten Zelt traf ich zu meiner Verwunderung gleich drei der obersten Hauptleute an, die dort eine große Karte auf einem noch größeren Tisch ausgebreitet hatten und sich anscheinend über ihre Lage unterhielten. Das typische Bild einer Ausarbeitung eines Schlachtplans. „Ah Baradé!“, rief mir der erste zu als er mich sah. Im Zelt war außer uns niemand. Auch Haemlorns Leibgarde und Adjutanten warteten draußen vor dem Zelt. Er dagegen drängelte sich vor mich und ging beinahe energisch auf den obersten Hauptmann zu. „Ist das nicht ein Zufall? Hier, wo nun eine große Entscheidung fallen wird, treffen wir auf Baradé, als hätte er auf uns gewartet“, sagte er laut und überfreundlich zu den obersten Hauptleuten. Zwei davon waren ebenfalls Mitglieder des Kreises. Der andere dagegen war ein reiner Krieger und guter Strategie, der sich nicht im Geringsten für die Magie interessierte. Während Haemlorn noch mit seinen Händen herumfuchtelte, kamen die drei obersten Hauptleute bereits auf mich zu. „Was macht Ihr hier?“, fragte mich der Strategie, offensichtlich überrascht. „Das ist eine lange Geschichte.“

Es ist wichtiger, dass ich erfahre, was ihr hier macht, denn ich bin mindestens genauso überrascht, euch hier anzutreffen und das gleich mit einem ganzen Heer“, antwortete ich. „Ihr seht gar nicht überrascht aus“, entgegnete eine andere der obersten Hauptleute. Natürlich hatte sie Recht, da ich nicht verbergen konnte, bereits vom Heer erfahren zu haben, wenn ich auch nicht mit so vielen gerechnet hatte. „Wie viele Soldaten hat mein Bruder geschickt?“, fragte ich vorsichtig. „Mehr als genug, da könnt ...“, antwortete Haemlorn, wurde aber sogleich vom obersten Hauptmann, der kein Mitglied des Kreises war, unterbrochen, was mich amüsierte, da ich anscheinend nicht der Einzige war, der nicht allzu viel auf die Worte des weißhaarigen Hochelfen gab: „Neben diesem Heer hier, führe ich noch mehrere hundert schwer gepanzerte Fußtruppen an, die jedoch erst in ein bis zwei Tagen hier eintreffen.“ Die Hochelfin der Hauptleute, die bis jetzt geschwiegen hatte ergänzte ihn: „Meine Reiter vereinen sich gerade weiter südlich mit Truppen der Menschen“.

Das erstaunte mich noch mehr, also fuhr ich mit meiner Fragerei fort: „Der Menschen? Könnte mir einer von euch einmal in Ruhe erklären, was hier vor sich geht?“.

Haemlorn lächelte wieder freundlich zu mir herüber und hob seine rechte Hand, um anzudeuten, dass der das Wort ergreifen wollte. Gleichgültig ließen wir seinem Mundwerk freien Lauf: „Wie ich bereits erwähnte macht Eurem Bruder etwas zu schaffen. Ehrlich gesagt hatten wir vermutet, Ihr wüsstet am meisten von uns allen hier. Seid Ihr nicht beauftragt worden, diese Hexe hinzurichten?“ Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter, aber ich ließ mir nichts anmerken und antwortete ruhig: „Ich sollte sie verhören, nicht hinrichten, nur falls sie eine Gefahr dargestellt hätte, dann ...“ „Und das hat sie nicht?“, unterbrach mich der wortgewandte Haemlorn misstrauisch. „Nein!“ entgegnete ich entschlossen. Sie erkannten, dass mehr dahinter steckte. „Euer Bruder ist anderer Meinung, glaube ich. Wir wissen nicht genau, worum es geht, aber wir glauben zu wissen, dass die bevorstehende Schlacht mit ihr zu tun hat, vor allem aber mit ihrem Meister, dem Herrscher der Dämonen“, Haemlorn wurde sehr ernst, beinahe schon finster.

Er übertrieb es wie immer. Ich hatte nichts zu verbergen, ich wollte sie aufklären, den Frieden bringen, also fügte ich gelassen hinzu: „Gardona“. Alle vier sahen mich nun ernst an. Schließlich fragte Haemlorn, wieder etwas vorsichtiger: „Ihr seid ihm begegnet?“. Im Zelt hingen Laternen, überall standen die kostbarsten Möbelstücke, lagen wertvolle Teppiche und Stoffe. Viele der Gegenstände waren aus reinem Gold. Es war eingerichtet wie das Zelt des Reichsten aller Händler. Nachdem ich mich kurz umgesehen hatte, fuhr ich mir mit meiner Hand durch meinen Bart, der inzwischen wieder ein Stück weit gewachsen war. Ich dachte daran, dass man mich vor allem deshalb so schnell erkannt hatte, doch dann erinnerte ich mich auch wieder an die Bewohner Wallfurts, an die anderen Menschen hier und dachte über ihren Verbleib nach. Ich seufzte und sagte schließlich zu den vier, die inzwischen ungeduldig geworden waren: „Setzen wir uns erst einmal. Ich erzähle euch alles.“.

Alle nickten mir fast gleichzeitig zu. Wie üblich ließ man Wein und umfangreiche Speisen bringen. Wir setzten uns jeweils auf einen der kostbaren Samtessel, die im hinteren Teil des Zelts bereits in einer Art Halbkreis angeordnet waren. Haemlorn griff sofort zu und aß und trank. Ich glaubte, er tat es nur um seiner Art mehr Ausdruck zu verleihen, da die Hochelfen ohnehin mit weniger Nahrung auskamen als die Menschen. Als wir zunächst schweigend da saßen, lauschten wir dem Lärm von draußen. Ich wurde mir meiner Situation bewusster, dass wir uns in einem Heerlager befanden, beinahe schon im Krieg. „Ich habe sie verhört, die Hexe, ich bin mit ihr hierher gekommen, ich habe Gardona, den Herrscher der Dämonen, getroffen und ich kann euch versichern, dass er kein Feind Tfhahns ist, vielleicht auch kein Freund, aber zumindest keine Gefahr für unser Königreich. Doch nun sagt mir erst einmal, was ihr mit den Bewohnern dieses Dorfes angestellt habt“. Ein wenig verdutzt antwortete eine der obersten Hauptleute: „Sie werden vorläufig versorgt, in einem Teil des Lagers. Wir haben ihre wenigen eingelagerten Vorräte und das Bisschen Getreide auf ihren Feldern für die Versorgung des Heeres verwendet. Warum kümmert Euch das?“.

Sie erkannten die Besorgnis in meinem Gesicht. Warum seid ihr einander fremd, dachte ich nur. „Auch sie habe ich getroffen, was bedeutet, dass mir etwas an ihnen liegt. Habt Ihr in der Umgebung bärenartige Bestien angetroffen?“, fragte ich weiter. Sie schüttelten nur verwundert ihre Köpfe. Schließlich ergriff der oberste Hauptmann, der nicht zum Kreis gehörte, erneut das Wort: „Was, wenn Euch dieser Gardona manipuliert hat?“ Ich starrte nachdenklich vor mich hin. „Das glaube ich nicht“, sagte ich schließlich. Doch sie schienen nicht gerade überzeugt zu sein. Er hatte ausgesprochen, was sie vermuteten. Anscheinend war es meinem Bruder mehr als ernst.

„Wie auch immer, der Angriff beginnt, sobald die Reiter mit den Truppen der Menschen hier eingetroffen sind. Dann dürften auch die Belagerungsgeräte fertig sein, an denen die Soldaten noch arbeiten“, fügte die Hochelfin hinzu, die die Truppen des Lagers anführte.

Ich zog die Augenbrauen nach oben, meine Stirn bekam große Falten, ich wurde vorsichtiger. „Wie genau lautet der Befehl meines Bruders?“, fragte ich in die Runde.

Natürlich antwortete Haemlorn sofort: „Euer Bruder hat befohlen, sämtliche Einrichtungen des Dämonenherrschers zu vernichten, ihn falls möglich gefangen zu nehmen oder andernfalls zu töten und alle seine Mitstreiter ebenfalls.“

Ich schluckte und atmete tief durch. „Einfach so?“, fragte ich verwundert. Meine Stimme wurde schwächer. Noch nie hatte ich ernsthaft gegen meinen Bruder mit dessen Untergebenen, zu denen ich selbst eigentlich auch gehörte, verhandeln müssen. Sie sahen mich verwundert an. „Er ist der König. Habt Ihr das schon vergessen?“, fragte mich Haemlorn und lachte dabei, doch hörte so gleich wieder damit auf als er merkte, dass mir ganz und gar nicht zum Lachen zumute war. Stattdessen fuhr ich mir mit meiner linken Hand über mein Gesicht. „Wartet bis ich mit ihm darüber gesprochen habe oder schickt ihm eine Nachricht und wartet auf seine Antwort. Wahrscheinlich weiß er nicht, was hier eigentlich vor sich geht“, sagte ich entschlossen. Sie sahen sich gegenseitig fragend an. „Tut es und ihr werdet sehen, dass er seine Meinung ändert. Er befürchtet etwas, was niemals eintreffen wird, ich kenne ihn. Ich glaube ... tut es, damit es nicht zur Schlacht kommt!“, ich blieb bestimmt, wurde aber nicht lauter. Ich wollte meine Vermutung, dass mein Bruder gettäuscht worden war nicht vor diesen politisch geprägten Anführern äußern. Sie würden es mir als Verrat, als Manipulation oder sonst etwas anlasten, dabei war ich mir selbst nicht mehr sicher, ob sie damit nicht vielleicht sogar Recht hatten. Doch als ich an das Einhorn dachte, war ich mir fast sicher, dass nicht Gardona hinter all dem stecken konnte. Für so durchtrieben hielt ich niemanden. Was die Situation jedoch erst richtig unangenehm machte, war für mich natürlich die Tatsache, dass Gotlinde auf Gardonas Seite stand und dass viele meiner Freunde auf der Seite der Hochelfen standen. Abgesehen vom sowieso schon enormen Leid des Krieges, brachte mich das fast zum Zittern, doch behielt ich meine ursprüngliche Absicht, für Frieden zu sorgen weiterhin im Kopf. Ich dachte an den erneuten Abschied von Gotlinde. An Gardona, der mir zwar immer noch undurchsichtig erschien, wenn auch menschlich, mir aber keineswegs Schaden zugefügt hatte. Ich verließ mich auf meine Instinkte, auf meine Eindrücke, ich sah keine Verschwörung, ich sah nur Leid.

„Wie Ihr meint. Schaden kann es kaum“, sagte schließlich der oberste Hauptmann des Heerlagers. Erleichtert atmete ich innerlich auf. Äußerlich verzog ich keine Miene, ich sah ihn nur an. Schließlich nickte ich kurz bestätigend. Sie riefen einen Vertrauten herein, der sich darum kümmern sollte. Wir besprachen noch kurz, was die Nachricht für meinen Bruder, den König, enthalten sollte, dann fragten sie mich, ob ich mich nicht erst einmal ausruhen wollte. Sie boten mir dies und jenes an, doch ich wollte erst einmal nach den Bewohnern Wallfurts sehen. Man kannte mich zwar als Unterhändler, aber nicht als Menschenfreund einer Gruppe Bauern und Jäger. Es verwunderte sie zwar ein wenig, aber sie wiesen dennoch eine Wache an, mir zu zeigen, wo sie untergebracht waren. Sie selbst waren mit der Planung der geplanten Schlacht weiterhin stark beschäftigt. Als ich wieder zusammen mit der Wache durch das Heerlager lief, sah ich erneut, wie alles im vollen Gange war.

Alles was vor einer Schlacht kam, mochte jeden beeindrucken, vor allem bei der großen Anzahl von Helfern, aber die Schlacht selbst hatte mit Planung eigentlich gar nichts mehr zu tun. Ein Durcheinander, ein Kampf ums Überleben und die Anweisenden stehen irgendwo erhöht, um alles gut im Blickfeld zu haben. Ein Befehl nach dem anderen erfolgt, denn es darf keine Rücksicht geben, um zu gewinnen. Ich selbst hatte das Glück gehabt, von dieser Verantwortung bisher verschont geblieben zu sein. Ich glaubte, mein Bruder wusste, dass es die falsche Aufgabe für mich war, sonst hätte er mich wahrscheinlich zu einem der obersten Hauptmänner ernannt. Darüber war ich froh, aber eigentlich änderte es nichts am Geschehen. Wenn nicht ich, dann eben ein anderer. So lautet die Regel derer, die vom Wettkampf nicht verschont bleiben. Am östlichen Waldrand konnte ich erkennen, wie die Soldaten begonnen hatten, einen Teil des Waldes abzuholzen und daraus Kriegsgeräte wie Katapulte und Rammen errichteten. Scheinbar wussten sie von der Flammburg oder zumindest einer Befestigung. Wie gut aber wusste Gardona Bescheid? Sein uralter Freund, der Wassermann, hatte ihn betrogen. Bei all seiner Weisheit, hatte er das nicht kommen sehen? War Vertrauen eine allzu menschliche Schwäche? Ich wurde begrüßt, wieder und wieder. Sie sahen mich hoffnungsvoll an, ohne dass ich je eine besondere Heldentat vollbracht hätte. Mein Blut allein machte mich für sie zum Anführer, weiter dachten sie nicht, weiter wollten sie nicht denken, besonders nicht an ein Gemetzel, an den Lärm, an den Gestank, den Gestank von Lügen, von Märchen, die ihnen sagten, es müsse Helden geben oder eine richtige Seite, auf der sie jetzt stünden. Wir gingen vorbei an Fackeln, an Zelten, bis wir schließlich zu einem abgelegenen Bereich auf der Ebene kamen, der weiter südlich des Heerlagers lag. Hier waren einfache Zelte aufgeschlagen worden und schon aus der Ferne erkannte ich die Umrisse von Menschen. „Danke, du kannst wieder zurückgehen“, sagte ich zur Wache, die vorausging. „Seid Ihr sicher?“, fragte sie mich, offensichtlich darum besorgt, dass die Menschen mir etwas antun könnten. „Ja“, antwortete ich freundlich lächelnd. Die Wache nickte und sputete sich, schnellst möglich ins Heerlager zurückzukehren. Ich streckte mich, betrachtete den Himmel, die Abenddämmerung. Ich atmete die frische Luft, um mich lebendiger zu fühlen. Noch war nichts verloren, dachte ich, noch waren alle am Leben! Ich lief abseits des zertrampelten Wegs, durch die hohen Gräser, über deren Spitzen ich dabei mit den Händen streifte.

Als mich einer der Menschen erkannte, rannte er sofort zu einem der Zelte. Ich stand bereits umringt von Zelten und bald auch von vielen der Menschen dort, im aufgeschlagenen Lager.

Sie starrten mich an, dies mal nicht voller Bewunderung oder Hoffnung. Sie sahen verwirrt aus, unsicher. Es dauerte nicht lange, da hörte ich die vertraute Stimme Lykkes und dann auch Maltes Stimme und schließlich sogar Sigurds. Sie fragten, was ich hier machte und ob ich die Hochelfen geschickt hätte. Andere meinten, sie wären davon ausgegangen, mir wäre etwas zugestoßen. Da durchfuhr es mich wie ein einschlagender Blitz. Mir wurde warm und kalt. Ich hatte sie tatsächlich einfach vergessen. Dabei hatte ich ihnen noch Mut machen wollen, bevor ich davon ritt. Ich wusste, dass es wegen Gotlindes Rückkehr so gekommen sein musste. Ich hatte damit abgeschlossen als Gardona sich der Sache annehmen wollte, dabei wussten sie sicher nichts davon. Wenn sie auch geschützt wurden, war ihre Furcht bestimmt nicht verschwunden, ohne ein sicheres Zeichen, eine Antwort, meine Rückkehr, eine Botschaft. Ich machte mir große Vorwürfe. „Die Hochelfen sind Verbündete. Haben sie euch gut behandelt?“, fragte ich in die unsichere Runde. „Sie haben unsere Vorräte genommen! Habt Ihr die großen Vögel gesehen?“, rief Sigurd voll Eifer. Malte hob sachte die Hand, um Sigurd zum Schweigen zu bringen. „Uns geht es gut. Wir machen uns aber große Sorgen. Der alte Reimar ist sehr krank. Er hat sich gefreut, wieder Hochelfen zu treffen und gleich so viele. Jetzt spricht er sehr viel über seine Vergangenheit, noch viel mehr als früher“, sagte er äußerst bedacht. Ein frischer Wind kam auf, der uns durch die Haare fuhr. Ein für mich angenehmes Gefühl. Alles, was sie lebendiger wirken ließ war angenehm. Ich wollte keinen Toten mehr. „Um die Vorräte werde ich mich kümmern. Macht euch keine Sorgen! Es tut mir Leid, dass ich nicht früher kommen konnte. Ich wurde aufgehalten“, log ich, immerhin mit einer guten Absicht.

Nachdem ich es über die Lippen gebracht hatte, es ausformulierte, mit allen nötigen Gesten, um ihnen ihre Sorgen zu nehmen, wurde ich sehr nachdenklich. Wie so oft vergaß ich mich selbst. Ich starrte nur ernst auf die Gesichter der Bewohner Wallfurts, auf die Älteren, auf die Kinder. Doch selbst mit aller Mühe, hätte ich nichts von ihnen nachempfinden können, die sie die harte Arbeit gewohnt waren, die schrecklichsten Verluste ertragen hatten und nun nicht einmal mehr in ihre Behausungen zurück konnten. Voll Gram dachte ich an die obersten Hauptmänner, an Haemlorn, an die Eitelkeit des Adels, an mich selbst, doch vergab ich allen schnell wieder, denn ich wusste, wir waren nun einmal durch unsere Herkunft geprägt. „Mein Vater fragt ständig nach dem König der Hochelfen, dem er einst begegnet ist. Wir alle fragen uns nur, wieso ausgerechnet die Hochelfen gekommen sind. Hat es tatsächlich mit dem blauen Stein zu tun? Kommt der König auch?“, fragte Lykke. Dankbar aus meinen Gedanken gerissen worden zu sein, antwortete ich schnell: „Ja und nein. Es hat alles mit dem blauen Stein zu tun, aber ehrlich gesagt, weiß ich nicht so viel, wie ihr vielleicht von mir erwartet. Der König aber kommt wahrscheinlich nicht. Vielleicht sollte ich euch an dieser Stelle etwas erzählen“, mit zusammengepressten Lippen und weit ausgestreckten Armen holte ich tief Luft, um den erwartungsvollen, nicht mehr ganz so unsicheren Gesichtern Rede und Antwort zu stehen. Ich sah tief in Lykkes Augen, dann in Maltes, dann in Sigurds und all die anderen, die vor mir standen. „Der König der Hochelfen ist mein Bruder. Der Dämonen-Magier, den die alte Verrückte bei euch suchte lebt tatsächlich oben in den Bergen. Ich war bei ihm. Das Kräuterweib ist seine Schülerin“, sagte ich, sehr deutlich, damit es jeder verstehen konnte. Sie dachten nach. Alle Wahrheiten auf einen Schlag. Das Vorenthalten hatte mich in eine unangenehme Lage gebracht. Trotz ihrer einfachen Bildung hätte ich es vielleicht von Anfang an erzählen sollen. Erleichtert atmetet ich ruhig, während ich mir durch die Haare fuhr, durch die immer noch der frische Wind wehte. „Wir dachten, der König Willmar schickt Euch. Ist es wirklich wahr? Seid Ihr tatsächlich der jüngere Sohn des alten Königs der Hochelfen, war Eure Mutter ein Mensch?“, sprach Malte verwirrt. Einige andere schienen noch nicht alles begriffen zu haben. Ich ließ mir kurz Zeit, um zu antworten. „Ja, genau der bin ich und ja, sie war ein Mensch“, antwortete, ebenso deutlich, wie ich es zuvor zu erklären versucht hatte. Sie schwiegen eine Weile. Lykke ergriff das Wort: „Aber dann sind das doch Eure Soldaten. Wieso nehmen sie uns unsere Vorräte weg?“. Nun wunderten sich auch die anderen darüber. Zwar machten sie nun einen erleichterteren Eindruck, aber die Lüge hatte großes Misstrauen in ihnen geweckt. Mir kam auf einmal in den Sinn, weshalb sie mich wieder allzu höflich ansprach. „Sie werden von meinem Bruder befehligt. Er ist der König, aber das entschuldigt das Ganze natürlich nicht. Ich hatte bis vorhin keine Ahnung, dass das Heer hierher unterwegs war“, sagte ich mit Gesten und Mimik darum bemüht, die Schuld von mir zu weisen, um ihr Vertrauen zurückzugewinnen. Natürlich machte es sie stattdessen noch misstrauischer. „Ich verstehe nicht ganz. Wie konntet Ihr nichts davon wissen, wenn Ihr der Bruder des Königs seid? Und was um alles in der Welt hat es mit dem Dämonen-Magier auf sich? Müssen wir uns jetzt auch noch vor den Dämonen aus den Bergen fürchten?“, fragte Malte, der zunächst gedacht hatte, alles halbwegs verstanden zu haben und nun bestürzt über seinen Irrtum und seine Unwissenheit, um den Rest des Dorfes bangte. „Das Kräuterweib soll seine Schülerin sein?“, fragte Sigurd ungläubig, der Lykke und Malte mit ehrlicher Absicht um das ergänzte, was sie nicht in Frage gestellt hatten.

Immerhin fragten sie. Sie wandten sich nicht voller Groll oder Furcht ab. Ich wusste, ich konnte ihr Vertrauen zurückgewinnen. „Keine Angst! Ich bin lebendig zurückgekehrt oder nicht? Mein Bruder denkt, der Dämonen-Magier wäre eine Gefahr, aber es ist alles anders als es scheint. Ja, das Kräuterweib oder wie ihr sie nennt, ist seine Schülerin. Ich weiß nicht genau, welche Beziehung, ihr zu ihr gehabt habt, aber weder sie noch der Magier, sind euch feindlich gesonnen. Daher auch keiner der angeblich gefährlichen Dämonen. Sie sind alle friedlich. Das glaubt leider weder mein Bruder noch einer der Hochelfen hier, nehme ich an. Deshalb sind sie hergekommen. Es könnte zur Schlacht kommen, wenn alles schief läuft, aber das will ich verhindern!“, sagte ich in Windeseile, laut und deutlich, bis mir die Puste ausging. Aber sie erkannten tatsächlich, wie ernst mir alles war.

Die Argumente waren überzeugend. Sie hatten mehr Vertrauen zu Gotlinde, die sie anscheinend auch nicht besonders schlecht behandelt hatte und zu mir, weil ich ihnen ebenfalls geholfen hatte, als zu den fremden Hochelfen, die ihnen ihre Vorräte weggenommen hatten, um sich selbst zu versorgen. Zwar schienen sie nicht alles im Gedächtnis zu behalten, was ich sagte, wie ich selbst auch nicht, doch machten sie wieder hoffnungsvollere Gesichter. „Was sollen wir nun tun?“, fragte Sigurd. Alle Blicke sprachen für seine Frage. Es lag allen auf der Zunge. „Warten!“, sagte ich ernst. „Wartet, einmal mehr, bis ich mit den Hochelfen über eure Versorgung gesprochen habe. Außerdem will ich versuchen, meinen Bruder davon überzeugen, dass der Dämonen-Magier nicht gefährlich ist. Ihr wollt sicher auch nicht, dass es zur Schlacht kommt, nehme ich einmal an“, mit der letzten Aussage, versuchte ich ihnen meinen Gedankengang näherzubringen. Keiner von ihnen wollte je wieder eine Form der Gewalt erleben, nachdem ihre eigenen Allerliebsten von der Bestie in Stücke gerissen worden waren. Ich nutzte den Moment des Schweigens, den Moment der ruhigen Besonnenheit, um wieder Abschied zu nehmen und mit den obersten Hauptmännern zu sprechen. „Gut, macht euch keinen Kopf. Es wird schon alles gut werden. Ich gehe zurück zu den Hochelfen. Es gibt noch viel zu tun!“, sagte ich mit zuversichtlicher Stimme. Ich machte ein freundliches Gesicht und wandte mich von ihnen ab. Mein Werk hier war getan, ich war in meine Welt als Botschafter vor der Zeit mit Gotlinde zurückgekehrt, in der ich mich bestens zurecht fand, wenn ich nur von den wirklich bewegenden Momenten absah. Ein eifriger Diener mit einem Ziel. „Danke!“, rief man mir nach. Das machte mich traurig, denn nun wurde mir klar, welche Verantwortung ich gegenüber ihnen hatte.

Frohen Mutes kehrte ich zum Heerlager zurück. Dabei begegnete ich meinem guten alten Freund Vhaem, der eine sehr ruhige Art hatte. Er war bereits im ganzen Lager umhergeirrt, um mich zu finden. Freundlich wie er war, wollte er mich in das Zelt seiner Frau und sich auf Speis und Trunk einladen. Gemeinsam mit ihr war er vor einigen Jahren in den Dienst eines Adligen getreten, dessen Familie sich bereits seit Generationen damit rühmte dem König, nur die stärksten Krieger, die in Schlachten an vorderster Spitze des Heers kämpften, zur Verfügung zu stellen. Beide, Vhaem und seine Frau, waren besonders für Hochelfen ungewöhnlich groß und kräftig gebaut. Sie überragten mich beinahe um einen Kopf. Als ältesten Sohn, der wie sein Vater zum Krieger geworden war und stets seinen Weg nach vorne ging, ohne dabei übermütig zu weit greifen zu wollen, hatte er in früher Kindheit meine Bewunderung für sein Wesen gewonnen. Wir hatten uns sehr lange nicht mehr gesehen, da er gemeinsam mit seiner Frau ein großes Gut im Süden Tfhahns besaß, wo er die meiste Zeit verbrachte, wenn sein Trupp von ausgewählten Berserkern nicht gerade ihren Dienst für den König leisten musste. Vhaem war einer derer, die ich für ihren Charakter und ihre Gutmütigkeit bewundert hatte. Wie auch die anderen Berserker schlangen er und seine Frau riesige, gebogene Äxte in der Schlacht, mit denen sie ihre Feinde in Stücke hackten. Als ich ihn wieder traf, dachte ich anders über ihn. Seine Art machte mir Sorgen. Die meisten Hauptleute taten gut daran, keine sich sehr Nahestehenden gemeinsam in einem Trupp zu befehligen. In diesem Fall jedoch, war Vhaems Frau jene Anführerin, die das Sagen hatte und sich kaum darum scheren musste, was andere Hauptleute taten. Beide machten auf mich einen sehr loyalen, entschlossenen, einen sehr dummen Eindruck. Sie schienen nicht einmal etwas über die Lage des Heers zu wissen. Ich hatte keine Ahnung, wie viel die Krieger bereits von den obersten Hauptleuten erfahren hatten, aber Vhaem und seine Frau brannten nur darauf in die Schlacht zu ziehen. Sie machten mir beinahe Angst. Wir aßen und tranken, wir scherzten, wir verstanden uns dennoch. Am meisten freute es mich aber, kein üppiges Festmahl vor die Nase gestellt zu bekommen. Ich liebte diese Einfachheit, während ich gleichzeitig, um ihre Unwissenheit fürchten musste. Doch schaffte ich es, mich für eine Zeit lang wieder zu entspannen. Den nächsten drei oder vier Bekannten im Heerlager musste ich jedoch die Einladung freundlich verneinen. Stattdessen kehrte ich in der Dunkelheit zum Zelt der obersten Hauptleute zurück. Der Wind war verschwunden. Dennoch frohr ich trotz meines Umhangs.

„Haben sich die Magier tatsächlich als die Stärkeren erwiesen?“, war das Erste, was ich aus dem Mund des Strategen hörte als ich wieder vor den Wachen des Zelts der obersten Hauptleute stand. Sie gaben den Weg frei, indem sie ihre gekreuzten Lanzen auseinander zogen. Ein mulmiges Gefühl beschlich mich, ein Unbehagen, das mich davon abhielt, meinen Plan fortzusetzen. Meine Absicht, das Zelt zu betreten und mich den ewig gleichen Diskussionen der Fährdenziehenden auszusetzen, ließ ich von der Dunkelheit verschlingen. Stattdessen starrte ich in den Schein einer Fackel, die vor dem Zelt im Boden steckte. Ich sah den beiden Wachen ins Gesicht. Sie waren starr. Einer wie der andere. Ich dachte darüber nach, wie es sein musste, zur Leibgarde der obersten Hauptleute zu gehören. Ob sie stolz waren? All die Befehle mit Genugtuung zu ertragen, sich dem Oberen zu beugen, um selbst weiter oben zu sein. Die lächerliche Aufgabe einer Wache, die bezeugte, dass sich die Befehlshaber stets fürchten mussten. Mein Bruder musste sich fürchten. Alle mussten sich um ihr eigenes Leben sorgen, nur ich hatte Zeit für andere. Unendlich viel Zeit. Bei dem Gedanken an meine Entbehrlichkeit für das strikte System, musste ich lachen. „Verzeiht mir, Baradé! Stimmt etwas nicht?“, fragte die linke Wache. Beide Wachen sahen mich schon eine Weile erwartungsvoll an. Immer noch ein wenig schmunzelnd, sah ich die Wache mit beinahe geistesabwesendem Blick an. „Du kennst meinen Namen?“, fragte ich leise. „Natürlich!“, sagte die Wache verwundert. „Wie heißt du?“, fragte ich nachdenklich. „Jhun“, antwortete mir die Wache verunsichert. „Keine Sorge. Ich bin nur neugierig“, fuhr ich fort. Ruhig winkte ich mit meiner Hand ab. „Wollt Ihr nicht ins Zelt?“, fragte nun die andere Wache, die offenbar mehr Mut gefasst hatte. „Ehrlicherweise nicht, aber ich muss“, antwortete ich seufzend, grinste aber gleich daraufhin wieder. Ich verzog mein Gesicht, sah gerade aus ins Zelt hinein, nickte und betrat es schließlich. Eigentlich hätte ich so vieles fragen können, aber ich zog es vor, zur höfischen Art zurückzukehren und das angeblich Unangebrachte außen vor zu lassen.

Sie diskutierten immer noch. Es ging lediglich darum, wer den ersten Angriff ausführen sollte. Wie hungrige Wölfe rissen sie sich darum. Während der mächtige Draufhauer strategisch argumentierte, man müsse Berserker und schwer gepanzerte Lanzenträger vorschicken, wollte die andere Hochelfin die Magier als erste den Berg hinaufschicken.

Die Befehlshaberin der Reiter war sich unsicher und unterstützte daher kurzerhand beide Vorschläge, sodass die Diskussion kein Ende nahm. Es kam mir in den Sinn, dass mein Bruder tatsächlich wegen diesem Haufen von realitätsfernen Führenden notwendig war, nur um eine Entscheidung zu treffen. Doch ich machte mir Sorgen darüber, wie diese lauten würde. Alles hing von ihm ab. Ich hatte Mitleid mit ihm, nicht aber mit diesen merkwürdigen Gestalten vor mir. „Ah Baradé, gut dass Ihr kommt!“, rief der Draufhauer als er mich sah. „Findet Ihr nicht auch ...“ Vielleicht hätte ich zu sabbern anfangen sollen, vielleicht wäre ich einfach umgekippt, aber nein, stattdessen sah ich sie freundlich an. Aber niemand konnte ernsthaft von mir verlangen, ihnen zuzuhören. Nachdem alle ihre Argumente vorgetragen und ich mir kein einziges davon angehört hatte, fragte ich: „Brennt ihr so sehr darauf? Noch gibt es keine Schlacht!“. Sie sahen mich verwundert an. So hatte ich mich selbst zum Außenseiter gemacht als der ich mich schon zuvor gefühlt hatte. Die restliche Zeit saß ich schweigend neben ihnen. Ich wartete und wartete. So begann ich vor Müdigkeit schließlich wieder an Gotlinde zu denken. Mir kam es wie vor einer halben Ewigkeit her, da wir beide uns in der zum ersten Mal in der vermoderten Zelle getroffen hatten. Langsam ging ich alle Ereignisse durch, bis ich schließlich zur Grotte am See kam, in der wir uns nach dem Kampf gegen die Bestien auf dem Hügel im Wald befunden hatten. Auch wenn es mir nicht gelang, ihr Gesicht vor mir zu sehen, so sah ich doch wieder ihre Traurigkeit über die zerstörten Hoffnungen. Ich sah das Einhorn. Es brach mir das Herz. Ich sah Gotlinde und mich auf ihrem Strohaufen liegen. Es ließ mir das Herz erneut aufgehen. So arbeitete ich mich durch alle Gefühle, um die Ruhe einkehren zu lassen. Doch schließlich sah ich ein kleines Mädchen, gar nicht alt. Sie ging im Wald spazieren und wurde zerfleischt, von einem Wesen, das keinen besseren Nutzen hat als in Flammen aufzugehen. Die Alpträume kehrten zurück. Müde fragte ich die immer

noch diskutierenden Hauptleute nach einem Quartier für die Nacht. Man bot mir hundert Dinge an, so legte ich mich schließlich in einem eigens für mich aufgestellten und bewachten Zelt schlafen. Sogar aus der Auswahl der Wachen, wurde ein Spektakel gemacht. „Der Bruder des Königs. Wer will ihn mit seinem Leben schützen?“, hieß es. Mir wurde schlecht, aber ich schlief bald ein. Im Traum sah ich die Bewohner Wallfurts fliehen. Sie rannten davon, vor dem Gemetzel. Ich sah mich selbst, wie ich von Gotlinde Abschied nahm. Sie wollte mitkommen, hinab zum Heerlager der Hochelfen. Stattdessen ritt ich alleine in die Schlacht, doch fiel vom Pferd. Die Zeit verging, das Heer wuchs. Am nächsten Mittag weckte mich ein Hochelf, der mir berichtete, die Antwort meines Bruders wäre soeben eingetroffen. Man würde mich bereits im Zelt der obersten Hauptleute erwarten. So stand ich auf, zog die edle Kleidung wieder an, verließ das Zelt und ließ die grelle Sonne auf mein Gesicht scheinen. Ich stank nach Schweiß. Meine Haare waren voll mit Fett und völlig durcheinander. Die Gleichgültigkeit kehrte zurück. Draußen war wieder alles im vollen Gange als hätte keiner von ihnen ein Auge zugemacht. Der Hochelf brachte begleitete mich zum Zelt der obersten Hauptleute. Nun, bei Tageslicht sah alles viel prächtiger aus als am Abend zuvor. Man erkannte alle Farben. An den Spitzen des kostbaren blauen Zelts hingen Fahnen mit dem Wappen des Kraken, der die Hochelfen aus dem Meer auf das Land brachte. Die Wachen standen in edler Rüstung da, steif wie Statuen. Nur die beiden Wachen, mit denen ich am Abend zuvor gesprochen hatten, schienen zumindest ihre Gesichter ein wenig zu bewegen. Diesmal brannte ich darauf, das Zelt zu betreten. Dennoch zögerte ich kurz als ich an den beiden Wachen vorbeiging als wäre ich es ihnen schuldig, etwas zu sagen. Wortlos betrat ich das Zelt. Der Hochelf verließ mich daraufhin wieder. Haemlorn und die drei obersten Hauptleute standen umringt von anderen Mitgliedern des Kreises um den großen Tisch, der nun mit mehreren Karten übersät war und besprachen eifrig die Lage. Nichts sah nach Abzug aus. Keiner von ihnen bemerkte meine Anwesenheit. Jedes Mitglied des Kreises trug nur die wertvollste Kleidung am Leib. Alle hatten ihre eigene merkwürdige Art sich nach außen hin zu präsentieren und ich sah aus als hätte ich meine Kleidung einem wichtigen Mann gestohlen. „Baradé!“, ich hörte eine vertraute weibliche Stimme. Verwundert sah ich in die Menge hinein, die sich nun zu mir umdrehte. Einige sahen erstaunt aus, doch diejenigen, mit denen ich am Abend zuvor gesprochen hatte, machten besorgte Gesichter. Die Antwort hieß also nichts Gutes, das wusste ich sofort. Aus der Menge trat eine kleinere, zierliche Gestalt hervor. Sofort musste ich lächeln. „Du bist hier?“, fragte ich die kleine Hochelfin überrascht. Ihre blonden, langen Haare waren zu einem merkwürdigen Gebilde zusammengebunden, das mich an irgendein Gestrüpp erinnerte, das ich irgendwann mal im Garten des königlichen Palastes zu Gesicht bekommen hatte. Zu allem Überfluss trug sie auch noch silberne Blumen im Haar. Sie hatte ein Gewand an, das sie ungefähr doppelt so breit erschienen ließ, doch ich erkannte neben ihrem Gesicht, auch an ihren kleinen Händen, dass sie ihre Zierlichkeit nicht verloren hatte. Ein übertriebenes Lachen, das dennoch ehrlich klang. Ein heftiges Nicken. Ihre Freude war groß und mein Erstaunen über ihre Anwesenheit auch. „Wie du siehst!“, rief sie. Sie umarmte mich, zwei Köpfe unter dem meinen. Lithre war mir stets eine gute Freundin gewesen. Wir hatten über so manche schwierige Lebenslage geplaudert. Es passte kaum zusammen, dass sie in mein nun so ernstes Leben trat. Ihr dünner Hals war mit Abbildungen von roten, feurigen Drachen verziert. Als ich das sah, wusste ich, sie hatte ihren Traum zur Wirklichkeit gemacht. „Stell dir vor, lieber Baradé, du wirst es nicht glauben, aber der Kreis hat mich tatsächlich zu seinem Mitglied ernannt. Ich, stell dir das mal vor! Ich bin das jüngste Mitglied ...“, sie war ganz außer sich. Wie hatte so vieles in so kurzer Zeit geschehen können? „Du bist wegen den Drachen hier? Oder einfach weil es um Feuer geht?“, unterbrach ich sie misstrauisch. Sie ließ mich los und wich ein Stück zurück. Sie sah mich verwirrt an. „Was hast du? Freust du dich nicht für mich? Ich hatte dir doch immer davon erzählt, von meiner Bewunderung für diese Art von Magie!“, sagte sie ein wenig enttäuscht über meine scheinbar anteilslose Reaktion. Die Hochelfin, die die Reiter befahl, hinderte mich am Antworten. „Die Nachricht Eures Bruders ist eingetroffen“, sagte sie ernst. „Er wünscht, dass ihr sofort zu ihm zurückkehrt“, fügte sie erwartungsvoll hinzu. Ich

überlegte kurz. „Und weiter?“, fragte ich vorsichtig. „Der Angriff wird fortgesetzt“, antwortete sie knapp. Lithre sah mein Unbehagen. Alle Augen starrten mich an. Ich sah weg, irgendwohin, mit gerunzelter Stirn, zusammengepressten Lippen. Ich schluckte kurz. „Das kann er nicht tun!“, sagte ich entschlossen. „Euer Bruder hat jede Einmischung von Euch ausdrücklich verboten!“, entgegnete Haemlorn, nun ganz bestimmt, weil er seine Chance, das Wort ungehindert zu ergreifen zu können gewittert hatte. „Ihr versteht das nicht. Ich befürchte sogar, dass ihr die Schlacht verlieren könntet“, sagte ich, um einen letzten Versuch der Umstimmung zu wagen. Sie würde nur ihr eigener Tod abschrecken. Das Wort des Königs war unantastbar. Alle lachten, alle bis auf Lithre, wofür ich sie in diesem Augenblick liebte. „Der halbe Kreis, habt Ihr das schon vergessen?“, fragte Haemlorn, beinahe schon höhnisch. „Habt Ihr vielleicht gesehen, was ich gesehen habe, verehrter Haemlorn? Nicht nur, dass dieser Dämonenherrscher allem, was ich bisher gesehen habe, in seinen Fähigkeiten bei weitem überlegen ist, nein, hier geht Schreckliches vor sich. Irgendwelche Bestien griffen seine Schülerin an und töteten Bewohner dieses Dorfes. Eine alte Hexe tauchte auf, die den Dämonenherrscher suchte. Wir glauben, sie steckt hinter ...“, ich versuchte logische Gründe vorzubringen. Haemlorn unterbrach mich, nun noch selbstsicherer als zuvor: „Wir? Wen meint ihr damit?“. „Gardona, seine Schülerin und mich“, antwortete ich ruhig, obwohl ich wusste, was nun kam. Haemlorn seufzte wie ein Vater, der seinem Sohn, eine Dummheit guten Herzens verzeiht. „Auf welcher Seite steht Ihr eigentlich?“, fragte er kritisch. Sein Gesicht, seine Hände, er machte seine Sache gut. „Auf keiner Seite, aber ich sehe niemanden als Feind, der mich nicht wie ein Feind behandelt. Sie waren gastfreundlich, ich habe mich mit ihnen unterhalten. Sie denken, bevor sie handeln, lieber Haemlorn und keiner von ihnen hat die Absicht mit den Hochelfen in den Krieg zu ziehen. Ihr wisst nicht einmal, weshalb mein Bruder euch hierher geschickt hat, aber dennoch seid ihr überzeugt, für die richtige Sache zu kämpfen. Ja, der König, der König ... ich bin sein Bruder und kenne ihn besser als ihr alle. Dort oben findet ihr keinen Feind, nur zwei Menschen, die überleben wollen und euch in Flammen aufgehen lassen werden, wenn ihr es wagt, ihnen ihr Leben streitig zu machen. Es wird passieren, ich habe es gesehen. Sie sind friedlich, sie sind freundlich und sie sind stark. Lasst sie ihr Leben leben, dann wird hoffentlich nichts allzu Schlimmes mehr passieren. Auch der König irrt sich von Zeit zu Zeit. Wartet bis ich mit ihm gesprochen habe, bitte, wartet solange!“, ich ließ mein Herz sprechen.

Einige schienen tatsächlich noch einmal in sich zu gehen, allen voran meine gute alte Freundin Lithre, doch die meisten kannten keine Gnade. Meines Bruders Wort war Befehl für sie. „Wir bleiben loyal“, antwortete Haemlorn. Er nahm den anderen das Wort. Jene, die in sich gegangen waren, wurden unsanft aus ihren Gedanken geweckt. Keiner würde das Wort gegen ihn erheben. Nicht einmal Lithre, die inzwischen mehr Mitleid mit mir als Verständnis für meine Bitte zu haben schien. Einsichtig blickte ich auf den Boden unter meinen Füßen. „Dann reite ich zurück zu Gardonas Turm und ...“, sagte ich ruhig. „Denkt nicht daran!“, unterbrach mich Haemlorn unsanft, „wir lassen nicht zu, dass ...“. Langsam zog ich mein Schwert und hielt es vor mir mit der Spitze zum Boden hin geneigt in meiner rechten Hand. Er schwieg. „Versuch es, Magier, versuch dein Glück! Noch bin ich am Leben!“, sagte ich fast schon verständnisvoll ihm zu. Nun war ich der Hönische. Ich steckte das Schwert ebenso ruhig, wie ich es gezogen hatte, wieder in die Scheide und verließ das Zelt, ohne mich abzuwenden. Keiner folgte mir, keiner. Ich suchte mein Ross und fand es. Ich bestieg es und ritt los. Zurück zu Gardonas Turm und keiner hielt mich auf, keiner.

Kapitel 7

Heimwärts

Es machte mich wütend, dass ich keinen Einfluss hatte. Eigentlich hasste ich Einfluss und liebte stattdessen die Möglichkeit, darauf zu verzichten. Doch nun, da ich mich nicht mehr heraushalten wollte, war es zu spät. Meine Kleidung hatte ihre Macht verloren. Was war nur los mit den Kriegswütigen? Vor Haemlorn hatte ich mit dem Schwert in meiner Hand gespürt, dass mein Lebenswille durch die Erkenntnis über die Schande, die Gewalt mit sich brachte, gesunken war. Ich war gar nichts mehr, höchstens ein Teil eines Gebildes, der es nicht einmal vervollständigte. In meiner Aufgabe als Botschafter hatte ich kläglich versagt und als Versager, ritt ich trotzig den Weg entlang, der mich zurückbrachte. Die Welt schien auf den Tod zu brennen, so konnte sie auch meinen haben. Doch als ich schließlich wieder Gardonas Turm erblickte, verging die Wut. Die Sorge kehrte zurück, aber sogar auch die Freude auf ein Wiedersehen. Meine Gefühle bestimmten meine Handlungen. Sie allein führten mich nun. Dafür hatte ich mich schon vor langer Zeit entschieden. Ich hatte große Angst, vor allem was kommen würde. Mir war als wäre mir mein eigener Bruder nun ein Fremder. Gardona musste mir die Möglichkeit geben, schneller zu ihm zurückzukehren. Das war die einzige Chance. Aus meinen Gefühlen folgten Gedanken, doch sie zogen nur nebenher und begleiteten mich auf meinem Weg. Es war heiß. Ich liebte die Sonne, ich liebte die Bäume, ich liebte jenen Fluss, den ich erneut überquerte. Ich liebte die Vögel, den Fuchs, den ich zwischen den Bäumen zu sehen glaubte. Ich würde allen vergeben, ganz besonders jenen, die das Schlimmste von allem angerichtet hatten. Es musste nur endlich ein Ende nehmen.

„Baradé“, erneut hörte ich meinen Namen. Lithre stand vor mir. Vollkommen gedankenlos hatte ich auf die spitzen Ohren meines Rosses gestarrt. Ich beugte mich ein Stück weit hinunter zu dessen Hals und fuhr ihm mit meiner durch die Mähne. Auf dem steinigen Weg stand Lithre, die kleine Hochelfin, beschmückt mit ihren silbernen Blumen. Ich verzog das Gesicht. „Lithre? Wie kommst du hier her?“, fragte ich ungewollt mürrisch. „Hast du schon vergessen, dass ich nun zum Kreis gehöre?“, antwortete sie freundlich. Ich nickte ihr nur zu. Dann richtete ich mich auf und fragte mit einem lauterem Ton: „Haben sie dich geschickt, um mich zu meinem Bruder zu bringen?“. Sie seufzte und breitete ihre Arme aus. „Nein. Hast du vergessen, wer ich bin?“, fragte sie, ohne Vorwurf. Ich besann mich. Die Sonne wurde von Wolken verdeckt. Ein leichter Wind fuhr über das Land. Unweit von uns schwankten die Äste einer großen Fichte. Am Wegrand begann ein Meer aus Grün, Grau und Braun. Wurzeln wurden von Gräsern, Sträuchern und Moos überdeckt. Dazwischen größere Felsen. Das Meer wurde durch einzelne bunte Punkte erhellt. Überall waren Blumen in jeder erdenklichen Farbe. Die Trostlosigkeit meines Weges war verschwunden. Es hatte etwas Magisches. „Lithre, Lithre, was soll ich nur tun?“, murmelte ich schließlich vor mich hin.

Gemächlich stieg ich von meinem Ross herab. Die Wut war längst vergangen, doch bangte ich noch um den Frieden. Dennoch nahm ich mir die Zeit, auf sie einzugehen. Immerhin stand sie plötzlich vor mir, behandelte mich freundlich und das obwohl der Rest des Hochelfenadels mich nicht mehr ernst zu nehmen schien. Unsere alte Freundschaft gab mir ein Stück Hoffnung zurück. „Alles in Ordnung?“, fragten wir uns im selben Moment gegenseitig, nachdem wir das besorgte Gesicht des jeweils anderen studiert hatten. Wir lachten, doch ließen es nicht lange anhalten. Wir verstanden uns. Ich betrachtete Lithres Drachenverzierung an ihrem Hals. Wir waren im selben Alter. Die Haare, die Blumen, sie sah aus als wäre sie sich nun selbst mehr wert als kurze Zeit zuvor, in der wir uns noch gesehen hatten.

Die Erfüllung Ihres Traumes, eine große Magierin zu werden, schien sie aufgehen zu lassen. Zumindest hoffte ich das für sie. „Ich sprach mit deinem Bruder“, sagte sie nun etwas ernster. Sie versuchte, die richtigen Wort zu finden, vielleicht um es mir so verständlich wie möglich zu machen. „Hat er sich verändert?“, fragte ich besorgt. „Du dich doch auch“, antwortete sie und fügte

hinzu: „Alles ändert sich doch irgendwann!“. Geduldig wartete ich ab, was sie mir über ihn zu sagen hatte. „Er fürchtet, um das Königreich, auch um dich. Du warst plötzlich verschwunden. Er hat nicht mehr viele, denen er vertrauen kann“, sie seufzte kurz und fuhr weiter fort: „Jemand hat ihn besucht, nachdem du aufgebrochen bist ...“ „Diese verdammte alte Hexe, deren Namen ich nicht einmal kenne“, unterbrach ich sie wieder wütend. Sie konnte nichts dafür. Die Wut galt nicht ihr, aber ich versuchte, einen Feind zu erkennen, wo ich mir einen wünschte. Sie schaute mich verwundert an. „Er hat erwartet, dass du hier bist. Deshalb hat er mich geschickt“, sie sprach sehr vorsichtig. Sie wusste, dass ich nur darauf gewartet hatte, zu hören, dass sie mit einem Auftrag vor mir stand. Aber ich blieb ruhig und fragte: „Was genau sollst du tun?“. Langsam ging ich vorwärts, mit den Zügeln meines Rosses in der Hand. Es trabte mir hinterher. Die kleine Hochelfin ging zur Seite, als würde sie mir den Weg frei machen. „Dich beschützen! Genau das ist mein Auftrag“, meinte sie vergnügt. Nun sah ich sie verwundert an, während ich an ihr vorbeilief. Ich wollte weiter in Richtung des Flammturms gehen. „Ja, ich glaube, er hat deshalb dafür gesorgt, dass ich dem Kreis angehöre. Er vertraut mir anscheinend weil ...“ „... wir Freunde sind“, vollendete ich ihren Satz. „Wer hat ihn besucht, nachdem ich aufbrach?“, fragte ich. Was sie sagte machte Sinn, falls mein Bruder, sich wirklich sorgte. Langsam begann ich selbst vor lauter Sorge, meine Gedanken zum Stehen zu bringen. „Du solltest mit ihm darüber sprechen!“, antwortete sie. Sie sah mich belehrend an. „Hier kann ich mir nicht sicher sein, ob noch jemand von dem erfährt, was ich dir sage. Verzeih mir meine Vorsicht. Ich vertraue dir mindestens genauso wie dein Bruder“, sie wirkte sehr besonnen. Mein Ross war mir ein Freund. Schweigend trabte es weiter. Es kannte keine Feindseligkeit, die nicht auf seinen Instinkten beruhte. Der drohende Krieg brach sämtliches Vertrauen. Er brachte ein Unbehagen, in dem sich alle zu hassen glaubten. „Ich muss erst mit jemandem sprechen. Danach kehre ich zu meinem Bruder zurück“, antwortete ich. Mein Ziel war tief in mir verankert: Gotlinde und Gardona. „Der Dämonenherrscher Gardona. Baradé, Bar ...“, sie kam ins Stocken. Trotzdem lief ich weiter. Sie war ein Stück weit hinter mir. „Warte doch!“, rief sie auf einmal verzweifelt. „Hast du es wirklich so eilig? Anfangs dachte ich noch, du würdest dich freuen, aber nun“, fügte sie stolzer hinzu. Doch ich konnte mich nicht zu ihr umdrehen. „Es tut mir Leid, wenn ich mich nicht für dich freuen kann. Du hast es weit gebracht, deine Träume erfüllt. Meine sind dabei, sich von mir zu entfernen, kurz nachdem ich ihnen begegnet bin“, antwortete ich während ich in die Baumwipfel sah. „Diese Hexe hat dir wohl den Kopf verdreht. Natürlich kannst du dich freuen und weiter träumen. Dein Bruder erwartet dich. Überlasse uns diesen wahnsinnigen Dämon!“, sie war entschlossen, beinahe zornig. Mehr als ein Seufzen konnte ich zunächst nicht erwidern, da sie offensichtlich bereits über alles bescheid zu wissen glaubte. „Mein Bruder wurde gettäuscht, nicht ich!“, antwortete ich danach knapp. „Was ist nur los mit dir?“, fragte sie, nun wieder etwas ruhiger. Sie schien sich Sorgen zu machen, während ich mich immer weiter von ihr entfernte. Sie musste schließlich sogar lauter sprechen, damit ich sie immer noch hören konnte und rief mir voller wieder gewonnener Freundlichkeit nach: „Siehst du nicht, dass ich nur bei dir sein möchte, Baradé?“. Langsam drehte ich mich zu ihr um. Die kleine, zarte, eifrige Hochelfin, meine gute alte Freundin, deren grundlegende Beschreibung mich ein ganzes weiteres Buch gekostet hätte, stand da, zu weit von mir entfernt. Ich kehrte um und ging ein Stück auf sie zu, bis wir wieder voreinander standen. „Es tut mir Leid. Es ist dieser ...“, sagte ich leicht seufzend zu ihr. „Ich weiß es doch“, antwortete sie. „Wieso kommst du nicht einfach mit zu diesem „wahnsinnigen“ Dämon?“, fragte ich halb lächelnd. Die Furcht hatte meine Erinnerungen an die schöne Zeit mit all meinen Freunden, all jenen, die mir mehr als lieb waren, ein Wenig verdrängt. Doch die Furcht musste dem Funken weichen, den Lithres freundliche Worte entfacht hatten. Ihre Antwort spielte keine Rolle, nur das Angebot. Sie wirkte etwas überrascht, ging in sich, suchte nach einer Antwort und verkündete sie ganz unbeholfen: „Das ... das würde man mir sicher als Verrat anlass...“ „Dann sind wir schon zwei Verräter. Man wird uns sicher hängen lassen“, unterbrach ich sie zuvorkommend und grinste ihr dabei schon beinahe unverschämt ins Gesicht, doch wechselte sogleich zurück zu einer bedachten Mine. Sie wusste, wie ich es meinte, wahrscheinlich besser als ich selbst. Sie nickte

schmunzelnd. Ich half ihr auf mein Ross und setzte mich selbst wieder auf den Sattel. Sie hielt sich leicht auf dem für sie viel zu großen Ross vor mir. So ritten wir hinauf zum Flammturm während ich noch einmal die Schönheit meiner geliebten Vorstellung der Natur anhand all der wunderbaren Bäume, Felsen, Sträucher, des Windes, der Sonne, der Wolken, des Klangs der Tiere und Lithres spitzer Ohren genoss. Wir bewegten auf und ab, doch ich verspürte keine Anstrengung, nur ein Stück des ersehnten Friedens mit mir selbst.

Das große, dunkle, mit Figuren verzierte Tor der steinernen Halle des Flammturms war verschlossen und blieb es auch. Ich rief, doch es öffnete sich auch nach unzähligen Versuchen nicht. Lithre dagegen war ruhig. Sie beobachtete meine Enttäuschung. Doch ich ließ mich nicht beirren. Schließlich ritten wir zur Flamburg. Auch hier blieb das Tor verschlossen. Am See fand ich nichts als das ruhige, glatte Wasser, das Lithre und mich spiegelte. Es wurde immer später. Ich stand in der Felsgrotte am Wasser. Sie schien ihren Schimmer verloren zu haben. „Sind etwa alle verschwunden?“, rief ich zornig. Lithre, die noch auf dem Ross saß, zuckte nur freundlich und schweigend mit ihren Schultern. Als ich mir gerade mit meiner rechten Hand, über die noch immer mein schwarzer Lederhandschuh gestülpt war, übers Gesicht fahren wollte, öffnete sich der Boden unter meinem Ross. Lithre und das Ross fielen hinab ins Unbekannte. Ehe ich ihnen noch nachsehen konnte, war der Boden wieder verschlossen als wäre nichts geschehen. Voller Zorn presste ich die Lippen zusammen und runzelte die Stirn. Mit einem Schwung zog ich mein Schwert, so fest in der Hand wie vor meinem Todeskampf. Doch auch unter mir öffnete sich der Boden. So fiel ich hilflos hinab in die Erde, vorbei an Wurzeln und Ranken. Brüllend rammte ich das Schwert verzweifelt in eine große, aus der Erdwand heraushängenden Wurzel während ich in die Tiefe stürzte. Erneut sah ich das Ende kommen, doch begegnete ihm vertrauter und dennoch voller Angst. Unsanft fingen mich riesige weiße Ranken auf. Kurz darauf wurde es dunkel. Die Erde hatte sich irgendwo über mir wieder geschlossen. Verwunderung verdrängte meinen Zorn. „Baradé?“, rief Lithre ängstlich durch die Dunkelheit. Sie war noch immer recht nah bei mir. „Ja, ich bin hier“, antwortete ich seufzend. Die Ranken wunden sich um meine Arme und Beine, doch zerquetschten diese nicht. Sie passten sich der Form an, sodass ich mich nicht einmal mehr ein kleines Stück rühren konnte. Nur den Kopf konnte ich frei drehen und bewegen. „Was war das?“, fragte mich Lithre. Ich hörte nur Sorge in ihrer Stimme, keine Verzweiflung und das obwohl wir uns irgendwo unter der Erde in völliger Dunkelheit befanden. Es war weder warm noch kalt. Die Luft war klar. Es gab keinen besonderen Geruch, der einen besonderen Ort hätte auszeichnen können. Es war nicht anders als in einem geschlossenen Raum. Als ich Lithre gerade antworten wollte, hörte ich ein helles Geräusch. Es klang nach Eisen, das auf etwas geschlagen wurde. Kurz darauf erschallte eine Stimme links von uns, irgendwo in der Ferne. Wir konnten sie nicht verstehen, aber es klang nach einem Mann, der immer näher zu uns kam. „Wer ist das?“, flüsterte Lithre zu mir. „Ich könnte versuchen, uns mit einem Zauber befreien, aber ich weiß nicht wie diese offensichtlich magischen Ranken darauf reagieren werden“, fügte sie hinzu. „Mache dich bereit, aber warte noch ab. Ich weiß nicht, was das alles bedeutet!“, gab ich ihr zur Antwort. Da man uns nicht getötet hatte, gab es anscheinend einen bedeutenderen Grund, weshalb wir nun wehrlos unter der Erde zwischen den großen Ranken steckten. Ein Licht schien von links zu uns herüber. Es war sehr klein. Der Mann redete immer noch vor sich hin: „Was, was, was? Einen nach dem anderen muss man hier befragen. Ja, mich fragt sowieso keiner!“. Er klang mürrisch und älter. Das Licht kam von einer Laterne, wie ich bald erkennen konnte, die in der Dunkelheit ringsum hin- und herwackelte. Wir gaben keinen Laut von uns, stattdessen warteten wir ab. Lithre versuchte keinen Zauber, obwohl ich mir selbst damit nicht besonders sicher war. Als der Mann schließlich unweit vor mir stand, sah ich hin und wieder sein altes, grimmiges, rundes Gesicht, immer dann wenn er die Laterne ein Stück höher vor seinen Kopf hielt. Er war stehen geblieben und schien nachzudenken. Sein grauer Bart war dünn, aber dennoch lang, seine Nase groß und kantig, ganz im Gegensatz zu seinem großen, runden Gesicht. Auf dem Kopf trug er eine weiße Haube. Mehr konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen. „Folgt mir zur Versammlung!“, zeterte der Alte auf einmal. Da er offensichtlich von


unserer Anwesenheit wusste, antwortete ich: „Wer seid Ihr?“. Meine Verwunderung schien ihm nicht neu zu sein, da er ruhig, fast schon gelangweilt meine Frage beantwortete: „Wer ich bin interessiert Euch nicht. Ihr seid nun im Inneren des Gebirges, welches von uns Zwergen behaust wird. Also folgt mir nun, damit der König mit euch beiden sprechen kann.“ Aus der Entfernung hatte ich seine Größe nicht abschätzen können. Überhaupt hatte ich nie zuvor einen Zwerg getroffen. „Vielleicht ist Euch entgangen, dass wir hier gefangen sind“, wandt Lithre mit einem klareren, aber doch gereizten Ton ein. „Oh, natürlich“, antwortete der Zwerg. Er winkte ab und die Ranken setzten uns sanft auf den Boden. Wir schüttelten in der noch andauernden Dunkelheit unsere Arme und Beine, um sicher zu gehen, dass alles wohl erhalten war. Immer noch konnten wir nur sein Gesicht erkennen. Ich wusste nicht, wo genau Lithre stand, ich hörte lediglich einige ihrer Bewegungen. „Nun kommt endlich. Ich habe nicht ewig Zeit!“, sprach der grimmige, alte Zwerg, mit einer Stimme, die durchaus zu seiner Erscheinung passte. „Freundlich diese Zwerge“, kicherte Lithre in der Dunkelheit vor sich hin. Vielleicht war sie nun auch gelassener geworden. Immerhin hätte uns alles Mögliche passieren können. Wir trotteten dem alten Zwerg gemütlich hinterher, da er aufgrund seiner Größe wesentlich langsamer ging als wir. Zunächst glaubte ich, meine Augen hätten sich an die Dunkelheit gewöhnt, was mir bei absoluter Schwärze als unmöglich erschien, doch dann bemerkte ich, dass wir immer weiter in einen Lichtschein hineinliefen. Es war eine beinahe unheimliche Erscheinung, alles heller warzunehmen und dennoch nichts zu erkennen. Lithre lief nun neben mir her. Durch den leichten Schein konnte ich ihre Umrisse erkennen und hin und wieder ihr Gesicht, je nachdem wie sich der kleine, alte, grimmige Zwerg vor uns mit seiner Laterne gerade bewegte. Unsere Schritte waren leise und weich. Als würden wir auf weichem Gras laufen, doch fühlte es sich wie Erde an, in der man dennoch nicht versank. Ich ließ meine linke Hand die ganze Zeit über auf dem Knauf meines Schwertes liegen, um es notfalls hervorziehen zu können. Nichts konnte mich nun mehr überraschen. Was auch immer hinter diesem seltsamen Ort steckte, es könnte mich nicht mehr wundern, also wartete ich einfach ab. Es war mir, als würde ich zum ersten Mal das Denken sein lassen. „Du, du hast gesagt, hier geht etwas Schreckliches vor sich, im Zelt, bevor du gegangen bist“, fragte mich Lithre schließlich vorsichtig. Natürlich runzelte ich die Stirn. Die Geschichte nahm ihren Lauf und immer mehr wurden daran beteiligt. Hätte alles anders kommen können, wenn ich nicht mit Gotlinde gegangen wäre oder würde ich nur noch weniger Einfluss haben, aber dafür mehr Abstand? In der Zeit mit Gotlinde, nachdem die Bestie bei Wallfurt getötet wurde, hatte ich meine erhoffte Ruhe gefunden, abseits von allem, was so wenig Bedeutung in meinem Leben hatte. „Ja, es gab Tote. Aber du siehst ja selbst, dass hier merkwürdige Dinge vor sich gehen“, antwortete ich, so wie ich schon unzählige Male auf eine Frage geantwortet hatte. Angepasst und hergerichtet für den Fragenden, möglichst einfach, möglichst friedlich, möglichst beruhigend. „Vielleicht hattest du Recht, im Zelt, aber du weißt doch wie das ist“, sprach Lithre weiter. Alles wirkte zu natürlich für diesen mir unbekannten Ort. „Trotzdem könnten sie warten, bis ich mit meinem Bruder gesprochen habe. Sie reißen sich ja geradezu darum, in den Krieg zu ziehen“, entgegnete ich mürrisch. „Sie sind nun einmal Krieger. Unser Volk ist nur durch den Krieg dorthin gekommen, wo es jetzt ist. Meine Zauberei habe ich auch nicht gelernt, um das Leid anderer zu mildern. Man brachte mir Dinge bei, die andere vernichten. So ist es eben mit der Macht. Einer bestimmt immer“, in ihrer Stimme lag die Bestimmtheit, die ich schon zuvor bemerkt hatte. Ihr Aufstieg hatte sie bereits verändert. Es gefiel mir nicht. Zwar freute ich mich, dass ihre Träume scheinbar in Erfüllung gegangen waren, aber es hatte sie fast schon zu einer von niederträchtigen Hauptleuten gemacht. Leider jedoch, schien sie mit dem was sie sagte auf eine gewisse Weise richtig zu liegen. Sie sprach aus, was mir so schwer im Magen lag. Das, was immer deutlicher wurde, je näher ich Orten wie Wallfurt kam. Dort wo die Leute sich selbst einen niedrigeren Wert zuschreiben würden als einem Dahergerittenen in vornehmer Kleidung, weil sie es seit jeher getan haben. „Nur, dass du ein Krieger bist, das wusste ich bis jetzt auch noch nicht. Du hast dein Schwert ja schnell in der Hand, wenn es zu Konflikten kommt“, scherzte sie und lächelte unbeschwert an mir vorbei, in die Dunkelheit als der Lichtschein ihr Gesicht bereits wieder verließ.

Ich wurde wieder nachdenklich, doch nur für einen kurzen Moment, denn sogleich drehte sich der kleine, grimmige, alte Zwerg zu uns um. Mit einem Ruck blieben wir erwartungsvoll vor ihm stehen. Wir sahen auf seine weiße Haube hinab. Er lehnte seinen Kopf leicht zurück und sah uns mit seinem grimmigen Gesicht an. „Wir sind da!“, schnauzte er schlecht gelaunt heraus. Das Laufen hatte ihm vielleicht die Laune endgültig verdorben. Lithre und ich sahen uns schmunzelnd an. Wir wussten nicht, was uns erwartete. Die Angst war verflogen. Da wurde es um uns herum hell. Wir sahen an glänzenden Steinwänden hinauf. Wir staunten über glitzernde Steine, hier und da, über Felsen, die von der Decke ragten, über Plateaus links und rechts von uns, über Seen in der Ferne, einfach über das gesamte Erdreich, welches sich vor uns in aller Pracht und Einsamkeit erstreckte. Kein anderes Lebewesen war zu sehen. Ehe ich noch alles rund um uns herum bewundern konnte, hörte ich schon die mir nur allzu vertraute Stimme Gardonas erklingen: „Willkommen bei meinen alten Freunden, den Zwergen!“. Er trat in seinem riesigen lilafarbenen Gewand hervor. Die gewolbten Hörner und die Tatsache, dass er sich auf einem der Plateaus vor uns befand, ließen seinen Auftritt fast schon eindrucksvoll erscheinen. Lithre zuckte zusammen. „Der Dämonenherrscher! Ist er das?“, rief sie aufgebracht. Sie war nicht vorbereitet. Vorsichtig wich sie zurück und murmelte irgendetwas vor sich hin. Dann schleuderte sie schon mit aller Kraft eine Welle aus Feuer auf Gardona, welcher sich dabei köstlich über die kleine Hochelfin amüsierte und die Welle mit seinen Augen aufsog. Womit auch sonst, fragte ich mich beinahe selbst belustigt. Noch entsetzter murmelte Lithre daraufhin erneut etwas, das ich nicht verstehen konnte. „Genug!“, rief Gardona. Da kam Gotlinde unterhalb des Plateaus zum Vorschein. Lithre verstummte. Vielleicht sah sie nun etwas Vertrautes, vielleicht gab sie auf. Immerhin hatte das Spektakel rasch ein Ende gefunden. Gotlinde! Nach all dem Durcheinander hätte ich in meiner Zuneigung zu ihr am liebsten eine andere Welt gesucht, in der das Leben fröhlicher ist. Ich wollte die Gewalt vergessen, das Übel hinter mir lassen, mich der Schönheit hingeben, doch ich blieb vernünftig. „Drei Magier und ein verwirrter Baradé. Welche Ironie, Feuer mit Feuer bekämpfen zu wollen!“, Gardona sprach einmal mehr erhaben. „Lass uns umkehren, Baradé! Hör nicht auf ihn!“, flüsterte mir Lithre zu. Aber ich versuchte die Fremde aufzulösen. „Das hier ist Lithre. Eine gute, alte Freundin von mir. Sie ist Mitglied des Kreises der Elemente“, sprach ich freundlich und wies mit der rechten Hand auf sie. Ich drehte mich zu Lithre und fügte hinzu: „Das sind Gardona, der nebenbei bemerkt einst ein Mensch war und seine Schülerin Gotlinde. Sie waren meine Gastgeber in den letzten Tagen“. Alle blieben ruhig. Gotlinde stand nun vor uns. Sie nickte Lithre höflich zu. „Was ist das hier?“, fragte ich Gotlinde. Sie seufzte, kratzte sich am Kopf und atmete erst einmal tief durch. „Die Höhlen der Zwerge“, sagte sie knapp. Erwartungsvoll sah ich ihr in die Augen. „Gardona, er hat einen Plan ...“ „So ist es“, unterbrach er sie. Er stand plötzlich hinter ihr. Lithre wich noch weiter zurück, aber ich schüttelte den Kopf während ich sie ansah, um ihr ein Zeichen zu geben, dass sie ihn nicht fürchten musste. Sie blieb unsicher ein Stück zurück. „Einen Plan?“, fragte ich misstrauisch. All die Pläne, für die so viel Zeit verwendet wurde, anstatt einfach einmal weiterzuleben. „War deine Mission erfolgreich?“, fragte mich Gardona zunächst. „Die Hochelfen werden angreifen. Deshalb kam ich, kamen wir zurück“, antwortete ich ungeduldig. Die Geheimnisse wurden immer unerträglicher. „Ich verschwinde dann mal, mein König“, wandt plötzlich der alte, grimmige Zwerg ein, der die ganze Zeit unweit von uns gestanden hatte, ohne einen Ton von sich zu geben. Alle starrten ihn verwundert an. Gardona nickte ihm zu, woraufhin der Zwerg sich mürrisch davon machte. Ich sah ihm hinterher. „Siehst du, junger Baradé. Ich wusste es“, sagte Gardona beinahe schon genugtuend. „Aber mein Bruder möchte mit mir sprechen. Vielleicht kann ich ihn noch überzeugen, nicht anzugreifen. Was genau machen wir nun hier unten?“, antwortete ich schnell, während ich noch meinen Kopf wieder zu Gardona drehte. Lithre ließ die Arme langsam sinken. Die ganze Zeit über war sie bereit zum Kampf da gestanden. Vielleicht beruhigte sie Gotlindes freundliche Art, die höflich daneben stand, vielleicht auch ihre menschliche Erscheinung im Gegensatz zu Gardonas, die ich selbst anfangs etwas gefürchtet hatte (ÜBERPRÜFEN). Zumindest war das meine liebste Erklärung dafür, beruhigte Gotlindes Erscheinung mich selbst doch am meisten. „Wir kommen

deinem Bruder zuvor. ...“, wollte Gardona mir gerade erklären, doch dies mal unterbrach Gotlinde ihn ganz durcheinander: „Sag, was ist mit den Dorfbewohnern, mit Lykke und Malte, was ist mit dem alten Reimar!“. Sie sah mich voller Hoffnung an. Sie wirkte bleicher, älter und müder. Ihr plötzlicher Geisteswandel erschreckte mich beinahe. „Sie wurden versorgt als ich sie traf. Der alte Reimar, der ist krank. Ich weiß nicht, was sie tun, wenn die Hochelfen wieder ...“, antwortete ich langsam, um sie zu beruhigen. Doch auch ich wurde von Gardona unterbrochen: „Wir haben keine Zeit mehr! Folgt mir, von mir aus auch deine Hochelfengefährtin.“ Er wandte sich ab und lief in die Richtung der Plateaus los, aus der er und Gotlinde gekommen waren. Gotlinde seufzte, sagte aber nichts. Lithre machte den Eindruck als wäre sie erstarrt. Gotlinde wollte sich Gardona anschließen. „Wartet!“, rief ich ein wenig empört. „Ich denke, ihr schuldet mir noch ein paar Erklärungen“, sagte ich so laut, dass es von den riesigen, glänzenden Wänden zurückhallte. Lithre wurde aus ihrer Starre gerissen. Sie sah mich an, doch Gardona und Gotlinde liefen weiter. „Wir haben keine Zeit!“, entgegnete Gardona. „Lass uns umkehren!“, flüsterte Lithre. Ich schüttelte den Kopf. „Was passiert, passiert auch ohne uns“, antwortete ich knapp. Ich schloss mich Gotlinde an. Lithre folgte schließlich etwas niedergeschlagen über meine Entscheidung. Wir durchquerten das riesige Erdreich, folgten Pfaden, gingen durch Stollen. Hier und da sahen wir einen Zwerg, mit Laterne und Spitzhacke. Sie verneigten sich vor Gardona und Gotlinde, doch Lithre und mich sahen sie nur mürrisch an. Lithre amüsierte sich trotz ihrer Besorgnis über die kleinen mürrischen Gräber, was mich selbst aufmunterte. Etwas Hoffnung kam wieder in mir auf, obwohl ich einmal mehr nichts wusste. Nach einiger Zeit gelangten wir an einen steilen Abgrund. Es war nun wieder dunkler. Ich konnte kaum den Fels direkt neben mir erkennen. Lithre schien die Dunkelheit mehr als satt zu haben. Sie entzündete eine Flamme in ihrer Hand. Mit einer einfachen Bewegung erhellte sie die nähere Umgebung. Die Flamme erlosch, doch die Helligkeit blieb. Rundherum war kein Glanz mehr an den Wänden zu sehen. Der Abgrund vor uns musste sich ein ganzes Stück weit erstrecken, zumindest sah ich keine andere Seite. „Dürfte ich nun vielleicht erfahren, was ihr vorhabt?“, fragte ich höflich mit einem Hauch von Ironie in meiner Stimme. „Sicher, verehrter Baradé“, antwortete Gardona, noch während er suchend in den Abgrund hinabblickte, bis er einen kleinen Seufzer der Erleichterung ausstieß und sich zu Lithre, die wieder ein Stück weiter weg stand und mir wandte. „Es verläuft alles nach Plan“, fügte er, ebenfalls erleichtert, hinzu. Er breitete seine Arme aus als wäre er erfreut uns zu sehen, auch wenn man seinem Gesicht kaum eine Regung entnehmen konnte. Lithre wich nicht mehr zurück, sah ihn aber besonders misstrauisch an. Gotlinde dagegen stellte sich neben mich. Ich nickte ihr knapp mit einer freundlichen Miene zu. Es gefiel mir sehr, dass sie wieder in meiner Nähe war. „Die Riesen haben bald einen Durchgang zum Fluß geschlagen. Ein Glück für uns, dass die Zwerge so viele von ihnen in ihrer Gefangenschaft halten“, fuhr Gardona fort. Lithre und ich sahen ihn nur äußerst verwundert an, doch warteten ab. „Nun, die Zwerge bewohnen das Erdreich des Schwarzen Gebirges schon beinahe halb solange wie der Wassermann. Die Riesen, die man in diesem Gebirge wesentlich seltener zu Gesicht bekommt, sind hier ihre Gefangenen. Anderenorts würden die Riesen zweifellos die meisten der Zwerge verspeisen, so wie sie es für gewöhnlich tun, doch auch die Zwerge wissen sich zu helfen“, sprach Gardona, mit seiner weise klingenden, ruhigen Stimme. Ich sah zu Lithre hinüber, da ich mich schon die ganze Zeit fragte, was in ihrem Kopf vorging. Für mich war es kaum noch eine Überraschung nun auch noch von Zwergen und Riesen zu erfahren, aber was war mit ihr? Doch da fuhr Gardona schon fort: „Tief unten in der Erde, viel tiefer als ihr euch es vielleicht vorstellen könnt, dort liegt ein riesiges unterirdisches Gewässer. Es reicht von hier bis nach Tffahn.“ Er versuchte es mit seinen dämonischen Händen deutlicher zu machen. Ich ahnte bereits, was sich nun bestätigen sollte. Gardona nickte mir zu und sagte sehr langsam, aber deutlich: „Wir kommen deinem Bruder zuvor. Wenn die Hochelfen die Flammburg und den Flammturm angreifen, werden sie dort niemanden mehr vorfinden.“ Lithre sah bereits entsetzt aus, aber in mir kam das Gefühl, schon in der Höhle bei Wallfurt gestorben zu sein, auf. Es fiel mir immer schwerer, mich aufzuraffen, um eine klare Entscheidung zu treffen. Was konnte ich noch tun? Was gab es zu tun für mich? „Mein guter, alter

Freund der Wassermann bringt uns so schnell es geht zur Hauptstadt“, fuhr Gardona erneut fort, doch dies mal unterbrach ich ihn mit dem ersten unbestrittenen Zweifel, der mir nun in den Sinn kam: „Dein guter alter Freund, der Gotlinde fast das Leben gekostet hätte?“ Gardona hatte natürlich damit gerechnet. Er seufzte freundschaftlich, aber dennoch auf seine gelehrte, uralte Art besserwisserisch „Er wurde von der Hexe gettäuscht, die ich vernichten will. Sie hat auch deinen Bruder getäuscht, wie ich es dir bereits klarzumachen versuchte. Sie schickte die Bestien, nicht der Wassermann!“, entgegnete er ruhig. „Lass uns endlich verschwinden!“, rief Lithre empört. „Dieser Dämon will unsere geliebte Heimat zerstören. Das kannst du doch nicht zulassen! Baradé, was ist los mit dir?“, fügte sie wütend hinzu. Sie sah mich fordernd an, jedoch, wie für viele Hochelfen typisch, mit weniger Ausdruck im Gesicht als man es vielleicht bei einem Menschen erwartet hätte. Sie hatte dadurch für mich sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Gardona, worüber ich mich selbst wunderte. Ich runzelte einmal mehr die Stirn. Unter anderen Umständen hätte ich mir vielleicht die Zeit genommen, Rührung für Lithres Beständigkeit und dafür, dass sie dennoch nicht von meiner Seite wich, zu empfinden. „Wofür brauchst du uns dabei?“, fragte ich stattdessen Gardona. „Dich, junger Baradé, brauche ich natürlich, um deinen Bruder zur Vernunft zu bringen. Es mit der alten Hexe aufzunehmen wird sicher nicht leicht. Was aber, wenn sich dein Bruder auf ihre Seite stellt? Andererseits könnte er mir sogar helfen, sie zu vernichten, aber das hängt allein von dir ab“, antwortete er. Ich wusste, dass er mich um jeden Preis überzeugen wollte. „Es war ein Fehler zurückzukommen“, antwortete ich nach einer Weile der Stille. „Wir kehren um! Ich reite zu meinem Bruder und kläre es auf. Da niemand mehr im Flammturm oder in der Flammburg ist, muss ich kein Leid mehr befürchten“, erklärte ich während ich in den schwarzen Abgrund sah. Man hörte nichts. Keine schlagenden Riesen. Es war totenstill. Lithre nickte mir zu, als würde sie mir für diese Entscheidung bis in den Tod folgen. Sie war eine gute Freundin. „Nun, ich werde dennoch gehen, verehrter Baradé. Mit dir oder ohne dich“, antwortete Gardona, der wieder so klang als hätte er bereits alles so kommen sehen, wie es tatsächlich kam. So wandte ich mich zu Gotlinde und hoffte auf ihre Hilfe. Gotlinde, die ich so sehr liebte. Sie sah noch immer blass aus, so blass, dass ich mich schämen musste, sie um ihre Hilfe zu bitten. Sie verstand aber sehr wohl, worum es mir ging, ohne dass ich erst etwas sagen musste. „Lass es doch Baradé erst einmal versuchen“, sagte sie zu meiner Überraschung als wäre es auf einmal ganz selbst verständlich, sich gegen den Rat ihres Meisters zu wenden. Gardona aber hielt ihr die Hand ablehnend entgegen. „Du weißt, dass ich das nicht tun werde“, sagte er streng. Gotlinde seufzte. Sie sah mich an und zuckte mit den Schultern. „Wenn du so entschlossen bist, dann gehe ich mit dir. Aber du solltest es noch einmal überdenken“, sagte ich knapp und ebenfalls seufzend, zu Gardona. Welche andere Wahl hatte ich? Warten bis alles seinen Lauf nahm? Ich wollte dabei sein, wenn etwas passierte. Es war meine Heimat, wie Lithre sagte, mein altes Heim. Mit dem Wissen zu schwach zu sein, um sie beschützen zu können, wollte ich dennoch Gardona folgen, wenn sich sowieso nichts seinem Willen widersetzen konnte. Allein schon um mich so schnell wie möglich mit meinem Bruder zu unterhalten. „Gut, beeilen wir uns!“, antwortete Gardona. Vielleicht war es ihm wirklich lieber so, vielleicht nicht. Ich vermochte es nicht zu erkennen. Was geschah nun mit Gotlinde und Lithre? Fragend sah ich Lithre an, obwohl ich keine Erklärung erwartete. Ihr Zauber erhellte noch immer das Gestein um uns herum, bis hin zum Abgrund. „Wie ich schon sagte. Der König erteilte mir einen Auftrag, deshalb muss ich dir folgen“, sagte sie, wieder in einem vergnügten Ton. Es war schon aus meinem Gedächtnis verschwunden, zumindest bis zu diesem Zeitpunkt, dass mein Bruder sie geschickt hatte. Alles Mythische oder Abenteuerliche war für mich selbstverständlich geworden. Hier ein Riese, dort ein Zwerg. Warum auch nicht? Niedergeschlagener wandte ich mich Gotlinde zu, die immer noch dicht bei mir stand. „Wir sehen uns bestimmt bald wieder“, sagte ich ein wenig verunsichert lächelnd zu ihr. Merkwürdigerweise sah sie nun ebenfalls vergnügt aus. „Du weißt doch, dass ich euch begleiten muss“, sagte sie mit dem Klang von Vorfriede in ihrer Stimme. Natürlich hatte ich andere Pläne. Um es mir einfacher zu machen, sah ich wieder Gardona an. Wie zu erwarten, erfreute ihn ganz und gar nicht, dass Gotlinde uns begleiten wollte. Also schüttelte der Dämon seinen Kopf. „Wir hatten

es bereits besprochen“, sagte er erneut streng. Doch dieses Mal war es Gotlinde, die ihre Hand ablehnend in seine Richtung streckte. „Ich komme mit und das habe ich allein zu entscheiden“, sagte sie, blass wie sie war, mit schwacher Stimme und dennoch mit einer solchen Bestimmtheit, dass Gardona zunächst zögerte, bevor er seinen Kopf schüttelte. „Niemand könnte ich das zulassen!“, antwortete er. Obwohl ich nun fast verachtete, was er vorhatte, wenngleich ich mir nicht sicher war, ob er damit meinem Bruder nicht helfen würde, wünschte ich mir, Gotlinde würde auf ihn hören, damit ich eine Sorge weniger hatte. Es strengte mich mehr an als ich es zugeben wollte. Ich war sehr müde geworden. Gotlinde seufzte. Komischerweise nickte sie Gardona schließlich zustimmend zu. Ich hatte erwartet, sie würde nun auf ihren Willen bestehen. „Wir sehen uns bald wieder“, fügte Gardona nun etwas freundlicher hinzu. Gotlinde schien alles zu verstehen und in sich aufzunehmen, doch sich nicht weiter zu äußern, ganz gleich ob ihr noch hundert Dinge durch den Kopf schossen. Gardona wandte sich dem Abgrund zu. Er bewegte seine Hände empor. Daraufhin erstrahlte ein roter Lichtstrahl von oben her hinab in den Abgrund. Er übertraf Lithres Zauber, sodass sie ihren kurz darauf beendete. Der Abgrund schien riesig zu sein. Trotz des neuen Zaubers konnte man keine andere Seite erkennen. Als nächstes schuf Gardona eine silberne Brücke, die bis zu jenem roten Lichtstrahl in den Abgrund reichte. Er betrat sie unverzüglich. „Kommt!“, rief er in den Abgrund hinein, der kein Echo zurückgab. Lithre wollte ihm sofort folgen. Für sie schien alles klar zu sein, zumindest für den Moment. Natürlich blieb ich bei Gotlinde stehen. „Ich komme gleich nach“, sagte ich zu den beiden, die jetzt schon ein Stück weit in Richtung des roten Lichtstrahls, der wie eine riesige Säule aus dem Abgrund herausragte, gegangen waren. Gardona hielt an. Er hob seine Hand und wollte mich vermutlich zurechtweisen, dass die Zeit knapp war. Doch er sah in meinem Gesicht, dass ich es so meinte, wie ich es gesagt hatte und so ging er weiter. Lithre jedoch blieb unverzüglich stehen, sich auf ihren Auftrag besinnend und wartete auf mich. Zum ersten Mal seit Langem stellte ich mich wieder direkt vor Gotlinde. Ihr blasses, nun in Rot getauchtes Gesicht, ließ keine einzige Regung erkennen. Ihre glasigen Augen ließen meine weiter aufgehen. „Was ist los?“, fragte ich besorgt und leise. Doch Gotlinde sah weg von mir zur silbernen Brücke. Sie schüttelte nur ihren Kopf und winkte mit der Hand ab. „Wir sehen uns wieder!“, antwortete sie, schwach und traurig. Ich atmete schwerer. „Bitte sag, was ist. Das letzte was uns weiterbringt sind noch mehr Geheimnisse“, fuhr ich unterwürfig fort. Ich wusste, ich musste Gardona folgen. Die große Geschichte, die so viele betraf, hatte mich verschluckt. Es galt meine Heimat zu schützen, meine Familie, meine Freunde, deshalb musste ich gehen. Es war ihr gegenüber nicht gerecht, aber es schien mir besser, wir würden nicht noch einmal in einen Sturm geraten, indem uns ein Einhorn beinahe den Tod brächte. Sie wollte nichts sagen. Ich bedrängte sie nicht weiter. Mit allen Gefühlen, die ich in meiner eigenen Müdigkeit noch aufbringen konnte küsste ich sie zum Abschied. „Ich wünsche mir, du bleibst gesund, nicht nur bis ich wiederkomme“, sagte ich lächelnd. Vielleicht war es die falsche Entscheidung, vielleicht die richtige, vielleicht irgendetwas dazwischen. Wer weiß das schon? Sie reagierte nicht. Ich machte es so einfach wie möglich und wandt mich ab. Wir folgten Gardona zum roten, riesigen Lichtstrahl. Als ich dort noch einmal zum Rand des Abgrunds sah, war Gotlinde bereits verschwunden. „Ist ihr etwas passiert? Sie wirkte so blass“, fragte ich Gardona daraufhin. „Ich fürchte, ihr Geist ringt mit sich selbst“, gab der Meister mir in seiner Weisheit, die mir ganz und gar nicht mehr gefiel, zur Antwort. Lithre schwieg vor sich hin. Gardona betrat den roten Lichtstrahl, der ihn auffing und langsam hinunter schweben ließ. Wir taten es ihm gleich. So schwebten wir allmählich in die tiefe. Dabei betrachtete ich gelangweilt die Felswand des Abgrundes nahe des Lichtstrahls. Irgendwann tauchten darauf weiße Spuren auf, die immer größer wurden. Bald war es eine riesige weiße Fläche. Lithre, die ein Stück weit unter mir schwebte, wunderte sich ebenfalls darüber. So erhellte sie die Wand, erneut mit einem Zauber. Zu meinem Entsetzen, erkannte ich die Abbildung eines riesigen weißen Einhorns auf dem Fels. Die Angst stand mir ins Gesicht geschrieben. Lithre erkannte es als ich zu ihr hinab sah und sie meinen Blick erwiderte, doch schwieg weiter. Nach einiger Zeit unten angekommen, folgten wir Gardona, der es offensichtlich sehr eilig hatte, durch ein Gewirr aus Stollen, in denen wir mehr und mehr Zwerge

trafen. Alle sahen grimmig drein, doch grüßten sie alle Gardona. Manchen nahmen sogar ihre Mütze vom Kopf, wenn er an ihnen vorbeieilte. Wir konnten kaum Schritt halten, zumal ich immer müder wurde. Ich hatte verdrängt wie lange ich an jenem Tag schon geritten und gelaufen war, wie viel ich geredet, wie sehr ich mich gefürchtet hatte, wie dankbar ich für Lithres Anwesenheit war, wie sehr ich mich um Gotlinde sorgte. Gedanken kamen und gingen. Sie durchströmten mich, sie ließen mich fliegen, sodass ich meine Beine nicht mehr brauchte. Es war als hätte ich sie auf dem Weg liegen gelassen als sie mir zu schwer geworden waren.  Einem Tag in der Sonne verweilen, nachdem wir die Bestie zur Strecke gebracht haben, am anderen Tag mit Gotlinde Pläne schmieden. Was, wenn ich nicht der Bruder des Königs wäre? Was, wenn ich in Wallfurt mein Feld bestellt hätte. Dabei wusste ich nicht einmal, wie das ging. Der Umgang mit dem Schwert wurde bei Hofe mehr geschätzt als der Anbau von Getreide, denn nur die Gnade der Mächtigen bestimmte über Leben und Tod. Was, wenn ich mein eigenes Haus errichten könnte, aus dem Holz des Waldes, den ich für alle Tiere liebte, selbst die Bestien? Was, wenn ich auf jenem Hügel zerfleischt worden wäre, zusammen mit Gotlinde? Wären alle Sorgen verflogen, wäre ich dann frei? Auch Lithre schienen die Beine schwerer zu werden. Obwohl sie kleiner war, hielt sie ganz gut Schritt. Ob sie meinem Bruder gefiel? Seit er König war, waren wir nicht mehr so eng verbunden, wie ich es mir immer gewünscht hatte. Ich wusste nicht, ob er irgendwo eine Frau hatte, die ihm viel bedeutete. Wir hatten lächelnd schon in jungen Jahren entschieden, es anders zu halten als unsere Vorfahren, einschließlich unseren Eltern und keine politischen Ehen oder dergleichen zu schließen. Aber die Zeit ändert das Denken und die Macht beeinflusst. Jene, die sich gerne auf einen verlassen, reden einem ein, man hätte ihnen gegenüber Verantwortung und so gibt man sich so mancher Pflicht guten Gewissens hin. Wie es um meinen Bruder stand hatte ich schon viel zu lange nicht mehr hinterfragt. Dies und vieles mehr ging mir durch den Kopf während wir durch die dunklen, tiefen Stollen eilten.

Schließlich erreichten wir einen unterirdischen See. Es war das Gewässer, das Gardona gemeint hatte. Dort standen auch ein paar Riesen, die offensichtlich Teile der Stollen gegraben hatten. Sie waren in schwere Eisenketten gelegt und zahlreiche bewaffnete Zwerge bewachten sie. Zu meinem Erstaunen zerrten die Zwerge die Riesen hinab zum Wasser als wir näher kamen. Die Riesen schlugen wild um sich, doch konnten sich gegen die vielen Zwerge, die an Seilen und Ketten zerrten nicht wehren. So wurden sie bald ins Wasser gestoßen. Da sie nicht in der Lage waren zu schwimmen und das Wasser bereits am Ufer sehr tief war, gingen sie einfach unter. Vielleicht waren es auch ihre schweren Eisenketten, die sie in die Tiefe zerrten. Ein paar Spritzer schossen aus dem Gewässer auf uns als die Riesen mit ihren Armen um sich schlugen, bevor sie ertranken, nein ertränkt wurden. Lithre und ich schwiegen. Die Zwerge waren mit dem Ergebnis scheinbar sehr zufrieden. „Die Magie führt uns durch das Wasser“, sagte Gardona, der keine Notiz von den Zwergen oder den Riesen nahm. Er winkte mit seiner Hand als wollte er uns auffordern näher zu ihm zu kommen. Wir folgten der Aufforderung. Es war immer noch recht dunkel. Nur einige Fackeln, die vermutlich von den Zwergen angebracht worden waren, erhellten das im Lichtschein glänzende Gestein. Auch Gardona und Lithre sah ich undeutlich vor mir. Lithre schien nicht weniger verunsichert als ich. Als wir jünger waren, hatte sie des Öfteren das ein oder andere traditionelle Lied Tfhahns gesungen. Sie sang sehr schön und immer wenn sie damit begann, unterbrach ein jeder seine Tätigkeit, ganz gleich ob aus Respekt, Bewunderung oder Trauer. Doch später ließ sie es bleiben. Ihr gefiel es nicht mehr, in Verlegenheit zu geraten, wenn die Leute sie dafür lobten. Vielleicht sang sie noch für sich, wenn keiner lauschte. Wohin war ich nur gegangen? Wollte ich meine Vergangenheit gegen die Geschichte in der Flammburg eintauschen? Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, weil so viel neu und unbekannt war. Ich sehnte mich nach einem Lied, um lauschen zu können, anstatt selbst ein Teil des Liedes zu sein. Niemand sollte sich meiner Taten erinnern. Verantwortung erdrückte mein Gemüt, doch ertränkte mich niemand, so wie die Riesen. Stattdessen ließ mich die verdammte Zugehörigkeit zu einem Volk, meine Erscheinung und unzählige andere Kleinigkeiten, die einen für Fremde ausmachen weiterlaufen. Meine eigene Kraft, die längst erschöpft war und doch nie zur Neige ging. Das Wasser bewegte sich deutlich schneller.

Wellen schwappten über das steinige Ufer. Voller Ungewissheit sahen Lithre und ich in die Dunkelheit zum Rand des Sees. Doch als ein kalter Luftzug in unsere Richtung kam, wusste ich, dass er hier war. Auf einmal wollte ich umkehren, noch viel stärker als zuvor. Er war mir fremd. Derselbe Grund, den ich eben noch gehasst hatte, war nun mein eigener geworden.

Sein dumpfes Lied begann so traurig wie an jenem Morgen als mich seine Schwestern an der Grotte wieder verließen:

*Der Verrat wiegt schwer auf mir
Schwerer als die alte Krone
Tat es für den eignen Sohne
Gab das halbe Leben dir*

Lithre wich einmal mehr zurück und stellte sich neben mich. „Was ist das?“, fragte sie ganz leise. „Der Wassermann“, antwortete ich knapp. Ein Teil von mir brannte darauf, ihn für seinen Verrat zur Rechenschaft zu ziehen. Sein Lied konnte mein Feuer nicht löschen, so traurig es auch sein mochte.


*Meine Schwestern suchten dich
Ließen niemals wen im Stich
Doch die alte Hexe kam
Sagte, wer den Sohn mir nahm
Gab mir Freud und Lieb zurück
Fand im Herzen altes Glück
Nur der Preis, der wars nicht wert
Meine Schwestern machten kehrt*

Seine tiefe Stimme klang tatsächlich trauriger. Ich wusste nicht, was die Hexe ihm erzählt hatte. Ich wusste auch nicht, was sie meinem Bruder erzählt hatte. Wie konnte ein Wesen, so viel beeinflussen und ich selbst rein gar nichts? Die Menschen aus Wallfurt sahen mit an, wie Bestien ein Kind töteten. Sie sahen die Machtlosigkeit viel selbstverständlicher als ich und nun schien selbst Gotlindes Hoffnung auf das Entkommen ihrer Einsamkeit gebrochen. Die Zwerge machten sich davon. Sie hatten große Angst bekommen als die Wellen stärker wurden und ihnen der Wind durch die Bärte fuhr. Wer weiß, vielleicht dachten sie, die Riesen kämen aus der Tiefe wieder empor, um sich an ihren Mördern zu rächen. Der Dämon dagegen breitete seine Arme aus. Der Wind wurde stärker. Er fuhr Lithre durch ihre aufwändig konstruierten Haare. Sie verbarg ihr Unbehagen nicht, während ich das Meiste inzwischen für mich behielt. Ihr Gesicht verzog sich mehr und mehr. Ich wusste nur zu gut, auf welche Stellen ich darin achten musste. Für Menschen, die unter Menschen aufgewachsen waren, konnte es durchaus eine schwierige Aufgabe sein, den Gesichtsausdruck eines Hochelfen richtig zu verstehen. Aber nach all den Jahren, in denen ich so selten auf Menschen getroffen war, empfand ich die Ausdrücke der Hochelfen gewöhnlicher als meine eigenen, wenn ich sie denn überhaupt einmal sah. Eigentlich hatte ich schon fast vergessen, wie mein Gesicht aussah. Vielleicht wollte ich es auch nicht mehr wissen und doch fasste ich mir in diesem Moment ans Kinn, um meinen Bart zu fühlen, der mich zum Schmunzeln brachte, weil ich mich an die Scherze meines Bruders erinnerte, die er darüber machte. Ich vermisste ihn sehr, genau wie meine ganze Heimat. Der Wassermann stieg aus dem unterirdischen See empor, umgeben von seinem eigenen Schein, der das Licht der Fackeln bei weitem übertraf. Doch im Gegensatz zu seinen Schwestern, glitt er nicht auf einem schuppigen Schwanz über den Fels. Stattdessen zog er das Wasser einfach mit sich, sodass sich der See bald ausdehnte und die Wellen über meine Stiefel schwappten. Den genauen Grund kenne ich nicht mehr, aber ich legte in diesem Moment meinen Arm um Lithre. Das altbekannte Spiel der wundersamen Dinge, die hier passierten. Doch dies mal fühlte ich mich nicht allein. Was auch kommen mochte, ich hatte vor, zu beschützen, was ich liebte, selbst wenn ich es nicht konnte. Der grüne Bart aus Algen bewegte sich in einem zunehmenden Sturm, der vom See

her kam. Seine rostige, braune Krone glänzte in seinem eigenen Schein. Auch seine bläuliche Haut, die nun von grünen Algen übersät war, wurde durch ihn selbst erhellt. Kein Tropfen Wasser klebte daran. Nur die Algen hingen durchnässt an ihm herab. Gardona, dessen Gewand nun ebenfalls zu einem großen Teil im Wasser schwamm, nickte dem Wassermann zu, der daraufhin mit seinem dicken Armen und seinen klumpigen, aber menschlichen Händen eine Geste machte, die uns zum Nähertreten aufforderte. Eilig schob ich Lithre, die keinesfalls damit einverstanden war, ein Stück nach vorne. Gardona drehte sich zu uns um. „Kommt schon!“, rief er ungeduldig. Zu dritt gingen wir auf den Wassermann zu. Ich konnte meinen vorwurfsvollen Blick nicht verbergen, meinen Kopf nicht freimachen von Misstrauen. Kaum hatten wir nah genug an den Wassermann herangetreten, öffnete dieser seinen Mund, sodass wir erneut seine tiefe, langsame Stimme hören konnten. Dies mal jedoch deutlicher. „Es wird eine ganze Weile dauern, bis wir Tfhahn und schließlich die Hauptstadt erreichen“, sprach er mehr vor sich selbst hin als dass er einen von uns ansah. Seine leuchtend grüne Augen hoben sich von allem um uns herum ab, wenn gleich wir durch seinen Schein selbst fast geblendet wurden. Sein dicker und dennoch kräftiger Oberkörper bewegte sich bei jedem Atemzug. Ich fragte mich, ob er auch einst ein Mensch gewesen war, so wie Gardona selbst. Er fuhr mit seiner linken Hand ins Wasser und zog ein altes, tiefschwarzes Netz hervor. „Haltet euch daran fest!“, fügte er abschließend hinzu, bevor er es Gardona überreichte, der einen Teil davon an mich und Lithre weitergab. Lithre stand ungläubig vor dem Geschöpf im Wasser, das ihr sehr fremd vorkommen musste. Vielleicht wusste sie nun, was ich empfunden hatte als ich an diesen merkwürdigen Ort kam. Der Wassermann tauchte vor unseren Augen hinab ins Wasser, das ich weitaus weniger tief eingeschätzt hatte, da er sich immerhin direkt vor uns befand und wir selbst nur mit den Schuhen darin standen. Da bemerkte ich, dass der See Lithres halbes Gewand verschluckt hatte. Sie stand bis zu den Knien im Wasser. Als ich sie gerade fragen wollte, ob ihr denn nicht kalt sei, was ich eigentlich für eine ziemlich dumme Frage hielt, wurden wir von einem Ruck hinweggerissen, ins Wasser hinein. Ich umklammerte den Teil des Netzes, an dem ich mich mit meiner linken Hand gerade noch so hatte festhalten können. Das Wasser war nicht kalt, aber ich dachte, ich würde ertrinken. Ich bekam keine Luft. Es war dunkel. Der Schein war verschwunden. Ich sah weder Gardona, noch Lithre, noch mich selbst. Ich spürte nur, wie ich tiefer und tiefer ins Wasser hineingezerrt wurde. Die Luft ging zur Neige. Ich musste atmen. Voller Furcht öffnete ich schließlich den Mund. Natürlich drang kein Wasser in meine Lunge. Der Zauber nahm seinen Lauf. Ich bekam keine Luft mehr, konnte nicht atmen, aber lebte einfach weiter. Das Wasser hatte meine Kleidung durchdrungen und berührte dennoch nicht meine Haut. Weder spürte ich irgendetwas, noch konnte ich etwas sehen. Ich wusste nicht mehr, ob wir uns bewegten oder nicht. Ich wusste nicht, ob noch jemand in meiner Nähe war. Die Zeit verran und verran. Hilflos umklammerte ich mit der rechten Hand den Griff meines Schwertes, nachdem ich ihn mühsam zitternd in der Dunkelheit ertastet hatte. Mit der linken Hand hielt ich mich mit aller Kraft am Netz fest, obwohl es sich nicht mehr bewegte. Ich schwebte ohne Raum und ohne Zeit. All die Jahre gemeinsam mit meinem Bruder. Er wurde König als mein Vater starb, so wie es schon seit Ewigkeiten unter dem Adel Tradition ist. Wir veränderten uns. Meine Träume flogen dahin in die Vergangenheit. Seine kannte ich nie wirklich. Selbst er blieb mir stets ein wenig fremd. Was konnte ich selbst entscheiden und was nicht? Mein Bruder schien sich diese Frage nie wirklich gestellt zu haben. Er ging einfach weiter und machte das Bestmögliche aus allem, was ihm begegnete. Ohne viele Fragen zu stellen, ohne Hoffnungen, ohne Erwartungen, ohne Ängste und doch sorgte er sich um so Manches mehr als ich. Wenn ich innehielt, war er schon angekommen. Was hätte er an meiner Stelle getan? Sicher wäre er nicht mit Gotlinde durch das Portal gegangen. Gotlinde, die ich vielleicht hätte töten sollen. Darin war ich gut geworden. Mit dem Freibrief meines Bruders erschlug ich alle Feinde, die sich nicht solche nannten. Alles für den König, um Lügen mit besseren Lügen zu bekämpfen. Wann holten mich meine Vergehen endlich ein?  Sötzlich wurde es hell. Sofort erkannte ich das Gestein, aus welchem die prächtigen Bauten errichtet worden waren, die die Hauptstadt Tfhahns bildeten: Maehnolt, oder wie es die Menschen Mittillants nannten: Das Tor zum Glück. Dort wo die meisten

Hinrichtungen des Königreichs stattfanden. Glück für alle Henker. Ich selbst hatte die Ehre bei einigen das Schwert zu schwingen, ein Lied zu singen, mich durchzuringen, um schließlich die Feinde zu besiegen, die ich gar nicht kannte. Meine Lunge brannte lichterloh. Lithre schwamm neben mir. Sie hielt sich entsetzter als je zu vor am tiefschwarzen Netz fest, das sich aus dem großen Brunnen, in dem wir uns befanden über dessen aus weißem Marmor bestehenden, verzierten Rand erstreckte, weiter in den Garten des Palastes hinein. Ein Nebel meiner Vergangenheit zog seinen Schleier über meine Augen. Die Bäume, die Dächer, die Mauern ringsherum. Die Sonne ging auf. Sie ragte bereits über die Dächer der Türme des Palastes hinaus. Die Strahlen blendeten meine Augen, doch ließ ich sie eine Zeit lang weit geöffnet, bis ich meinen Kopf zu Lithre drehte. Innerlich lächelte ich sie an, doch äußerlich nickte ich ihr zu. Was nun kam, lag kaum noch in meiner Hand. Endlich war ich zurück. Ich kletterte, durchnässt wie ich nun war, am tiefschwarzen Netz aus dem Brunnen hinaus. Der Wassermann war verschwunden, wie auch Gardona. Es kümmerte mich nicht. Ich half Lithre aus dem Wasser. Ihr Entsetzen war dahin nachdem sie endlich bemerkt hatte, wo sie sich befand. Auch sie schien sich nun ihrer großen Verbundenheit zu ihrer Heimat bewusst zu werden. Sanft drückte ich sie an mich. Tränen liefen über mein Gesicht, doch ich gab mir Mühe, kein Geräusch von mir zu geben, die Stille nicht zu brechen. Die Lügen würden ein Ende haben. Zumindest für eine Weile. Der kühle Morgen ließ uns in der nassen Kleidung zittern. „Baradé!“, rief ein alter Freund aus der Ferne. „Lithre?“, fragte er ungläubig als er näher kam. Die Vögel zwitscherten von den wunderschönen Bäumen des Gartens. Ein Baum schöner als der andere, in allen Farben und Formen. Die hellgrauen Mauern in der Ferne, auf denen ich noch die Fackeln der Nacht brennen sah, erinnerten mich an die Sicherheit für die ich gekämpft hatte. Das Einzige, was mir noch ernsthafte Sorgen bereitete, war Gotlinde. Wahrscheinlich würde ich bald wieder aufbrechen müssen, um sie aufzusuchen, wenn es dem Heer unseres Königreiches nicht gelänge, sie zu finden.

Einige Magier und andere Berater meines Bruders kamen auf uns zu. Ein paar Diener kamen von der anderen Seite des Brunnens, in dem sich die steinerne Statue des großen Krakens unseres Banners befand. Sie brachten Decken, Trinken und Essen. Der Verwalter des Palastes war bei ihnen. Ein tüchtiger Hochelf, der sich jedoch mehr auf Ordnung und Planung verstand. Wie so viele des Hofstaates hatte er bereits unseren Eltern gedient. Der alte Freund, der unsere Namen ausgesprochen hatte, trat zwischen den Magiern hervor. Braestor, ein älterer Magier und der persönliche Heiler der königlichen Familie. Einst war er unser Lehrer gewesen als mein Bruder und ich noch jünger waren. „Dein Bruder erwartet dich im Thronsaal“, sagte er in einem sehr freundlichen Ton. Alle sahen erleichtert aus und ich fühlte mich genauso. Sie wussten bis jetzt nicht wirklich, was vor sich ging, auch Lithre nicht. Es fiel mir selbst schwer, mich langsam wieder daran zu erinnern. Die Tage hatten an mir gezehrt. „Keine Zeit zum Ausruhen, nehme ich an“, antwortete ich lächelnd. So kannte ich meinen Bruder. „Nun, gehen wir“, fügte ich schnell hinzu, während mir Braestor bereits zunickte. Gemeinsam liefen wir los, durch den wunderschönen Garten, durch Tore, vorbei an Wachen mit Speer und Schild, vorbei an Kindern, vorbei am ganzen Volk des Hofes. Mein Unbehagen war vorerst verflogen. Es war beinahe wie an jenem Tag nachdem wir die Bestie im Wald von Wallfurt getötet hatten. Ich aß und trank während wir die Wege auf dem großen Gelände des Palastes entlang schritten. Man grüßte uns hier und dort. Die altbekannte Tradition. Lithre begann nun sich über mein Verhalten zu wundern. Als wir schließlich an der großen Treppe zum Tor des Thronsaals angekommen waren, hielt sie mich am Arm fest. Ich blieb stehen. Das Gefolge drehte sich zu uns um. Ich winkte ihnen zu, sodass sie ohne uns weitergingen. Von ihrem Haarkonstrukt war nicht mehr viel übrig geblieben. Auch ihr Gewand schien zerrissen zu sein. Meine eigenen Kleider waren ebenfalls nicht mehr zu gebrauchen. „Wo ist Gardona?“, fragte sie verunsichert, leise. „Mach dir keine Sorgen“, antwortete ich knapp. Lithre, die treue Freundin, deren Loyalität ich immer mehr bewunderte, wusste sie doch kaum etwas. Ich hatte stets versucht, wie einer von ihnen zu handeln. Loyal, leidenschaftlich, mit dem Herz bei der Sache, aber nach zu viel Wahrheit, wurde aus allem nur noch Routine. Es gab keine Überraschungen mehr, bis auf eine

ganz besonders große, doch die würde mein Herz und wahrscheinlich auch meinen ganzen Körper in Stücke reißen, wenn sie von all dem Wind bekäme. Lithre misstraute mir anscheinend. Es kränkte mich ein wenig, aber andererseits hatte ich damit gerechnet. „Komm, gehen wir zu meinem Bruder!“, sagte ich, um weiteren Fragen auszuweichen. Sie nickte mit einem leichten Seufzer. Wir wandten uns wieder dem Tor des Thronsaals zu, das weit geöffnet war. Unbeabsichtigt verglich ich es in Gedanken mit dem schwarzen, dämonischen Tor der steinernen Halle des Flammturms. Wir stiegen die Treppe hinauf. Bald konnte ich die Sonnenstrahlen erkennen, die durch die großen Fenster des Saals auf den weißen Marmorboden hinabschienen. Viele Hochelfen waren darin versammelt. Zwar fehlte der Teil des Kreises der Elemente, der noch am Rand des Schwarzen Gebirges das Heer befehligte, aber waren dennoch viele andere Händler, Beamte, Hauptleute und natürlich adlige Familien, die ein wenig mitbestimmen durften anwesend. Mein Bruder saß auf dem goldenen Thron am hintersten Ende des Saals. Tatsächlich schloss die königliche Leibgarde hinter uns das braune, massive Tor des Saals. Ich legte meine linke Hand auf den Knauf meines Schwertes und versuchte möglichst aufrecht und stolz zu gehen. Das gab mir das Gefühl von Lächerlichkeit, aber das war Tradition meistens. Immer wenn ich durch das Licht eines der Fenster lief, überkam mich ein angenehmes Gefühl, da ich von der Sonne aufgewärmt wurde und meine nasse Kleidung nicht mehr so kalt auf meiner Haut spürte. Mein Gesicht hatte sich entspannt. Dennoch spürte ich einen Teil der unendlichen Müdigkeit, die mich schon längst hätte zum Schlafen bewegen müssen. Einschlafen in der Kälte des Weges, der hinter mir lag. Ewig schlafen und alles den anderen überlassen. Davon träumte ich nun. Mein Bruder erhob sich von seinem Thron. Sein Gesicht war im Gegensatz zu meinem geradezu verzerrt. Wahrscheinlich weil er sich nun um das Meiste kümmern musste. Er, der größte Krieger, Zauberer und Hochelf, den ich je gesehen hatte. In seiner silbernen, aus Platin gefertigten Rüstung, die einst unser Vater voller stolz trug und mit seinem großen blauen Mantel, aus dem Fell des Bärens gefertigt, der angeblich in einem Zweikampf mit einem unserer Vorfahren unterlag. Er hielt seinen großen magischen Stab des Meeres in seiner rechten Hand. Dort stand Dararos erhaben über alle Hochelfen und Menschen seines Königreiches. Wir hatten uns unsere eigene Welt geschaffen. Jeder mit seiner Rolle darin. Als wir an den Dienern vorbeigelaufen waren, die den weißen Marmorboden mit Rosenblüten übersät hatten und schließlich in unmittelbarer Nähe des hölzernen Konstruktes standen, auf dem sich der goldene Thron befand, verneigte sich Lithre vor Dararos. Sie kniete sogar nieder. Ich sah kurz zu ihr und verbeugte mich dann ebenfalls vor meinem Bruder. Unsere Haare, unsere Kleidung war durchnässt. Mein Bart wieder halblang herangewachsen. Als kämen wir direkt aus der Gosse, die die Wohlhabenden so sehr meiden. „Mein Bruder“, sagte Dararos lächelnd. Ich schmunzelte beinahe unverschämte zurück. Er schritt langsam vom Holzkonstrukt herauf auf uns zu. Lithre kniete noch immer. Zunächst berührte er mit seiner linken Hand ihre Schulter.  auch ich zuvor, trug er tiefschwarze Lederhandschuhe. Mit der rechten hielt er den großen, magischen, goldenen Stab des Meeres, der an seiner Spitze den Saphir in seiner tiefblauen Farbe trug, in dem sich die seit Urzeiten erforschten Wunder großer Zauberei verbargen. Wir umarmten uns. Ich drückte ihn so fest es ging an mich, wenn ich dabei auch seine silberne Rüstung in meinem Magen zu spüren bekam. Er sah mich ruhig an. In seinen Augen erkannte ich sein Unbehagen über die Unsicherheit des Abschlusses unserer großen Mission. Sein stählernes Gesicht, ließ selbst die Hochelfen zu dem Schluss kommen, dass ihr Volk eine gewisse Kälte mit sich brächte. Natürlich war er es ganz und gar nicht, wenn keine Bedrohung in Sicht war. Wir hatten von unseren Eltern das Lieben gelernt. So viel Güte und Freude am Hof, bis wir Morde sahen, doch selbst dann hatte unser Vater versucht, das Königreich mit Gerechtigkeit zu führen. Gnade vor Strenge, Verhandlungen hier und dort, die man als junger Mann nicht immer nachvollziehen konnte. Inzwischen hatten wir sehr vieles gelernt. Mein Bruder war als König gewachsen. Das Einzige, was ihn nun noch stürzen zu können schien, war seine eigene Macht. Natürlich gab es da noch Gardona, doch zunächst einmal musste gespeist werden. „Bringt Speis und Trank, lasst uns diesen Tag gebührend feiern!“, rief mein Bruder, der König, mit erhabener, lauter Stimme in den Saal hinein. Wie die Schafe ihres Schäfers bewegten

sich die eifrigen Hochelfen und brachten Tische, Speisen und vieles mehr in den Saal. Er verwandelte sich am kühlen Morgen in einen Festsaal. Die königlichen Diener spielten auf den Instrumenten Tffahns. Lithre sang dazu ein wunderbares Lied, das vor allem meinem Bruder zusagte. Es war für mich höchste Zeit, dass er ein ernstes Wort mit ihr sprach. Sicher war es als König nicht gerade einfach, eine tiefgehende Beziehung mit einer bestimmten Person zu führen, doch langweilte mich das Unausgesprochene nun beinahe schon. Wahrscheinlich, weil ich meine Entscheidungen nicht so besonnen wie viele andere traf.

*Dort im schönen Tffahn am Meer
Liebte ich das Land so sehr
Wo mein Kind das Laufen lernte
Brachten Bauern uns die Ernte
Tag für Tag im schönen Lande
lebte ich des Krakens Schande
Doch das Volk, das glänzte treu
Und zeigte Feinden keine Scheu
So ließ es mich niemals allein
Ja trank nach Siegen keinen Wein
Es focht die Schlachten aller Reiche
Am Ende jedoch ohne Leiche*

Lithre sang das alte Lied der Hochelfen „Vom Meer durch das Land“. Eine weitere Tradition, die uns an die Heimat erinnerte, der wir so verbunden waren. Zumindest für diesen einen Moment. Mein Bruder und ich saßen am großen am langen Holztisch, der horizontal im Thronsaal nahe des Throns selbst stand. Wir überblickten den gesamten Saal. Links und rechts standen ebenfalls zahlreiche längliche Tische. Der Hofstaat aß und trank. Man sprach und lachte. Selbstverständlich hatten Lithre und ich uns zuvor angemessene, trockene Kleidung bringen lassen, die wir nun trugen. Es war ein zunächst ungewohntes Gefühl, in dieser freien, edlen Kleidung zu stecken, die sogar nichts Kriegerisches mehr an sich hatte. Selbst mein Schwert hatte ich abgelegt. Der mächtige Stab meines Bruders steckte in der speziell für ihn gefertigten Halterung des Holzkonstruktes, auf dem sich der goldene Thron befand. Der Thron, der seit langer Zeit unsere Familie innehielt, war aus purem Gold gefertigt worden. Seine Lehne bestand aus goldenen Tentakeln, die die riesigen Arme des Kraken nachbildeten. Das Gold war in der Mitte mit blauem Samt überzogen. Kostbarer als die Einrichtung der Zelte aller obersten Hauptleute in Wallfurt. „Wie steht es um die Zwerge?“, fragte mich mein Bruder, der immer noch seine schwere silberne Rüstung und sein großes blaues Gewand trug. Mir fiel auf, dass seine silberne, ebenfalls verzierte Krone fehlte. Stattdessen war sein blondes langes Haar zu einem Knoten zusammengebunden. Ich ahnte bereits, was der Grund dafür war. „Wir haben den Eingang entdeckt. Wenn du möchtest, kehre ich zurück und ...“, mein Bruder unterbrach mich, indem er mit seiner rechten Hand, an der er immer noch einen schwarzen Lederhandschuh trug, abwinkte. „Du hast erst einmal genug getan!“ Er lächelte zufrieden. Wir aßen alles was gedeckt worden war, außer Fleisch, wie es schon im Stamm unserer Mutter Tradition war. Nicht einmal der König vermochte sein Volk dazu zu bewegen, vom Schlachten der Tiere abzubringen. Ich selbst hielt es für das Beste, sie höchstens zu töten, wenn sie uns angriffen, doch die Tierhaltung an sich war zudem noch relativ kostspielig. Aber auch hier ging die Tradition vor. „Wir haben noch eine Menge zu besprechen. Eine alte Hexe hat sich eingemischt!“, sagte ich unzufrieden zu meinem Bruder. Das Schweigen war gebrochen, doch mein Bruder antwortete nicht. Nach dem Festmahl versammelten sich mein Bruder, Lithre, die anderen anwesenden Mitglieder des Kreises der Elemente und ich in einem kleinen Raum, der stets als sicheres Planungszimmer gedient hatte. Fern von neugierigen Lauschenden. Hier wurden die Pläne der Zukunft meines Volkes geschmiedet. Der Kreis bewegte die Figuren, doch alle folgten meinem Bruder. Zunächst

berichteten einige der Magier von den Verhältnissen zwischen Hochelfen und Menschen und die Aufteilung des Guts der Zwerge darin. Sie zeigten genaue Pläne des Gebirges. Darauf hatten sie das vermutete Gebiet der Minen eingezeichnet. Wie so oft erstaunten sie mich mit ihrem umfassenden Wissen, dass sie in geheimer Mission so lange angesammelt hatten. Nach einer halben Ewigkeit überließen sie Lithre das Wort. Sie berichtete ausführlich von ihrer Reise quer durch Tffahn nach Mittillant bis hin nach Wallfurt. Alles wurde von genaustens von den Magiern für das königliche Archiv protokolliert. Sie schien die Gegend um Wallfurt genaustens erkundet zu haben. Auch an die Gegend um den Flammturm und den See mit der Felsgrotte, konnte sie sich gut erinnern. Abgeneigt schlenderte ich vor Müdigkeit im Zimmer herum. Die dunklen hölzernen Wände des Raumes erinnerten umso mehr an eine Art Verschwörung. Die edle Sprache, die aus ihren Mündern klang. Dazwischen die vertrautere Stimme Lithres. Mein Bruder schwieg die meiste Zeit. Er stand in seinem blauen Fell, mit seiner edlen Rüstung am einzigen Fenster des Zimmers, von dem man in den riesigen Garten des Palastes blicken könnte und noch viel weiter hinaus, hinweg über die Dächer Maehnolts, dem großen Glück der Welt. Er trug nun keine Handschuhe mehr, wie mir auffiel. Meine eigene kostbare Kleidung, ließ mich viel unscheinbarer wirken als zu vor, unter all den hohen Persönlichkeiten um mich herum. Lithre und ich wirkten wie gewöhnliche Gäste am Hof des Königs. Lithres Müdigkeit war weder zu übersehen noch zu überhören. Sie erzählte ihrer Ankunft in Wallfurt, vom Treffen auf mich, sie sprach über mein Verhalten, über mein glaubhaftes Entgegenstellen. Ein großes Lob für meine Rolle des Unwissenden, der ich tatsächlich war. Schließlich übergab sie das Wort an mich. Mit einem unendlich tiefen Seufzer nickte ich allen zu. Dann begann ich langsam: „Zunächst möchte ich klarstellen, dass ihr Gotlindes Sicherheit und die der Bewohner Wallfurts garantieren sollt. Selbst Gardona stellt an sich wahrscheinlich eine viel geringere Gefahr dar als ihr denkt. Außer ihr seid der Meinung, dass seine große Macht stets eine Bedrohung sein wird. Er glaubte, wie euch Lithre bereits berichtete, dass die Hexe Einfluss auf meinen Bruder genommen hätte.“ Die Zeit verging. Ich erzählte viele Details über die Flammburg, den Flammturm, den See, Wallfurt, Gardona, möglichst wenig über Gotlinde und kam schließlich zu meiner Einschätzung der Hexe, die jene Bestien sandt: „Sie versuchte offensichtlich über Angriffe auf jene Dinge, die Gotlinde und somit auch Gardona und ich schätzen, einen von uns für sich zu gewinnen, was ihr beim Wassermann anscheinend sogar gelang. Zumindest wenn man Gardonas Wort Glauben schenkt.“ Mein letzter Satz löste ein Schmunzeln bei den meisten Anwesenden aus. Nur mein Bruder blieb ruhig. „Der blaue Kristall, von dem ich berichtete ist wie gesagt in Gardonas Besitz. Vielleicht solltet ihr mich erst einmal über ein paar Dinge aufklären. Gardona bestätigte ja die Befürchtung, dass die Hexe hinter den Angriffen steckt und da sie sogar den Wassermann beeinflussen konnte, ist sie ein ernstzunehmender Feind. Aber das wisst ihr sicher selbst am besten.“ Meine Luft ging zur Neige. Erneut ertrank ich im Meer der Verschwörungen. Alles wiederholte sich, bis nichts mehr übrig blieb und etwas vollkommen Neues entstand. Mein Bruder, gefangen zwischen Tradition und Führung, ergriff das Wort: „Jenen blauen Kristall habe ich der sogenannten Hexe übergeben. Als wir dich nach Lichtdrang sandten, dachten wir zunächst, es handele sich um die Hexe, die wir ursprünglich beauftragt hatten, Gardona aus dem Schwarzen Gebirge zu vertreiben. Offensichtlich haben wir uns geirrt. Glücklicherweise war uns dafür der Wassermann sehr zugänglich, nachdem sie ihn benutzte, um Gardonas Schülerin in die Falle zu locken. Ich konnte ihn überzeugen, Gardona auszuliefern, indem ich ihm glaubhaft erklärte, dass nur wir die Hexe vernichten könnten.“ Erstaunlich wie schließlich alle Pläne aufgingen. „Ja, ich hatte schon vermutet, dass ihr euch Gardona schnappen würdet. Trotzdem verstehe ich nicht, wie er nicht damit rechnen konnte, wenn er doch das Wasser in unserem Königreich betrat“, entgegnete ich meinem Bruder. „Vielleicht hat er die Macht des Wassers unterschätzt. Vielleicht dachte er, es wäre besonders gerissen, unsere stärkste Verteidigung zu überwinden. Ich weiß es nicht. Fest steht, die Hexe muss aufgespürt werden. Der blaue Kristall hilft ihr dabei noch mehr Unheil anzurichten“, sprach Dararos, mein Bruder, erhabenster aller Könige. Ich seufzte leise vor mich hin. „Ich kümmere mich darum. Vorher möchte ich aber zumindest noch wissen, wo Gotlinde steckt und was

mit den Leuten in Wallfurt geschieht“, sagte ich müde, halb gähnend. „Gotlinde ist zusammen mit Gardona im sichersten Verlies. Mach dir keine Sorgen um deine neu gewonnene Freundin“, antwortete mein Bruder schmunzelnd. „Die Bewohner Wallfurts werden auch versorgt. Wir nehmen Rücksicht auf deine Freunde“, fügte ein Mitglied des Kreises hinzu. Ich nickte zufrieden. Das Licht der Sonne, das durch das Fenster schien blendete mich für einen Moment, bis ich in den Schatten des Zimmers zurückwich. „Das Heer der Dämonen, ihr seid darauf vorbereitet? Ist Gardona sicher verwart? Hat, hat ... Gotlinde, werden sie anständig behandelt? Die Dämonen ...“, ich redete mehr für mich selbst vor mich hin. „Ruhe dich aus Baradé. Mache dir keine Sorgen mehr!“, ermunterte mich mein Bruder, den ich nun endlich wieder an meiner Seite hatte. Lithre lächelte mich genauso müde, wie ich mich fühlte, an. Sie bat darum, sich ebenfalls zurückziehen zu dürfen. Nachdem mein Bruder ihr zugewinkt hatte, verließen wir beide zusammen den geheimnisvollen Raum. Der Plan, den ich so sehr gehasst hatte, schien aufzugehen. Alle Geheimnisse hatten Erfolg. Morgen, morgen würde ich Gotlinde wiedersehen. Wir waren nun zusammen in Maehnolt, der Hauptstadt meiner Heimat, beinahe wie sie sich es gewünscht hatte, redete ich mir halbschlafend ein. Schließlich erreichte ich auf einem bis dahin bereits wieder vergessenen Weg mein Gemach. Der vertraute Anblick ließ mich endgültig aufatmen. Ich fiel in mein Bett und schlief ein. Zu müde für Träume, zu müde zum Denken, nur die Müdigkeit gab mir die Gelassenheit für eine kurze Zeit.

Am späten Abend erwachte ich wieder aus einem tiefen, tiefen Schlaf in meinem kostbaren Gemach, dessen Wände mit Gemälden und Stoffen übersät waren. Hier war mein Zuhause, seit ich das Licht der Welt erblickt hatte. Sicher verbrachten mein Bruder und ich, auch mit anderen Freunden, die Nächte oft im selben Zimmer, jedoch war es aufgrund des Reichtums der königlichen Familie, ja allein schon ihres Status wegen selbstverständlich, dass beide Söhne, beide Prinzen ihr eigenes Gemach für sich hatten, mit Dienern, mit Sklaven. Irgendwann vergaß ich die Bescheidenheit, gab es auf abzulehnen. Ich ließ die Dinge laufen und versuchte meinem Gefühl der Schuld irgendwo anders gerecht zu werden. Lithres Lied klang in meinen Ohren als käme es aus weiter Ferne. Erneut war ich mit der Hälfte meiner Sachen eingeschlafen. Komischerweise hatte ich nur den Kapuzenumhang, die braune Lederjacke und das Hemd ausgezogen. Ich richtete mich mit nacktem Oberkörper auf und betrachtete den blauen königlichen Gürtel, mit dem ich mich nie so recht anfreunden konnte. Alles schmerzte so sehr, dass ich Angst hatte, mich wieder ins weiche Bett fallen zu lassen. Mein Schwert lag am hölzernen Boden vor mir, der mich an Wallfurt erinnerte. Ich wollte um jeden Preis zurückkehren, doch zunächst musste ich Gotlinde und Gardona aufsuchen. Der Tag begann am Abend. In Windeseile packte ich mein Schwert und rannte humpelnd mit meinen schweren Beinen Barfuß wie ich war hinaus in den Gang des Palastes. Mit der Schwertscheide in der rechten Hand stürmte ich wie ein alter Mann den Gang entlang als wäre ein Krieg ausgebrochen und als müsste ich mein Hab und Gut beschützen. Vorbei an königlichen Wachen, von denen jede persönlich ausgesucht worden war, vorbei an materiellen Kostbarkeiten, vorbei an Reichtum, bis ich schließlich die Waschräume erreichte. Kaum hatte ich mich fertiggewaschen, stand schon ein Diener mit Kleidung neben mir. „Es ehrt uns, dass Ihr wohlbehalten ...“ „Wie stehts?“, unterbrach ich seine höfliche Willkommensgeste. Er war verunsichert, doch ich nahm die Kleidung und nickte ihm zu. Er verließ nach einer Verbeugung die Waschräume. Ich hatte keine Zeit! Schnell zog ich die neuen Sachen an, befestigte mein Schwert am Gürtel und humpelte zurück durch den Gang, an dessen Wänden aus Marmor ich unzählige Male vorbeigelaufen war, vor einer gefühlten Ewigkeit mich an den Händen meiner Eltern oder meinem Bruder haltend, ob lachend oder weinend. Mit der neuen Kleidung, die mich wesentlich höfischer erscheinen ließ, stolperte ich die Treppe hinab, durch den Palast, vorbei an immer mehr Wachen. Ein Palast glich dem anderen. Diese Welt erinnerte mich an Gotlindes. Statt Hochelfen Dämonen, statt Hellem das Dunkle, statt einem roten Gewand ein blaues. Ich stolperte und humpelte immer schneller, mein ganzer Körper fühlte sich schwer an. Ich hatte die Schmerzen satt. Fluchend schwor ich mir, mein Leben zu ändern, wie schon so viele Male zuvor. Unten in der Latrine des Palastes verrichtete ich voller Erleichterung mein Geschäft, dessen Umfang sich

glücklicherweise in Grenzen hielt. Danach ging es weiter quer durch Gänge, hinaus aus dem Hauptgebäude, humpelnd zu den Pferdeställen. Es wurde allmählich dunkel. Die Wolken zogen langsam über das Königreich hinweg. Ein sanfter, warmer Wind wehte mir durch die Haare meines Barts, der keine besonders edle Form besaß. Nach meiner eigenen Einschätzung hätte ich bei Fremden wohl eher den Eindruck eines verrückten verwahrlosten Adligen hinterlassen als der ich mich in diesem Moment auch fühlte. Wortlos stieg ich auf das nächstbeste Pferd im Stall und ritt los. Keiner sagte etwas, keiner stellte es in Frage. Ich sah die Welt viel klarer als erwartet. Die Schmerzen erinnerten mich an längst Vergessenes an alte Gewohnheiten, die ich ansonsten nicht mehr wahrnahm. In aller Eile ritt ich auf dem Pferd die Wege durch die wunderschönen Gärten des Palastes entlang. Dabei streichelte das hellbraune, von der Abendsonne glänzende Fell des Pferdes. Erneut im Sattel zu Abenteuern bereit. Beinahe fiel ich herab, so vertieft war ich in das Ziel, das vor mir lag. Ein merkwürdiges Gefühl von Freude überkam mich, allein wegen des ruhigen Wetters. So breitete ich meine Arme aus und lachte in den Abend hinein. Die untergehende Sonne im Rücken ritt ich plötzlich fröhlich über Wege, hörte Vögel zwitschern und bildete mir ein, sie zwitscherten Lithres Lied. Alle Dinge mussten gut enden ob mit oder ohne Einfluss. Gotlinde zu befreien bedeutete, zunächst mich selbst zu befreien. Falls sie mich vernichten sollte, so wäre ich damit einverstanden. Ich war bereit zu gehen. Meine Taten, meine Versuche waren getan. Keine Zweifel, nur noch diese Sache. Der Rest gehörte denen, die sich darum rissen, dem Hofstaat meines Bruders. Mit aller Kraft versuchte ich mich frei zu machen, von allen Verpflichtungen in meinem Kopf, von nächsten Schritten. Die Sache mit Wallfurt, die Sache mit den Zwergen, die Sache mit der alten Hexe, so viele Dinge, alles für ein bisschen Gold. Als es bereits dunkel geworden war erreichte den Eingang zum Verließ im streng gesicherten Teil Maehnholts. Es dauerte eine halbe Ewigkeit bis ich alle Posten passiert hatte und gerade mal das Haupttor des Verließes erreicht hatte. Man gewährte mir mit verkrampften Gesichtern Eintritt. Sie versuchten zu verbergen, dass sie verwundert waren. Sie schienen unsicher zu sein, ob es mir gestattet war, die Gefangenen aufzusuchen, aber wagten es nicht einmal zu fragen. Die braven Diener eines Volkes. Das tiefste Verließ, in dem sich Gotlinde und Gardona befanden war ein Fels tief unter der Erde, der von einem magischen See umringt war, dessen Betreten mit einem sehr schmerzhaften und dennoch schnellen Tod ein Ende nähme. Rund um den See herum gab es verschiedene Einrichtungen der Magier, die dazu verdammt waren Wache zu halten. Die riesige Höhle wurde von magischen Lichtern erleuchtet, die durcheinander in der Luft umherschwebten. Wie genau sie die beiden dort festhalten wollten wusste ich selbst nicht. Mein Wissen über die Magie war mehr als beschränkt. Stattdessen hatte ich mir vorgenommen eine Sache gut zu beherrschen. Leider wusste ich bis jetzt nicht wirklich, welche das sein sollte. Sie ließen die aufwändig konstruierte Zugbrücke zum Fels hinab. Sie machten Gesichter als wären sie bereit für ihre Sache in Flammen aufzugehen. Vermutlich hielten sie es für ihre Pflicht vor mir so zu wirken. Mit dem Gefühl der größten Lüge meines Lebens betrat ich die stählerne Brücke. Ich atmete schwer, versuchte die Schmerzen beiseite zu legen, um mich auf das Laufen zu konzentrieren. Ein Fuß vor den anderen auf dem unendlich langen Weg zur Wahrheit. Die schwerste Aufgabe meines Lebens, die längste, die größte. Den Fels umgab ein grünlicher Schein, ein Schild, wie man mir berichtet hatte, ein undurchdringlicher Schild. Nur das Licht schien hindurch und ließ mich die beiden Gestalten erkennen, die mir keinerlei Boshaftigkeit entgegen gebracht hatten. Ein Fuß vor den anderen, sachte. Alles fühlte sich schwer an. Gotlinde stand auf. Sie hatte auf dem Boden gesessen und in irgendwo auf die Wand der Höhle gestarrt. Gardona dagegen stand die ganze Zeit erwartungsvoll wirkend am Rand des Fels. Nun stand ich direkt vor dem grünlichen Schild. Auf dem Fels befanden sich zwei einfache Betten, ein Tisch und ein paar Eimer. Mein bis dahin angesammeltes Bisschen Ruhm war endgültig verflogen. Gardona senkte seinen Kopf als erwartete er eine einfache Begrüßung von mir. Doch ich ließ meinen Mund geschlossen. Stattdessen starrte ich die beiden an. Gotlinde stand ausdruckslos da. „Das Spiel ist also vorbei“, sagte Gardona schließlich, beinahe erleichtert. Ich senkte meinen Blick. „Du hast dich gut geschlagen muss ich zugeben, aber ich nehme an, dass dies nur mit Unwissen möglich war“, fuhr Gardona ruhig fort.

„Warum aber bist du dann hier?“, fragte er und beantwortete seine Frage gleich darauf selbst: „Ja, richtig. Gotlinde!“ Er nickte zu ihr hinüber. „Dann war doch nicht alles gelogen!“, fügte er lachend hinzu. Gotlinde sagte gar nichts. Der Schweiß lief mir von der Stirn hinab. „Was ... was geschieht, geschieht nun einmal“, stotterte ich vor mich hin. Gardona lachte laut, sodass es in der Höhle von den Wänden hallte. Daraufhin hörte man von den umliegenden Einrichtungen Stimmen der Wachen. „Und die Hexe?“, fragte er plötzlich nachdem er sein Lachen schlagartig beendet hatte. Ich schluckte, doch war mir meiner Sache immer noch sicherer als es den Anschein hatte. „Darum kümmere ich mich noch“, antwortete ich, nun ruhiger. Alles was mich bedrückte war noch Gotlinde. Sonst gar nichts. Mir war so vieles egal. Es interessierte mich schon lange nicht mehr. Ich war nicht erst sein ein paar Tagen Teil der machthungrigen Gesellschaft unseres Königshauses, das sich wie eine Seuche ausdehnte. „Euch passiert nichts!“, sagte ich lauter. „Ein anderer ...“, wollte ich hinzufügen, doch Gardona unterbrach mich geschickt: „Es gibt keinen anderen! Du trägst die Verantwortung, du allein!“ Ich fühlte mich schwach, da ich seit meinem Erwachen nichts mehr gegessen hatte. „Gotlinde?“, fragte ich mit großer Vorsicht. „Sie wird dir nicht antworten“, entgegnete mir Gardona. Gotlinde setzte sich auf eines der beiden hölzernen Betten. „Euch geschieht nichts, verstehst du nicht? Keine Toten mehr! Natürlich seid ihr Gefangene, aber das war es dann auch schon“, rief ich heraus. „Die töten meinen Bruder! Verstehst du das nicht? Die töten ihn, wenn er sich ihnen nicht beugt!“, rief ich wütender, da ich wusste, dass Gardona die Wahrheit längst kannte. „Du weißt, was mit unserem Vater geschah. Du weißt es verdammt noch mal. Sie sind alle dumm, verblödet, Scheiße, nenn es wie du willst, aber ihr beide könnt weiterleben!“, rief ich außer Atem. Meine Hände zitterten leicht. Gotlinde gab keinen Ton von sich. Sie sah nie in unsere Richtung. Stumm saß sie auf dem Bett, völlig regungslos. „Gotlinde, Gotlinde, es tut mir so Leid. Bis auf diese Sache war nichts gelogen, gar nichts!“, sagte ich mit verzweifelter Stimme. Gardona unterbrach mich nicht mehr. Er sah zu Gotlinde hinüber, dann wieder zu mir. Meine Arme waren ausgebreitet. Ich suchte nicht nach Vergebung, ich war nun ganz allein. Alles schien wie zuvor, meine Freiheit eine Illusion. „Ihr macht einen großen Fehler, dein Bruder und du. Ihr habt so viel Schaden angerichtet, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Hört auf damit bevor es zu spät ist. Ihr wisst doch gar nicht, was ihr da tut“, erklärte Gardona mit einigen einfachen Gesten. „Wir tun nur das, was keiner tun will. Wir schaffen Ordnung“, antwortete ich während ich Gotlinde anstarrte. Es war als säße sie in unendlich weiter Ferne. „Das ist keine Ordnung, das ist Tyrannei“, entgegnete Gardona mit seiner ruhigen Stimme. „Ich weiß, wohin die Unwissenheit der Leute führen kann. Ich wurde von ihnen verfolgt für das was ich bin, ganz gleich ob es einen Nachteil für sie hatte. Die Angst macht sie blind, genau wie dich und deinen Bruder“, er redete beinahe wie ein gütiger Vater, wie unser Vater, der uns das Leid der Gleichgültigkeit des Volkes erklärte, wieder und wieder. „Doch wir benutzen den Verstand, um die Angst im Zaum zu halten. Das ist der größte Unterschied zwischen Führen und Folgen. Wenn ich könnte, würde ich einfach gehen, glaube mir“, unbeabsichtigt ging ich auf das ein, was er gesagt hatte. Meine Gefühle leiteten mich mehr als irgendwelche Pläne und dennoch dachte ich auf eine merkwürdige Weise über alles nach, was ich aussprach. „Wie soll man dir nur glauben?“, sagte Gotlinde auf einmal, doch blieb regungslos auf dem Bett sitzen. „Euch beiden, wie soll man euch beiden glauben?“, rief sie zornig und sprang auf. „Mein werter Meister will die Hochelfen zur Vernunft bringen und schleicht sich heimlich in ihren Palast, der werde Bruder des Königs jener Hochelfen lockt ihn in eine Falle, um ihn einzusperren, nachdem er sein Gast war“, fügte sie spuckend hinzu. Ihr Atem war deutlich zu hören als sie kurz innehielt. „Du Baradé, hast mir damit am meisten Leid zugefügt, mehr noch als jene die so dumm waren als ich noch bei den Menschen lebte. Geh jetzt zurück in deine Welt!“, rief sie noch zorniger als zuvor. Ich fühlte längst nichts mehr. Dennoch versuchte ich den Druck auf meinen Ohren zu steuern, um ihre Worte nicht in meinen Kopf zu lassen, leider vergeblich. „Ich kümmere mich um die Hexe, ich kümmere mich darum und auch um Wallfurt. Mach dir keine Sorgen, alles kommt in Ordnung, ich mach das schon“, antwortete ich mit zitternder Stimme der größten Liebe meines Lebens, der Beschützerin, der größten Kriegerin deren Träume nach und nach in so kurzer Zeit

zerstört worden waren, dank meiner eigenen Hilfe. Die Tränen liefen über mein Gesicht. Ich wusste längst, ich war nichts wert. Sie verkündete keine Neuigkeit, keine Offenbarung. Sie antworteten nicht. Keiner von beiden. Also wandt ich mich ab. Sie sprach es nicht aus, sie wollte mich nicht sterben lassen. Es war nicht so einfach, ich musste erst ein paar Dinge in Ordnung bringen. Ich änderte meine Pläne, ich passte mich den Umständen an und versuchte zu vergessen, was ich auf dem Weg zum Verlies noch gedacht hatte. Es ging immer weiter, kein Ende war in Sicht.

Kapitel 8

Gotlinde

In der Nacht kehrte ich zu den Gemächern des Palastes zurück. Kaum hatte ich mein eigenes wieder betreten, stand schon der nächste Diener des Hauses an der Tür. Er richtete mir aus, dass mein Bruder mich einmal mehr, jedoch diesmal sehr dringend, im Thronsaal sehen wollte. Seit ich vom Verließ zurückgeritten war, hatte das Gefühl der Einsamkeit stark zugenommen. Es überzog meinen ganzen Körper wie eine schwere Krankheit. Ich begann um mich selbst zu trauern. Die kläglichen Tage vor dem Antritt meiner Mission kehrten zurück. Niedergeschlagen trottete ich langsam zum Thronsaal. Mein Bruder stand nahe seines Throns zusammen mit jenen, die auch am Morgen mit uns im jenem Raum gestanden hatten. Auch Lithre war bei ihnen. Sie trug im Gegensatz zu meinem Bruder, frische andere Kleider als am Morgen. Ich ging davon aus, dass sie ebenfalls geschlafen hatte. Je näher ich dem Thron von der gegenüberliegenden Seite des Tors kam, desto besser konnte ich das verzerrte Gesicht meines Bruders erkennen. Irgendetwas stimmte ganz und gar nicht. Angst machte sich in mir breit, das Gefühl der unendlichen Schuld. Hätte ich nicht zu Gardona reiten sollen? Waren alle Pläne nun zunichte? Mein Bruder sah, wie ich langsam auf ihn zukam. Der weiße Marmorboden des Thronsaals wirkte wie leer gefegt, ohne die zahlreichen Händler, Adligen und Beamten, speisend, lachend an ihren Tischen und die Rosenblüten, die so hingabevoll von den Dienern auf ihm verteilt worden waren. Meinem Bruder lief der Schweiß von der Stirn. Er fühlte sich sichtlich mehr als unwohl. Die Mitglieder des Kreises, die bei ihm standen, schienen selbst nicht so recht zu wissen, was los war. Nur Lithre ließ ihren Kopf gesenkt und starrte ausdruckslos auf Boden. Im Thronsaal brannten große Fackeln an den Wänden zwischen den Fenstern, durch die nun kein Licht mehr drang. Unter jeder Fackel stand eine Wache der königlichen Leibgarde, regungslos, loyal. Die stummen, friedlichen Krieger, die allesamt an Ehre glauben mochten. „Was ist denn?“, fragte ich meinen Bruder besorgt. Die Einsamkeit schob ich für einen Moment beiseite. Er sah mich mit zusammengepressten Lippen eine Weile lang an. In seinem Gesicht erkannte ich mich selbst wieder. Seine Sorgen, waren meine Sorgen. Mein Versagen, war sein Leid. „Lithre hat uns etwas Wichtiges mitzuteilen“, sagte mein Bruder schließlich zu den Mitgliedern des Kreises und mir, die wir im Kreis um die beiden herumstanden. Erwartungsvolle Gesichter starrten Lithre an. Mein Bruder ließ seufzend den Kopf mit seinen blonden, immer noch zu einem Knoten zusammengebunden Haar, sinken. Meine vermeintliche Schuld, war nun Lithres. Sie atmete tiefer und tiefer. Ich lenkte meinen Blick auf die anderen, die sie mit ihren durchbohrten. Die ganze Welt stand still. Ein Rätsel mehr, das es zu lösen gab. Lithre, deren blonde, lange Haare nun kein aufwändiges Konstrukt mehr darstellten, sondern stattdessen ganz gewöhnlich von ihrem Kopf herunterhingen, stand zierlich und klein, wie ein verängstigtes kleines Mädchen neben meinem Bruder, der niedergeschlagen in seiner auf ewig verbleibenden Erhabenheit wie ihr enttäuschter, aber dennoch fürsorglicher Vater wirkte. Sie blickte auf zu mir, starrte mich an, doch ich erwiderte den Blick nur so erwartungsvoll wie die anderen ringsherum. Da liefen ihr die Tränen vom Gesicht hinab, der kleine Mund verzerrte sich, das Gesicht verkrampfte. Sie hob ihre zierlichen Arme an. Ich sah verwundert, mit geschlossenem Mund und tiefem Atem auf das, was ich nicht verstand. Die anderen Mitglieder des Kreises, die großen Magier warteten ungeduldig, bis Lithre schließlich einige Worte schluchzend herausbrachte: „Die alte Hexe mit jenem blauen Kristall ... ihr sollt wissen ...“. „Was? Hat sie schon wieder Unheil gestiftet? Na, sprich schon!“, rief ich ungehalten hinaus. Wegen der Hexe war ich zurückgekehrt. Mein neuer Auftrag, der letzte Auftrag, mein letztes Ziel, nach allen Lügen. Gotlinde war gebrochen, ich war gebrochen, alle waren gebrochen, nun auch noch mein Bruder und ganz besonders Lithre, die sich kaum aufrecht halten konnte. Sie fuchtelte mit ihren kleinen Händen umher, also streckte ich meine Arme aus und ergriff jene Hände, so schwach, so zierlich, solange

ich mich an sie erinnern konnte. Ich sah sie todernst an. Mein Bruder drehte seinen Kopf zu ihr. Voll Kummer und Mitgefühl schluckte ich herunter. Die Tränen nahmen kein Ende, fielen hinab wie das Wasser des Wasserfalls am Rande des Schwarzen Gebirges. Dämonen, Hexen, Wassermänner, Fischweiber, Magie, alles sollte ein Ende haben, kein Leid zufügen, sich frei machen von Hass, Güte empfinden, bis in alle Ewigkeit.

„Ich bin jene alte Hexe“, brachte Lithre schließlich aus ihrem verzogenen Mund, schluchzend hervor. Meine Hände fielen hinab in die Tiefe des Unbekannten. Mein Mund öffnete sich, der Ernst blieb im Gesicht stehen, unverändert. Ich wich zurück vor ihr, bis ich in Gedanken wiederholte, was sie gesagt hatte. Ich wollte etwas fragen, doch ich wusste nicht mehr was. Alles drehte sich, verschwamm. Verzweifelt suchte ich mit meinen Augen nach meinem Bruder, doch konnte ihn nur unwirklich neben Lithre erkennen. Um mich herum hörte ich die Stimmen der Magier, wie sie darüber diskutierten, weshalb Lithres Mission keinen Erfolg brachte und wieso man sie im Dunkeln darüber ließ. Mein Bruder erklärte, er habe es selbst nicht gewusst, es wäre Lithres eigene Täuschung gewesen, die nur durch ihr eigenes umfangreiches, angesammeltes Wissen der Magie zustande gekommen wäre, das ihr schließlich auch zu ihrer Stellung als Mitglied des Kreises verhalf. Vor mir erstreckte sich eine in den Fels hineingehauene Treppe, die Tod und Verderben folgte. Ich roch den Gestank einer Höhle aus längst vergangener Zeit. Sie stritten sich, während ich ein Mädchen suchte, Lykkes und Maltes Tochter, sie hatte sich im Wald verlaufen, ganz bestimmt. „Im Namen des Königshauses Tfhahns, im Namen meines Bruders, des Königs, richte ich dich, hier und jetzt!“, stotterte ich mit verschwommenem Blick vor mich hin. „Du blutest, Baradé“, sagte mein Bruder. Ich fasste mir an meine Nase und spürte das Blut, auf meinen Fingern. Doch voller Anmut zog ich mein Schwert, um die alte Hexe zu richten, das was ich als Loyalere gut konnte, denn wusste ich doch am besten, wer unsere Feinde waren, die Feinde meines Bruders und mir. Alles versank in Dunkelheit, doch nur für einen kurzen Moment. Mein eigenes Gesicht war verkrampft. Mit geöffnetem Mund, gesenktem Arm und blutender Nase stand ich fassungslos vor neuen Feinden. „Schweigt jetzt!“, rief mein Bruder den unruhigen Magiern zu, die sich immer noch über völlig belanglose Nebensächlichkeiten stritten. „Sie hat ihren Fehler eingestanden! Gardona ist nun in unserer Gewalt, das sollte euch mehr als zufriedenstellen“, sprach mein Bruder. Sie folgten seiner Anweisung und schwiegen. „Setze dich lieber erst einmal hin“, fügte er hinzu als er mich besorgt ansah. Ich spürte ein leichtes Gefühl von Übelkeit, mein Magen drehte sich im Kreis. „Wieso hast du dein Schwert gezogen?“, fragte er mich verwundert. Ich schüttelte nur meinen Kopf, wie ein alter missbilligender Greis und winkte mit meiner linken, leeren Hand ab. Das Schwert hielt ich immer noch gesenkt in meiner Rechten. Egal welche Antworten sie hatten, egal, welche Beweggründe, welche Ansichten, allesamt war mir egal. Voll Gleichgültigkeit über diese Dinge sah ich dagegen eine Wahrheit, die einfach keine sein durfte, eine Wahrheit, die mir ganz und gar nicht gleichgültig war. Schwächer denn je setzte ich mich auf den Rand des hölzernen, leicht vom restlichen, weißen Marmorboden erhöhten Konstruktes, das sich unterhalb des Throns befand. Mein Schwert legte ich neben mich. Meine Beine waren angewinkelt und meinen Kopf ließ ich in meine Hände sinken. Ich hockte da, blutend, wie ein müder Krieger nach geschlagener Schlacht. Alle Träume waren dahin, aber ich musste dennoch weiterfragen, der Sache auf den Grund gehen, meinem letzten Auftrag treu bleiben oder nicht? „Lasst uns allein!“, hörte ich schließlich meinen Bruder sagen. So erhaben wie er jeden seiner Befehle aussprach. Sie folgten ihm und verschwanden alle bis auf Lithre, meinen Bruder und mich. Selbst die Wachen der königlichen Leibgarde marschierten ab. Allesamt gingen in die gegenüberliegende Richtung des Tors, aus der auch ich gekommen war. Lithre setzte sich neben mich. Das Schwert lag zwischen uns. Sie schien sich mindestens genauso elend zu fühlen wie ich. Mein Bruder Dararos stellte sich vor uns. Noch immer in seine silberne, aus Platin gefertigte Rüstung gepackt, mit dem Mantel aus dem blauen Fell des toten Bären. „Wir müssen nun sehr gut überlegen, wie wir weiter vorgehen. Bei allem Respekt Baradé, aber stelle dich nicht gegen sie, vor allem nicht wenn Mitglieder des Kreises anwesend sind“, sagte mein Bruder zu mir während er auf mich hinabsah. Lithre gab keinen Ton von sich. Die

Tränen liefen ihr noch immer über das Gesicht. Nach einer Weile des Schweigens überwand ich mich und ergriff wieder mit schwacher Stimme das Wort: „Ich habe sie alle belogen. Alles was mir bleiben wird bis zum Ende, ist der Hass auf mich selbst.“ Nun war ich derjenige dessen Gesicht verkrampfte, jedoch nicht vor Trauer, sondern vor Wut. So drehte ich zitternd meinen Kopf rechts herum zu Lithre, die ich bis dahin nur aus meinen Augenwinkeln heraus beobachtet hatte. „Aber was hast du nur getan Lithre? Du hast schlimmeres Unheil angerichtet als ich es jemals hätte tun können!“, sagte ich mit verzerrter Stimme zu ihr. Obwohl ich es mir so sehr wünschte, konnte ich sie nicht hassen. Es brach mir einfach nur das Herz ein endloses weiteres Mal. Dann musste ich auf einmal kurz auflachen. Sie drehte ihren Kopf mit einem fragenden Blick zu mir. Ich sah weg, in die leere das Thronsaals. „Gardona hat es gewusst. Er sagte mir, die alte Hexe hätte meinen Bruder beeinflusst“, fügte ich kopfschüttelnd über mein eigenes Versagen hinzu. „Noch ist nichts verloren ...“, begann mein Bruder in seiner Pflicht des Herrschers. „Nichts verloren? Weißt du, was in der letzten Zeit ihretwegen passiert ist? Hast du überhaupt eine Ahnung, was sie getan hat?“, rief ich ungehalten dazwischen. Das Blut aus meiner Nase klebte an meinen Händen, mit denen ich in der Gegend umher fuchtelte, während ich meine Worte hinausrief. Ich hielt mir die Hände nicht an meine Nase, stattdessen ließ ich das Blut hinauslaufen. Es machte keinen Unterschied mehr. Die Tränen begannen über mein eigenes Gesicht zu fließen. „Du hättest beinahe Gotlinde getötet. Du hast ... du hast ...“, ich konnte es nicht aussprechen. Niemand konnte das aussprechen und dennoch musste es gesagt werden. „Du hast ein kleines Mädchen getötet. Ich habe sein angenehmes Bein in der Höhle gefunden, wo sich auch dein blauer Kristall befand!“, rief ich fassungslos über mein Unvermögen, nun, hier und jetzt zu handeln, hinaus. Ich hatte in jenem Zimmer, in dem Lithre und ich von unserer Reise zum Schwarzen Gebirge berichteten nicht viel von jenen Bestien erzählt. Nur dass sie das Dorf Wallfurt und Gotlinde und mich heimgesucht hatten und wir in Wallfurt gemeinsam eine von ihnen töteten. Nun zerfiel ich langsam unter dem Schmerz jener schlimmen Dinge, die dem Schönen nicht zwar nichts nahmen, aber dafür das Schlimme immer unerträglicher machten. „Ich tat es für euch, für euch beide, meine liebsten Freunde!“, antwortete Lithre verzweifelt. „Wisst ihr denn nicht mehr, was damals passierte, in jener Höhle?“, fügte sie hinzu. Sie sah meinen Bruder an, dann mich, dann wieder meinen Bruder. Mit ausgebreiteten Armen saß sie da, die Schuld von sichweisend. „Nimm ihr den Kristall ab! Sie schickte jenes Einhorn vor so langer Zeit“, sagte ich wütend zu meinem Bruder. Ich erhob mich aus meinem niedergeschlagenen Zustand. „Wenn Gardona Recht hatte, was ich nun für sehr wahrscheinlich halte, ist sie schon seit einer halben Ewigkeit mit ihm zerstritten. Halte sie auf, ich gehe!“, ich konnte nicht mehr bleiben, musste mich loslösen. Der Auftrag scheiterte. Es war Zeit für einen Bericht, Zeit für die Wahrheit, irgendwann. „Ohne mich, wärest du niemals zu ihm gelangt“, rief Lithre voller Zorn. Auch sie hatte sich erhoben während ich schon an meinem Bruder in Richtung des Tors vorbeigegangen war. Noch einmal drehte ich mich verwirrt um. Es hatte aufgehört zu bluten. „Ich habe damals dafür gesorgt, dass Gotlinde dich mitnimmt! Ich alleine! Sie sehnte sich danach, ich ließ es den Wassermann und seine Schwestern aussprechen oder hat sie es dir nicht erzählt? Denkst du wirklich, sie liebt dich für das was du bist?“, brüllte die zierliche Lithre in den Saal hinein. „Nein, sie hat es mir erzählt. Das Einhorn, das Einhorn, du hättest uns beide fast getötet!“, antwortete ich, nun ruhiger und meiner Sache wieder sicher. „Tötet den Dämon, tötet ihn!“, rief Lithre zornig. Ich schüttelte erneut meinen Kopf, wandte mich wieder dem Tor zu und ging weiter. „Du, du hast das Einhorn gerufen?“, hörte ich meinen Bruder völlig fassungslos zu Lithre sagen. Nun wusste ich, er würde das letzte Bisschen seiner Gefühle für sie beiseite schieben. Ich wusste, wir konnten einander vertrauen. „Wachen!“, rief er kurz darauf. Keiner konnte ihn bezwingen, wenn er sich seiner Sache sicher war, mit keiner Lüge der Welt, konnte sie die Vergangenheit verändern, die Vergangenheit, die uns nun erwachen ließ. Das Einhorn, das Symbol des Guten, das uns ins Verderben stürzte. Noch ein letztes Mal drehte ich mich zu meinem Bruder um, der Lithre zusammen mit den darüber höchst zufriedenen Mitgliedern des Kreises und einigen Wachen in Gewahrsam nahm, dann drehte ich mich wieder zum verschlossenen Tor.

Es begab sich in unserer Jugendzeit, da verbrachten wir eine Weile in einem der zahlreichen Landhäuser meiner so reichen Königsfamilie. Es war einige Jahre nach dem großen Krieger-Magier-Streit, angeführt von Hjian dem Starken und meiner indirekten Begegnung mit diesem als ich an der Brüstung des Palastes stand während die Krieger unter Hjians Führung diesen zu stürmen versuchten, von der ich auch Gardona berichtet hatte.

Unsere Eltern, sowie all die Beamten, selbstverständlich hauptsächlich Magier, des Hofes hielten es für das Beste, dass wir, die Kinder des Königspaares in Sicherheit gebracht würden. Es hatte einige kleinere Attentatsversuche auf verschiedene Hochrangige des Königshauses, darunter selbst mein Vater, gegeben. Der Unmut im Volk war noch immer groß, wenn auch nicht öffentlich. Es war uneins und viele verfluchten die Magier und meine Eltern. Wir sollten auf jenem Gut bleiben, bis meine Eltern einen Vertrag ausgehandelt hatten der dem Heer mehr Unabhängigkeit versprach. Die Magiergilden und der Kreis der Elemente waren zunächst tatsächlich bereit, einen Teil ihrer Macht abzugeben, um die Lage zu beschwichtigen. Ich hielt es, loyal, unpolitisch und idealistisch wie ich war für einen großen Fehler, auch dass man uns hier versteckte. Es war ein sonniger, feuchter, kühler Morgen während der Blüte, wie die Menschen aus Mittillant jene Zeit des Jahres nennen, als wir, Dararos und ich, eifrig, ja tatenfroh das große hölzerne Landhaus verließen. An diesem Tag blieb uns der so furchtbare Unterricht erspart, hatten wir gestern noch historisch bedeutsame Daten auswendig lernen müssen. Beide wurden wir bestens, jedoch in zwei unterschiedliche Richtungen gefördert. Mein Bruder zum Nachfolger des Königs und ich, ich zum treuen Leibgefährten, zum Anführer der Truppen, zum Fürsten seiner Hoheit. Dennoch war für uns niemals ernsthaft einer wichtiger als der andere.

Wenn gleich wir uns wie zwei, die vieles miteinander teilen, oft uneins waren, war ich meinem Bruder seit jeher treu ergeben, sowie auch er mir. In unserer gegenseitigen Liebe standen wir uns in nichts nach. Doch folgte ich ihm meist und ließ ihn führen, da er älter war und ich bewundernd zu vielem hinaufblickte, was er tat. Wir wollten entdecken, umherziehen, allein und ungestört, frei vom kümmerlichen alten Herr Langohr vom Eselstall, einem sehr alten gelehrten Hochelfen, mit beachtlich langen spitzen Elfenohren, dass er einem alten, müden Esel glich und da wir uns seinen Adelstitel, der irgendeinen unaussprechlichen hochelfischen Namen enthielt, sowieso nicht merken konnten, nannten wir ihn schlichtweg „vom Eselstall“.

Seines langweiligen, durch unzählige Sprechpausen nahezu unerträglichen Unterrichts mehr als überdrüssig rannten wir über die vom Tau noch feuchten Wiesen, vorbei an Feldern, Zäunen, Mauern hinaus in die einsame Natur. Spaßeshalber neckte ich meinen Bruder und verglich ihn mit dem alten Langohr. Er vergalt es mir, indem er mich als alten Bauerntrampelpel bezeichnete, da meine menschliche Erscheinung keineswegs der anmutigen eines Hochelfen glich. Wir freuten uns auf den bevorstehenden Tag. Um das Landhaus herum gab es einen riesigen Wald. Der gesamte Grund befand sich selbstverständlich im Besitz unserer Familie. Wir machten uns auf zu den Bäumen in jenen Sonnenstrahlen des kühlen Morgens, rannten umher und suchten nach Bächen, Tieren, Felsen und anderen Dingen fernab von Zwisten der Erwachsenen, die uns oftmals wie ein Volk fernab von vernünftigen Gebräuchen oder gar Verstand erschienen. Die Zeit verflog wie unsere Gedanken. Während ich versuchte einem Fuchs, den ich irgendwo im Gebüsch erspäht hatte, zu folgen, untersuchte mein Bruder wissbegierig den Verlauf eines Baches, der irgendwo im Boden des Waldes verschwand.

Doch ein lauter, grässlicher Schrei ließ uns beide zusammenzucken.

----- NEU AUS FH -----

Fürchtend, doch voll Neugier gingen wir langsam und vorsichtig in die Richtung, aus der jenes schreckliche Geräusch zu vernehmen war. Ein Abenteuer, das darauf wartete erlebt zu werden oder doch nur der alltägliche Wahnsinn, der sich in der Welt traurigerweise abspielte? Welches Kind wollte schon in Angst leben, sich verstecken vor den vermeintlichen Gefahren der Erwachsenen aus einer Welt, die der eigenen Vorstellung ganz und gar nicht entsprach. Wir waren es Leid, weil wir jene Welt nicht kannten und auch nicht jene Ängste der Älteren.

Die grünbraune Mischung des Waldes, zwischen der man in jedem Winkel etwas Neues entdecken konnte, egal wie oft oder lange man sie betrachtete, lies mich im Glauben, vor jeder Gefahr entkommen und mich verstecken zu können.

Das Zwitschern der Vögel nahm mir die Einsamkeit, wie auch mein Bruder, der mir den größten Schutz bot, allein durch seine Anwesenheit. Vorbei an Pilzen, Sträuchern, hinweg über brechende Äste, das Rascheln von Laub.

Ein endloses Meer von Dingen, die unsere Welt nicht kannten, die sich nicht um uns kümmerten, die ließen und gelassen werden sollten.

Doch schließlich verließen wir den Wald. Eine Straße lag vor uns, gepflastert mit einfach bearbeiteten Steinen. Wir waren gar nicht weit gelaufen. „Und jetzt?“, fragte ich achselzuckend meinen Bruder. Gelangweilt stützte ich mit meinem rechten Bein ab. So stand ich etwas schräg am Wegesrand, mein Bruder aber spähte abwechselnd in beide Richtungen der Straße. „Glaubst du, sie führt zurück?“, fragte ich weiter. „Sie sieht nicht wie die aus, auf der wir herkamen“, ungeduldig redete ich vor mich hin. Mein Bruder ging einfach los, die Straße entlang in die Richtung des Landhauses. „Wenn sie weiter vorne nicht nach rechts verläuft, dann gehen wir eben einfach wieder durch den Wald zurück“, meinte er dabei, ganz sachlich.

So liefen wir ein Stück weit schweigend die Straße entlang. Die Sonne war bereits angestiegen und strahlte von uns von der Seite in unsere Gesichter. Sie erwärmte mich, wenn gleich ich zuvor kein besonderes Gefühl der Kälte empfunden hatte, da wir uns die meiste Zeit bewegt hatten.

„Können wir nachher noch mit den Pferden irgendwo hinreiten?“, fragte ich voller Vorfreude, doch vorsichtig, dabei keine Regel zu brechen. „Wir haben nachher noch Unterricht bei ...“, antwortete mein Bruder belehrend. „Ja, ja, schon klar!“, unterbrach ich ihn seufzend.

Als Kinder einer der privilegiertesten Familien unseres Königreiches, hatten wir keine Sorgen, was unseren Wohlstand betraf. Niemals, zu keiner Zeit. So wurden wir des Wohlstands dennoch oft überdrüssig und hätten andere Dinge lieber gehabt, wie vielleicht ein ehrlicheres Leben zusammen mit unseren Eltern. Andererseits wurde uns vom Kindesalter an beigebracht, dass unser Wohlstand nicht selbstverständlich sei, dass es unsere Pflicht war, aus Dankbarkeit sich Pflichten zu beugen, dem Volk zu dienen, zu führen, mit all unseren Möglichkeiten, die uns unser Stand bot. So träumten wir ganz besonders von Veränderungen, von Verbesserungen, vom Kampf für eine bessere Welt für alle, da wir nicht lügen mussten, solange wir noch Kinder waren. Zumindest wurde es nicht von uns erwartet. Selten trafen wir andere Kinder, die nicht aus ähnlichen Verhältnissen wie wir kamen und wenn waren sie meist zu ängstlich, um uns ehrlich zu begegnen oder wurden von jenen, die über sie bestimmten dazu aufgefordert, sich zurückzuhalten.

So teilten wir die Zeit oftmals mit Söhnen und Töchtern anderer Adelliger, anderer wichtiger, bekannter, privilegierter Familien. Manche davon beneideten uns wegen unseres Standes, der uns selbst am wenigsten bedeutete und uns meistens nur daran erinnerte, nicht normal und vor allem nicht anonym leben zu dürfen oder gar zu können. Doch andere wiederum waren meist ehrlich und empfanden in ihrer Welt etwas Ähnliches.

So auch Lithre, eine gute Freundin meines Bruders. Ihre Eltern gehörten zu einer der größeren und älteren Dynastien des Reiches und hatten über Generationen ein großes Handels- und Versorgungsnetz aufgebaut. Auch das Königshaus wurde davon beliefert. Ihre Eltern und andere Mitglieder ihrer Familie trafen wichtige Entscheidungen, was die Wirtschaft betraf. Sie selbst konnte mit all dem jedoch nicht so viel anfangen, zumal sie von ihren Eltern geradezu in die Position einer Nachfolgerin gedrängt wurde. Mein Bruder traf wurde ihr vor vielen Jahren auf irgendeiner feierlichen Veranstaltung vorgestellt. Später besuchten sie zusammen mit anderen Kindern eine der königlichen Akademien. Sie ritten sogar zusammen beim selben Lehrer und unsere Familien unternahmen gemeinsame Vorflüge, bei denen sich die Erwachsenen meist über Geschäfte oder Gesetze unterhielten. Natürlich musste mein Bruder die üblichen Unterstellungen meinerseits ertragen, mehr als freundschaftliche Gefühle für Lithre zu empfinden und selbstverständlich vergalt er es mir gleichermaßen im Bezug auf Mädchen in meinem eigenen Umfeld. Insgesamt jedoch fand

ich Lithre recht sympathisch. Vor allem deshalb, weil man mit ihr, wie mit nur ein paar anderen, die wir ähnlich lange kannten, ehrlich sprechen konnte.

Pferdegewieher ertönte hinter uns. Das Geräusch von Rädern auf der gepflasterten Straße. Wir drehten uns um. Durch die Sonnenstrahlen, die zwischen den Bäumen am Wegesrand hindurchstrahlten und durch einen sehr leichten morgendlichen Nebel, kam eine Kutsche mit langem Pferdegespann auf uns zu.

Es kommt nie zum Vertragsschluss. Die Magier behalten die Rechte, wie es Baradé gegenüber Gardona bereits beschrieben hat. Dies wird am Ende der Geschichte von Baradé angemerkt!

Anmerkung:

neues Konzept verwenden, Lithre = Hexe, ist sie alt und hatte Zwist mit Gardona oder überarbeiten?

- [Die alte Hexe kommt nach Wallfurt](#) – Lithre möchte mit dem Hinweis auf den Dämonen-Magier auch die Bewohner Wallfurts vertreiben!!!!!!
- Gotlinde nahm Baradé mit, weil ihr der Wassermann und seine Schwestern erzählten, ihre Einsamkeit würde damit enden. Sie erzählten das, weil es die Hexe ihnen auftrug. Lithre hat also bewirkt, dass Baradé zu Gardona gelangt!

Dialog zwischen Baradé und Gardona (nach der Rückblende Baradés):

Gardona erklärt zuvor noch, dass das Gold der Zwerge eine Illusion ist und die Hochelfen umsonst danach suchen!!!!

Baradé stellt sich irgendwann die Frage bezüglich seines Bruders: Wenn ich plötzlich herrschen müsste, würde ich es tun?

Baradé: „Sehr wohl wissen wir, wer es war. Das heißt, wir fanden heraus, wer unsere Eltern ermordete. Früher oder später fällt ein Name. Es war uns egal, welcher, hauptsache war allein die Gewissheit. Ich selbst schlug dem Verräter seinen Kopf ab, blind vor Zorn, in einer öffentlichen Hinrichtung, damit das ganze Volk die Stärke seiner Herrscher erkennen konnte. Keine Gnade für Verräter! Natürlich war es nicht der wahre Täter, nur ein Unglücklicher dessen Name fiel. Es waren jene, denen unser Vater mehr Einfluss zugesprochen hatte, um sie zu besänftigen, nachdem er sich in dieser einen Sache gegen sie entschieden hatte. Sie setzten sich schließlich durch während wir noch den Mörder jagten. Es war also kein einzelner Name, es waren jene, die sich niemals so sehen wie ich mich sehen würde, verantwortlich für das eigene Handeln, an der Welt aller anderen beteiligt, mit der Möglichkeit jemandem alles zu nehmen, was das Leben wertvoll macht. Die anonymen Mächtigen, angetrieben von Furcht, Ungewissheit und Gier. Jene die glauben, Moral wäre etwas Freiwilliges, Reichtum aber nicht“

Gardona:

„Ihr glaubt tatsächlich, ihr könnt es auf diese Weise aufhalten? Es gibt keine Lösung für das, was dich bedrückt und ihr allein seid nun mal ihr allein, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Lass uns einfach unseren Weg gehen. Was ich will, ist nur den Kopf der Hexe!“

Baradé:

„So wie ich“

Gardona:

„Dann befreie uns! Ich gebe dir mein Wort, dass ich sonst niemandem Leid zufügen werde. Danach werden wir verschwinden, für immer.“

Gotlinde:

„Ich nicht.“

Gardona und Baradé:

„Was?“, fragten Gardona und ich gleichzeitig.

„Nicht wenn die anderen Dinge wirklich wahr sind, die du zu mir gesagt hast, Baradé“

„Glaube mir, ich sage das nicht einfach so, ich sage es schweren Herzens, aber ich möchte es doch noch einmal versuchen“

Im schwersten Kampf mit mir selbst, warf sie mir ein Licht zu, mit dem ich in keinem meiner möglichen Träume je gerechnet hätte. Einfach so, ohne danach gefragt zu werden, ohne dass ich mich weiter entschuldigte. Sie wusste genau, was sie in mir weckte und ich wusste dass sie es wusste. Eine ganze Weile lang sah ich sie an. Ich überlegte hin und her zwischen dem, was sie fühlen und dem, was sie mir zeigen mochte. „All die Lügen, ich bin es wirklich Leid. Es war nie das, was ich wollte“, sagte ich schließlich müde. „Ob du mich liebst oder nicht, mir gefiel es immer mehr mich für jemanden zu entscheiden und eine umso persönlicher Beziehung führen zu können. Egal was als nächstes passiert, ich habe mich für dich entschieden, Gotlinde, selbst wenn du mich nicht mehr liebst oder nie geliebt hast, dann bin ich eben der einsame Narr und liebe einen Traum“, beinahe schloss ich dabei meine Augen, doch öffnete sie kurz davor wieder weit und fügte ernst hinzu: „Doch denkt beide daran, dass ich nicht so blind durch diese Welt ziehe, wie ihr vielleicht einst angenommen habt.“

Baradé arrangiert es schließlich, dass die Hexe und Gardona aufeinandertreffen.

Dialog zwischen Baradé und Gardona:

„In der Tiefe der Erde, bist du dort angekommen, wo dein Verstand sich schließlich hinbewegte! Das Wasser! Dachtest du, mein Bruder wäre nicht in der Lage dich dort zu kontrollieren? Dort, wo unser Volk seinen Ursprung hat. Dort wo wir dem Wassermann zuflüstern können ohne auf Widerstand zu stoßen“, sagte ich, erstaunt über Gardonas Unverständnis seines Versagens. „Bist du nun der Weisere von uns beiden?“, antwortete er sehr eindringlich. Ich schüttelte seufzend meinen Kopf. Mein Bruder nickte mir zu. Er übernahm das Wort.

Dialog zwischen Baradé und Dararos:

Dararos ist ein Herrscher, der bereit ist andere zu opfern, um zu führen, damit eine Ordnung aufrecht erhalten wird und nicht alles im Chaos versinkt. Baradé hält die Opfer für unnötig, muss jedoch auch nicht herrschen.

Dararos: „Dir bleibt es erspart, alles was mich täglich plagt. Du hast dich dort mit seiner Schülerin vergnügt und kehrst nun frohen Mutes zu mir zurück, um den Frieden zu verbreiten. Was wärest du, wenn du nicht mein Bruder wärest? Kannst du ein Haus bauen? Kannst du ein Feld bestellen, alleine überleben?“

Baradé: „Nein, deshalb tue ich, was ich kann. Ja, ich habe mich verliebt, ich bin mit ihr gegangen, was du niemals tun würdest, das weiß ich. Jedoch habe ich dadurch etwas Neues gesehen. Du glaubst, es trübt mein Urteilsvermögen. Das mag sein, aber wenn es dazu führt, dass Weniger sterben müssen, schert es mich nicht!“

Dararos: „Wortgewand wie immer, mein Bruder. Ich habe ein Königreich zu führen, hörst du? Zu führen! Eigentlich sogar zwei, wenn man berücksichtigt, was König Willmar darunter versteht. Du magst dir das vielleicht nicht vorstellen können, aber wenn ich schwach werde, dann bin ich die längste Zeit König gewesen. Der Nächste wird kommen und sicher grausamer herrschen als ich,

denn mit Macht umzugehen vermag nicht jeder.“

Baradé: „Keiner mag es! Also gib einen Teil auf und der Rest wird bleiben wie er ist.“

Dararos: [Lacht] „Sieh dir deinen Freund Gardona an. Was weißt du über ihn? Er besitzt große Macht und du nennst ihn deinen Freund, obwohl er sich hungriger als jeder anderer seine Macht erkauft hat, für den Preis zahlreicher Menschenleben!“

Baradé sieht erstaunt aus.

Dararos: „Natürlich hat er dir davon nicht erzählt. Wie könnte er es denn auch? Er half uns, die Menschen zu einen! Er verbrannte ihre Brüder, die uns nicht wohlgesonnen waren! Er, der sich dir gegenüber ganz offensichtlich zu Unrecht als Wohltäter gegeben hat!“

Baradé: „Das glaube ich dir nicht!“

Dararos: „Das habe ich erwartet. Wie also kann ich auf dich hören, wenn du mir nicht vertraust?“

Baradé: „Indem du mir vertraust! Wie damals ...“

Dararos: „... in der Höhle. Siehst du immer noch Einhörner?“

Baradé: „Ja! Aber sind sind wirklich da!“

Hier erinnert sich Baradé an das Ereignis ihrer Jugendzeit („Die Höhle der Hexe“):

Es begab sich in unserer Jugendzeit, da verbrachten wir eine Weile in einem der zahlreichen Landhäuser meiner so reichen Königsfamilie. Es war einige Jahre nach dem großen Krieger-Magier-Streit angeführt von Hjian dem Starken und meiner indirekten Begegnung mit diesem als ich an der Brüstung des Palastes stand als die Krieger unter Hjians Führung diesen zu stürmen versuchten, von der ich auch Gardona berichtet hatte.

Unsere Eltern, sowie all die Beamten, selbstverständlich hauptsächlich Magier, des Hofes hielten es für das Beste, dass wir, die Kinder des Königspaares in Sicherheit gebracht würden. Es hatte einige kleinere Attentatsversuche auf verschiedene Hochrangige des Königshauses, darunter selbst unser Vater, gegeben. Der Unmut im Volk war noch immer groß, wenn auch nicht öffentlich. Es war uneins und viele verfluchten die Magier und meine Eltern. Wir sollten auf jenem Gut bleiben, bis meine Eltern einen Vertrag ausgehandelt hatten der dem Heer mehr Unabhängigkeit versprach. Die Magiergilden und der Kreis der Elemente waren zunächst tatsächlich bereit, einen Teil ihrer Macht abzugeben, um die Lage zu beschwichtigen. Ich hielt es, loyal, unpolitisch und idealistisch wie ich war für einen großen Fehler, auch dass man uns hier versteckte. Es war ein sonniger, feuchter, kühler Morgen während der Blüte, wie die Menschen aus Mittillant jene Zeit des Jahres nennen als wir, Dararos und ich, eifrig, ja tatenfroh das große hölzerne Landhaus verließen. An diesem Tag blieb uns der so furchtbare Unterricht erspart, hatten wir gestern noch historisch bedeutsame Daten auswendig lernen müssen. Beide wurden wir bestens, jedoch in zwei unterschiedliche Richtungen gefördert. Mein Bruder zum Nachfolger des Königs und ich, ich zum treuen Leibgefährten, zum Anführer der Truppen, zum Fürsten seiner Hoheit. Dennoch war für niemals ernsthaft einer wichtiger als der andere.

Wenngleich wir uns wie zwei, die vieles miteinander teilen, oft uneins waren, war ich meinem Bruder seit jeher treu ergeben, sowie auch er mir. In unserer gegenseitigen Liebe standen wir uns in nichts nach. Doch folgte ich ihm meist und ließ ihn führen, da er älter war und ich bewundernd zu vielem hinaufblickte, was er tat. Wir wollten entdecken, umherziehen, allein und ungestört, frei vom kümmerlichen alten Herr Langohr vom Eselstall, einem sehr alten gelehrten Hochelfen, mit beachtlich langen spitzen Elfenohren, dass er einem alten, müden Esel glich und da wir uns seinen Adelstitel, der irgendeinen unaussprechlichen hochelfischen Namen enthielt, sowieso nicht merken konnten, nannten wir ihn schlichtweg „vom Eselstall“.

Seines langweiligen, durch unzählige Pausen nahezu unerträglichen Unterrichts mehr als überdrüssig rannten wir über die vom Tau noch feuchten Wiesen, vorbei an Feldern, Zäunen, Mauern hinaus in die einsame Natur. Unter uns sprachen wir schon damals meist die Sprache der Menschen als würde sie nur von uns verstanden werden. Spaßeshalber neckte ich meinen Bruder und verglich ihn mit dem alten Langohr. Er vergalt es mir, indem er mich als alten Bauerntempel

bezeichnete, da meine menschliche Erscheinung keineswegs der anmutigen eines Hochelfen glich. Wir freuten uns auf den bevorstehenden Tag.

FORTSETZEN!

Bezug zum Einhorn herstellen, dass Baradé erscheint und führt!

Es kommt nie zum Vertragsschluss. Die Magier behalten die Rechte, wie es Baradé gegenüber Gardona bereits beschrieben hat. Dies wird am Ende der Geschichte von Baradé angemerkt! Nachdem Baradé sich an die Geschichte „Die Höhle der Hexe“ erinnert hat, erzählt Dararos ihm eine Geschichte.

Wir beide hatten uns daran erinnert, wie so schon so viele Male, in denen wir es nicht länger verdrängen konnten, doch mein Bruder sah es anders als ich selbst. Er machte einen kühleren Eindruck. Schließlich sah er mich ernst an. „Oft habe ich darüber nachgedacht, sehr oft. Du bist mein Bruder, du bist der Loyalste von allen, aber du siehst zu wenig“, sagte er bestimmend, aber ohne Leidenschaft, vollkommen trocken. „Sieh, ich möchte dir eine neue Geschichte erzählen, damit du mich vielleicht besser verstehst.“, fuhr er fort. Aufmerksam sah ich ihm ins Gesicht. Er hätte gar nichts zu sagen brauchen und ich hätte ihm dennoch zugehört, bis er selbst den Schluss seiner Geschichte angekündigt hätte. Er hatte Recht: Ich war loyal.

„Der Weltenschöpfer“

Alt bin ich geworden. Vielleicht zu alt. Einst schuf ich Berge, Land und Wasser. Wälder, Wiesen, Flüsse, Gletscher, Wüsten und auch den Himmel, die Wolken, den Wind und den Regen. Dann verließ ich diese Welt, die ich geschaffen hatte und ging in eine andere.

Du wirst denken, es wäre eine große Macht, Dinge zu erschaffen, große Dinge, einflussreiche Dinge, dabei ist es keine Macht, mehr eine untragbare Bürde, erschaffen zu können, aber das keinen Einfluss mehr auf das Erschaffene zu haben.

Ich bin der Weltenschöpfer.

Hinweise zum Endkampf zwischen Dararos und Gardona:

HINWEIS: Nachdem Baradé von Dararos persönlich erfährt, dass dieser Gotlinde vernichtet hat, um Tjfahn vor Gardona zu schützen, weil ihn eine Zauberin einst vor Gardona warnte, erinnert sich Baradé an seine Jugendzeit, in der Dararos von der Zauberin gewarnt wurde. Dies beschreibt die Geschichte „Die Höhle der Hexe“ (separates Dokument).

Weitere Infos:

Baradé hört den Kampfeslärm und rennt in den Thronsaal seines Bruders. Dort kämpft Gardona gegen Dararos, um sich für die Ermordung Gotlindes zu rächen, dabei wird ein Teil von Baradés Gesicht verbrannt. Ein Alternativtitel zu „Der Meister“ wäre daher „Die Narben des Feuers“.

Folgen für Baradé, der im Palast seines Bruders weiterlebt:

Tausend Wunder barg mein Leben, Kreaturen, wie man sie sonst nirgendwo findet, tausend Geheimnisse, doch sind sie alle nur kleine Rätsel gegenüber dem großen Mysterium, wie ich weiterleben kann, wenn ein anderer Mensch gestorben ist.

Original:

Ich sehe den Ozean, aber ich sehe kein Schiff. Kein Schiff, das mich von hier wegbringt, weit weg in die Ferne.

Abgeändert:

Baradé steht am Hafen in Tjfahn.

Ich sehe das Meer, aber ich sehe kein Schiff, kein Schiff, das mich von hier weg bringt, weit weg in die Ferne.

Ich hoffe, du wirst zu mir zurückkehren und mir eine Aufgabe geben, denn wenngleich du wieder verschwinden magst, werde ich jene Aufgabe ewig im Gedächtnis behalten. So hoffe ich, den Rest meines Daseins mit dieser zu verbringen, um alle Gedanken auf sie zu lenken, fernab von meinem jetzigen Leid. Mein klägliches Versagen lastet schwer auf mir, doch noch schwerer ist die Schuld daran, nicht zu wissen, was ich nun tun soll, nichts gut machen zu können, nichts auszugleichen, nicht zu büßen, nicht zu verbrennen, nicht unterzugehen, mich mit dem Bisschen zufrieden gegeben zu haben, das mir blieb und keine Macht besessen zu haben, mit der ich all das hätte verhindern können.

Kein anderer soll mir das je verzeihen, denn ich selbst werde es auch nicht tun.

Weitere Infos zu den Folgen für Baradé:

Er wird schwach, ängstlich, vergesslich, unvorsichtig, spricht mit sich selbst, hat Albträume, sieht merkwürdige Dinge und versinkt in einer großen Depression, weil er sich selbst die Schuld an allen negativen Ereignissen gibt.

Er wollte für Frieden sorgen, indem er Gotlinde mit nach Tffahn nahm.

Er hat nicht den Mut, sich selbst dafür zu richten. Nach dem Kampf im Thronsaal zwischen Gardona und Dararos über dessen Spuren Baradé von Gotlindes Tod erfährt, bricht der Krieg zwischen Menschen, Hochelfen und Gardona entgültig aus.

Charaktere

- Fulchars (Bedeutung: Kriegsvolk, Herkunft: Altdeutsch) – Noch unbekannt.
- Baradé [Lautschrift] – Erzähler, Bruder des Königs der Hochelfen, ein Mensch und Gotlindes Geliebter.
- Gotlinde [Lautschrift] – Gardonas Schülerin, ein Mensch und Baradés Geliebte.
- Gardona [Lautschrift] – Gotlindes Meister, ehemaliger Mensch, inzwischen ein Dämon, Herrscher der Dämonen und Besitzer des mächtigen Feuerstabs.
- Wache – Ein vieräugiger und -armiger Dämon und persönlicher Wächter Gotlindes.
- Dararos [Lautschrift] – Baradés Bruder, ein Hochelf, der König der Hochelfen, Vorsitzender des Kreises der Elemente und Besitzer des Wasserstabs.
- Drôgrhúr [Lautschrift] – Der Hellebarden-Dämon und Torwächter der Flammburg.
- Thrémuld [Lautschrift] – Ein starker Dämonenkrieger, der sich mit Baradé in einem Übungskampf duelliert.
- Die zwei Sirenen oder auch Fischweiber – Die fischartig aussehenden Schwestern des Wassermanns und Freundinnen Gotlindes.
- Der Wassermann – Ein uralter König, der schon im Bergsee lebte bevor Gardona seinen Flammturm errichtete.
- Hjian der Große [Lautschrift] – Der Anführer der Krieger im Krieger-Magier-Streit im Hochelfenkönigreich.
- Reimar [Lautschrift] – Der Dorfälteste von Wallfurt und Vater Lykkes, welcher einst als Krieger Seite an Seite mit den Hochelfen kämpfte.
- Sigurd [Lautschrift] – Ein Bewohner des Dorfes Wallfurt.
- Armin [Lautschrift] – Ein Bewohner des Dorfes Wallfurt und der Onkel der vermissten Tochter.
- Runhild [Lautschrift] – Eine Jägerin des Dorfes Wallfurt, die einen Pfeil auf die dortige Bestie abgefeuert hat und die Frau Trudwins.
- Trudwin [Lautschrift] – Ein Jäger aus Wallfurt, der von der dortigen Bestie getötet wurde und der Mann Runhilds.
- Malte [Lautschrift] – Der Vater aus Wallfurt des von der Bestie getöteten Mädchens.
- Lykke [Lautschrift] – Die Mutter aus Wallfurt des von der Bestie getöteten Mädchens.
- Haemlorn [Lautschrift] – Ein alter Hochelf mit langen weißen Haaren, der Mitglied des Kreises ist.

Orte

- Tŕjahn [Lautschrift] – Das Königreich der Hochelfen.
- Mittillant [Lautschrift] – Das Königreich der Menschen.
- Lichtdrang [Lautschrift] – Eine Stadt im Hochelfenkönigreich, in deren Gefängnis Gotlinde festgehalten wurde.
- Schwarzes Gebirge [Lautschrift] – Ein hohes Gebirge im Norden.
- Flammturm [Lautschrift] – Der Turm Gardonas.
- Flammburg [Lautschrift] – Die Dämonen-Festung Gardonas.
- Wallfurt [Lautschrift] – Ein Dorf am südlichen Rand des Schwarzen Gebirges.
- Marksee [Lautschrift] – Der See, an welchem Gardona einen Niederelf traf und tötete.
- Maehnolt [Lautschrift] – Auch „Das Tor zum Glück“, die Hauptstadt Tŕjahns.

Wesen

- Menschen
- Hochelfen
- Dämonen
- Sirenen
- Wassermänner

Ereignisse

Gedichte

- [Gedicht 1](#)
- [Gedicht 2](#)
- [Gedicht 3](#)
 - [Gedicht 3 - Teil 2](#)
- [Gedicht 4](#)